This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

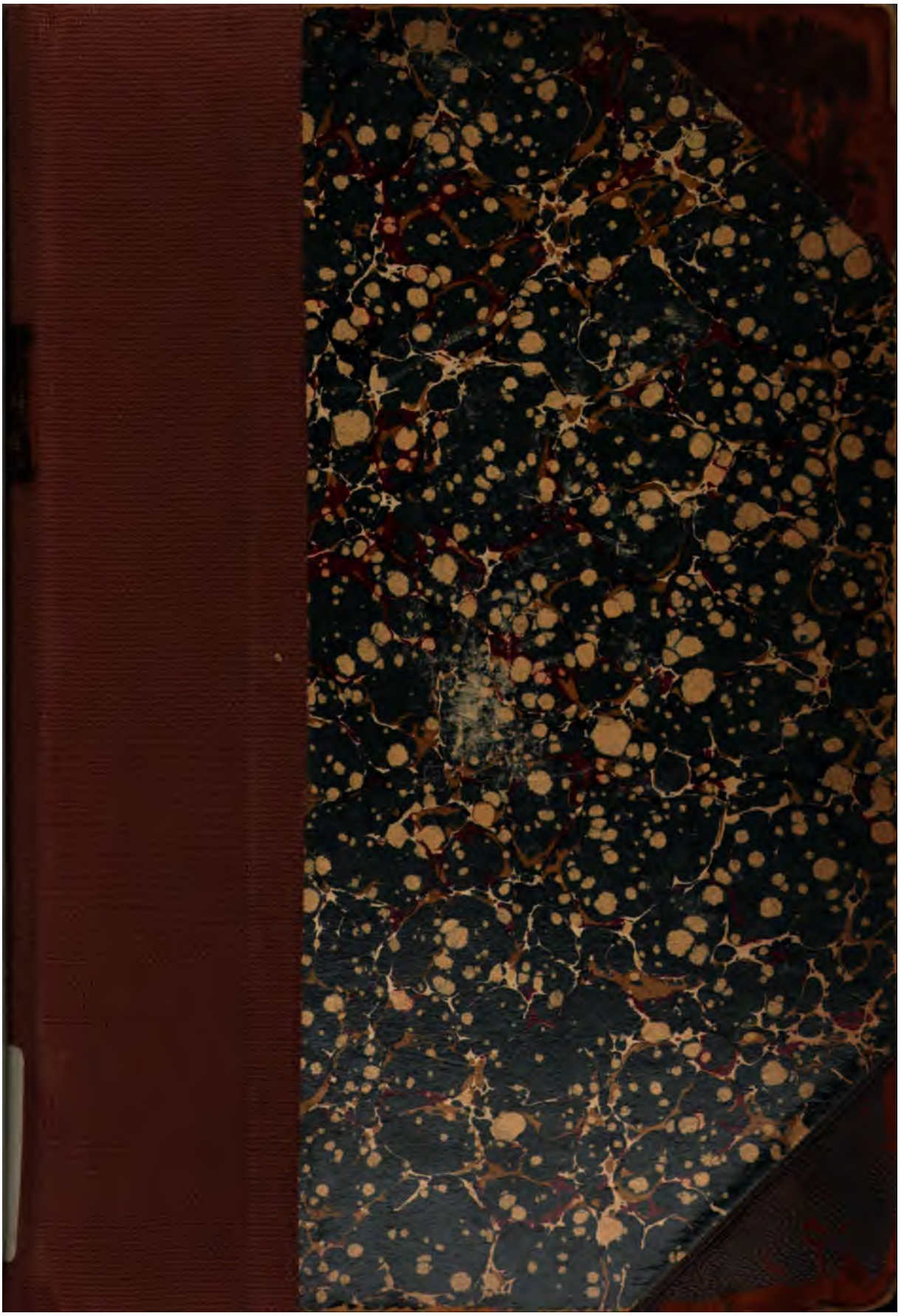
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



LIBRARY AGENT
LEIPZIG

12466.95

Harvard College Library

SHAKESPEARE COLLECTION

FROM THE GIFT OF

WALTER WEHLE NAUMBURG

(Class of 1889)

OF NEW YORK

Emil Mauerhof.

Shakespeareprobleme.

Kempten und München.
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.
1905.

Emil Mauerhof.

Shakespeareprobleme.

51?

Kempten und München.
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.
1905.

12466.95

HARVARD COLLEGE
MAR 19 1914
LIBRARY.

Gift of
W. W. Naumburg
of
New York

Dem Andenken meines Freundes

Konrad Döhling

gewidmet.

Vorwort.

Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig, ein paar Worte an den von mir gewählten Titel zu knüpfen. ‚Shakespeareprobleme' hätten natürlich, soweit der Dichter und Künstler Shakespeare in Betracht kommt, gar keinen Sinn: denn Probleme kann ein wirkliches Kunstwerk nie enthalten. In einem solchen muß, wie leicht begreiflich, alles licht- und rätsellos sein. Der Titel ist mit Rücksicht auf die im Lesepublikum herrschenden Vorstellungen gewählt worden, das nun einmal an Probleme glaubt, seitdem der kritische Unverstand seine Hilflosigkeit mit solchen zu entschuldigen versucht hat. Der gewöhnliche Leser hält es zumeist für unmöglich, daß die Gelehrsamkeit nicht alles zu deuten verstünde, und ist darum gar zu leicht geneigt, die ungenügende Leistung eher auf die Rechnung des einen Dichters als auf das Unvermögen so vieler anscheinend ausgezeichneter Köpfe zu setzen, die sich mit der sinnvollen Erörterung dieser oder jener dichterischen Erscheinung vergeblich abquälen. Er wird dabei nicht gewahr, daß Gelehrsamkeit und Kunstverstand zwei von Grund aus verschiedene Fähigkeiten und Vermögen darstellen. Zur Gelehrsamkeit gehören, wie natürlich, Kenntnisse; aber diese für sich allein versagen vollständig einem Meisterwerke der Kunst gegenüber, das einzig von einer ungetrübten Naturempfindung begriffen werden kann. Denn das wirkliche Kunstwerk ist immer ein Kind

der Leidenſchaft und kann darum auch nur von dieſer erfaßt und glaubhaft gedeutet werden. Selbſt eine alexandriniſche Gelehrſamkeit verharrt durchaus verſtändnislos vor den höchſten Eingebungen der Poeſie, ſolange ſich ihr nicht der Kunſtverſtand vermählt: aber für gewöhnlich finden ſich beide nicht zuſammen. Leider verſteht ſich jedoch die bloße Gelehrſamkeit faſt nie zu beſcheiden; ſie muß nur allzu häufig dünkelhaft, plump und rechthaberiſch in ein ihr ganz fremdes Gebiet hinübergreifen: ſo entſtehen Probleme, die das Kunſtwerk gar nicht kennt, und die der wahrhaft große Dichter als durchſichtige Selbſtverſtändlichkeiten geſtaltet hat.

E. M.

Inhalt.

	Seite
Lady Macbeth	1
Briefe über Hamlet	59
Othello — die Tragödie der Eifersucht?	277

Lady Macbeth.

‚Niemand hat vielleicht herrlicher als Shakeſpeare die Verknüpfung des Wollens und Sollens im einzelweſenlichen Charakter dargeſtellt. Die Perſon, von der Seite des Charakters betrachtet, ſoll; ſie iſt beſchränkt, zu einem beſonderen beſtimmt; als Menſch aber will ſie. Sie iſt unbegrenzt und fordert das Allgemeine. Hier entſpringt ſchon ein innerer Widerſtreit, und dieſen läßt Shakeſpeare vor allem anderen hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer dazu, und der erhitzt ſich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlaſſungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Dieſe Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewieſen; ſie wiederholt ſich aber bei Shakeſpeare: denn wie Hamlet durch den Geiſt, ſo kommt Macbeth durch Hexen, Hekate und die Überhexe, ſein Weib — Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der ſie nicht gewachſen ſind; ja ſogar in Koriolan läßt ſich das Ähnliche finden; genug, ein Wollen, das über die Kräfte eines Einzelweſens hinausgeht, iſt modern.‘

So Goethe.

Betrachtet man daraufhin die Geſtalt Macbeths, ſo würde der Schluß lauten müſſen: in Macbeth als Charakter ſchlechtweg drängt der Ehrgeiz ſo energiſch und gewaltig zum äußerlich höchſten Ziele, daß er alle Mittel, und wären es auch die äußerſten — dazu gehört der Mord — erſchöpfen würde, um ſich ein volles Genüge zu ſchaffen. Aber der Menſch iſt nicht bloß Naturtrieb, er iſt auch zugleich ein vernünftig denkendes Weſen und als ſolches der

Betrachtung und sittlichen Erkenntnis zugänglich, und als solches des weiteren kann er eine Tat wie den Mord nicht wollen. Der Naturtrieb für sich allein müßte notgedrungen dahin führen. Das vernünftige Wesen wird in gleichem Maße davor zurückscheuen. Der Mensch, als Ganzes gedacht, schwankt also. Dieser wird eine solche Tat nur dann begehen, wenn Ereignisse und Verhältnisse eintreten, die mächtig genug sind, den Einfluß der bis dahin übermächtigen Vernunft zeitweilig soweit zu beseitigen, daß die Leidenschaft auf ihrem Wege zum letzten Ziele ungehindert und fesselos forttreiben kann.

Macbeth wäre demnach als geborener König ohne Zweifel ein vortrefflicher Herrscher geworden; als Untertan geizt er nach der Krone und wird ihretwegen und nötigenfalls einen Mord begehen; er wird diesen unbedingt unterlassen, wenn sich seiner Leidenschaft gegenüber starke Einflüsse auf seiten seines menschlich vernünftigen Empfindens geltend machen; ja, er wird ihn sogar dann noch meiden, wenn er sich selbst ganz allein überlassen bleibt; aber er wird zum Mörder werden, sobald Ereignisse und Verhältnisse sich dazu verbinden, seine Leidenschaft auf Kosten der Vernunft zu erhöhen. Soweit die erste, an Duncan verübte Tat in Frage kommt — und diese allein gibt sowohl für Macbeth wie für die Tragödie den Ausschlag — ist der Sporn, der zu gunsten des Mordes einsetzt, die Hexen und des Übeltäters eigenes Weib: Hekate greift erst später ein und besorgt nur, was dann folgt und naturgemäß folgen muß. Und da die Hexen nur die ersten Anregungen sind, gleichsam der Weckruf zur Leidenschaft, reine Äußerlichkeiten, die wie hier ein Vorhaben allein zu ermöglichen und zu erleichtern vermögen, die Lady dagegen kraft des Einflusses, den sie auf die Seele ihres Mannes übt, über die Versuchung hinaus schon die Verführung darstellt, so führt sie auch aus, was jene nur anregten, und ist infolge dessen, soweit ihre entscheidende Einwirkung auf die endliche, moralisch verwerfliche Handlungsweise des tragischen Helden dabei in Betracht kommt, im Vergleiche zu jenen schreckhaften Wesen tatsächlich die Überhexe. Dies wollen Goethes Worte besagen.

Hexen und Hekate.

Was sind sie? und wozu sind sie?

Sie sind natürlich keine Gestalten der Wirklichkeit, sondern Sinnbilder des in Macbeth wuchernden Bösen; darum verführen sie auch nicht, sondern verkünden allein die lichtscheuesten, weil unreinsten Wünsche seiner Brust.

Und sie sind nur zum Zwecke dieser Offenbarung da, insofern echt dramatische Gebilde, als ihre bloße Erscheinung und ein Wechselgespräch in drei Worten hinreicht, um den geheimsten, zur ausgreifenden Handlung bereiten Seelenzustand des Helden aufzudecken und damit nicht bloß seine Bereitschaft, sondern auch die Vorbedingungen dazu mit eins zu erläutern. Mit dem, was sie verkünden, sagen sie nur, was Macbeth zum Teil schon weiß, zum Teil gleich darauf erfährt und zum Teil als nächste Schlußfolgerung ganz für sich allein bestreiten kann; aber indem sie es sagen, sie, diese Unholdinnen der schwarzen Nacht, kennzeichnen sie zugleich den Urgrund, von dem sich die letztere Verheißung: König zu sein — bedeutungsschwer abhebt, und erklären zugleich den Zusammenhang, in dem alle drei Ereignisse: Glamis, Cawdor, König — in ursächlicher Wirkung zu einander stehen. Sie sind die bösen Regungen der Seele Macbeths — nicht schon böse darum, weil sie vielleicht kühne, schwer erfüllbare, phantastische Wünsche bergen; denn der bloße Wunsch, König zu werden, ist an sich noch nichts Schlimmes. Wie viele hätten ihn nicht, ohne dabei gleich an Mord und Todschlag zu denken! Aber daß ihn jene Wesen anregen, die sich soeben erst durch die Art ihres Erscheinens unter Donner und Blitz, in Schmutz und Nebel, Gestank und Dunst wie durch die vollkommene Bosheit ihrer sonstigen Handlungsweise als Verkörperungen des rein Bösen beweiskräftig ausgewiesen haben — diese Umstände drücken auch sogleich den luftigen Wunsch in die unlautere Sphäre der Gier hinab.

Für die dramatische Poesie sind solche Gebilde von ewiger Geltung. Der naive Hexenglaube, wie er noch in der Zeit Shakespeares blühte und Opfer heischte, ist freilich längst dahin, aber die

Vorstellung von Wesen dieser Art führt in unserer Einbildungskraft ein unvergängliches Leben. Wer mit ihnen auch noch heute wie mit Gestalten einer wirklichen Welt hantieren wollte, würde ein allgemeines Gelächter erregen; aber als Sinnbilder in rechten Händen leben sie nach wie vor, und dies in hohen Ehren. Sie gelten und bedeuten nichts mehr, als was der Held für sich und aus sich ganz allein heraus besorgen könnte; sie deuten den Inhalt seiner Gebärde, das ist alles. So wie sie sind und aussehen, genau so ist und sieht es auch in Macbeths Innerm aus, natürlich nur zum Teil und in gewissen Augenblicken, denn der ganze Mann hat ein gewaltig anderes Aussehen; aber um jenes erstere, so geheim gehegte und tief verborgene Sinnen gleichsam wie im Abdruck zu zeigen und es so dem ahnungslosen Zuschauer mit eins und dazu in eindruckvollster Weise vor die Augen zu führen: zu diesem rein dramatischen Zwecke erscheinen und handeln sie; nicht wirkliche, so doch wahrhaftige, wenn auch nur in der Höhenluft der echten Kunst lebendige Wesen.

Und was soll Hekate?

Sie ist die Meisterin der Hexen, und demgemäß meistert sie auch das Stück; sie vollendet, was jene begonnen — immer im dramatischen Sinne verstanden! und die Lady so glücklich zum Bösen hingefördert hat. Auch sie, ähnlich den Hexen, spiegelt nur den zeitweiligen, seelischen Zustand des Helden wieder. Wie jene die Regungen zum Bösen, so bedeutet sie schon die Herrschaft des Bösen. Wie aus den Hexen die Versuchung, aus der Lady die Verführung, so kündigt sich aus ihrer Erscheinung die gänzliche moralische Verlorenheit und Vernichtung Macbeths an. Nachdem der Unselige in fassungslosem Entsetzen vor dem Geiste Banquos das eigene, schwere Geheimnis preisgegeben hat, sich vor aller Welt als Mörder entlarvt sieht, sich als geächtet und vogelfrei, als Feind aller Guten, als Zielscheibe aller Bösen, als für immer den Geistern der Vergangenheit wie der Zukunft verfallen, sich nach Leib wie Seele als aussichtslos verloren erkennt: in diesem furchtbaren Bewußtsein unentrinnbaren Verderbens sucht er, der nichts mehr hofft und allein

ſich noch fürchtet, vornehmlich in der Vernichtung aller Güte die Betäubung ſeiner Qual:

> Was Vorteil bringt, das iſt nun alles gut.
> Seltſames ſpukt im Kopf mir, drängt zur Hand
> Und muß getan ſein, ehe noch erkannt.

Zielloſe, blindwütige Leidenſchaft, die um ſich ſchlägt, gleichviel wohin und was ſie trifft, nur noch von dem alleinigen Triebe aufgeſtachelt das eigene Ich, und wäre es mit dem Untergange aller zu erhalten — dieſe Vorherrſchaft einer grenzenloſen Selbſucht, die in ſolcher Geſtalt natürlich von Grund aus böſe iſt und zeitweilig alle anderen Regungen in Macbeths Bruſt überwuchert: dies bekundet das Daſein der Hekate.

Lady Macbeth.

Goethe hat ſie die Überhexe unter den Hexen genannt. Als die ſeltſame Frau, ſo gekennzeichnet, an dem Arme des Dichterfürſten in die literariſche Geſellſchaft trat, war es nur natürlich, daß ſämtliche Größen der Kunſtkritik ſich von weit und breit zuſammenfanden, um die eigenartige Erſcheinung auch ihrerſeits in Augenſchein zu nehmen. Der erſte, der ihr neugierig ſo in die Augen ſchaute, war gut bewandert in alter wie neuer Geſchichte; er ſah denn auch ſofort, daß auf dem Grunde der Seele dieſer merkwürdigen Frau die altgriechiſche Klytämneſtra lag — ‚eine Klytämneſtra an Stolz, Grauſamkeit, Unerſchrockenheit und Gewiſſenloſigkeit‘. Der zweite vermochte, wie begreiflich, zu ſo viel Geiſt nur noch bewundernd Beifall zu klatſchen; aber auch er wollte nicht ganz ohne ſelbſtändige Forſchung auf dem Platze erſcheinen; er erinnerte ſich dabei zufällig, daß die gute Lady Macbeth doch eigentlich gar keine Gattenmörderin ſei; ſo nannte er ſie flugs eine ‚Mörderin aus Gattenliebe‘. Der dritte kam gar nicht mehr dazu, die Lady ſelbſt zu ſehen; er hörte nur noch auf das, was andere von ihr ſagten, und was er ſo hörte, genügte vollauf, ihn ganz außer Faſſung zu bringen. Eine ‚Gattenmörderin‘ und eine ‚Mörderin aus Gattenliebe‘, denkt er bei ſich, iſt das ein Weib! Nicht nur den eigenen Mann, auch die Männer anderer

Frauen ermordet sie mit einer kühlen Eleganz, die genugsam beweist, daß diese ‚Virtuosin des Verbrechens' in ihrem Handwerk alt geworden ist. Dem vierten war die Lady Macbeth Shakespeares schon zur vollen Sage geworden: wußte ihm doch die ‚Virtuosin des Verbrechens' mehr als genug zu erzählen! So erlaubte es ihm denn auch seine lebhafte Phantasie, diese zu sehen, wie sie fleischlosen Gesichtes, ein Nattergeringel um Kopf und Genick, hochgeschürzt und in aufgestülpten Ärmeln nur noch im Blut watete und knetete: ihm fehlte allein der vollwertige Name für ein solches Geschöpf, und der witzige Kopf verfiel, wie nicht anders zu erwarten, auf eine ‚altnordische Furie'. Der fünfte endlich, um mit diesem die schier endlose Reihe der Deuter zu schließen, der sich an den romantischen Truggestalten seiner Vorgänger gleichgestimmt bis zum Fieber erhitzte, hatte zum Schluß eine furchtbare Vision: ihm schien's, als rase diese schottische Megäre auf feurigem Renner ruhelos über Berg und Tal, mordfunkelnden Auges von dem Rücken ihres Pferdes herab unablässig nach Beute spähend, diese bald links, bald rechts wie im Fluge erhaschend, zerreißend, zerfleischend, ja sogar verspeisend, und noch im Traume war's, daß der wackere Mann mit entsetztem Aufschrei die Schottin eine ‚kannibalische Amazone' schalt. Wie man bemerkt: der Bilder und Namen sind viele! Die Wahl — ist sie schwer? ist sie leicht? Genug, es heißt sich entscheiden. Wohlan! Auch wir ziehen die magischen Kreise: Dünste steigen auf, wallen hin und wider, ballen sich; auch wir murmeln Beschwörung auf Beschwörung, auch wir rufen es endlich mit verlangender Gewalt: Lady Macbeth, erscheine! Und siehe da, die Nebel senken sich, verwehen, und in sonniger Tageshelle schreitet über den frischen Rasen ihres Parkes die anmutigste Gestalt.

Sie ist es! So klar wie der Tag, so unumwölkt ist ihre weiße Stirn; sie freut sich der Schönheit des Morgens, sie ist heiter gestimmt und ruhig. In ihrer Rechten hält sie einen halbgeöffneten Brief; sie entfaltet ihn und liest. Er kommt von dem Gemahl, erzählt von Kriegen, Schlachten, Niederlagen, Siegen — da stutzt sie; hat sie recht gelesen? Noch einmal fliegt ihr Auge über das

Blatt; sie ist bewegt, immer begehrlicher saugen sich ihre Blicke in das beschriebene Papier, ihre Erregung steigt, ihr Mund bebt, ihre Züge lächeln Triumph. Laut und immer lauter drängt sich Wort nach Wort auf die willige Lippe, bis sie es endlich in die Welt hinausrufen, die Bäume, Vögel, Lüfte zu Zeugen anrufen muß, daß er Glamis ist! und Cawdor! und daß er darüber hinaus noch werden soll, wozu sie den Willen hat. Und wie sie dies denkt, knittert das Papier in ihrer kleinen, geballten Hand; noch höher hebt sich ihre schlanke Gestalt, und mit stürmischen Schritten mißt sie Pfad auf Pfad. Endlich! jauchzt es in ihr, und wie die Sonne vom bläulichen Firmamente herab wolkenlos erglänzt, so leuchtet auch in ihrem Antlitz strahlende Genugtuung auf. Liebt sie doch ihren Gatten wie ein stolzes Weib: nicht bloß in Hingebung und Zärtlichkeit, sondern vielmehr noch, weil er, der Großen Größester, auch ungekrönt ihr ein Diadem verhieß. Wie hat er es verstanden, ihr Träumen und Sehnen wahr zu machen, er, der Herrliche, der Unvergleichliche, der Mann unter den Männern, der Feldherr unter den Kriegern, noch als Untertan schon Herrscher unter den Königen! Ihm wird nur, was er von jeher war! Und ihr? Sie spricht es nicht aus; aber während sie es denkt, dunkelt es in ihrem sonst so lichten Auge zu unheilvollen Wettern auf. Oh, sie weiß mehr, als sie sagt! Wie sie so daher wandelt in der leichten Grazie ihrer Bewegungen, vergleichbar nur der Fürstin, die niemand über sich, alle unter sich erblickt, die Brust von Ahnungen des Glanzes und der Herrlichkeit geschwellt, Triumph im Gange und Triumph im Blick, beteuert sie im heißen Willensdrange vor sich selbst, daß ihr der goldene Reif sicherer ist als selbst der nächste Augenblick. Da erscheint der Gemahl; und wie sie nur in einer einzigen Empfindung lebt, so hat sie als Gruß auch nur ein einziges Wort: Heil! Heil! Sie muß es dreimal sagen und zum dritten Male: das größere Heil dereinst!

> Dein Brief hat mich hinweggerückt aus dieser
> Beschränkten Gegenwart, ich fühle nun
> Das Künftige im Jetzt —.

Und da sie so fühlt, über die Gegenwart hinaus schon im berechtigten Besitze der Zukunft lebt, so muß auch werden, ohne dem zu leben sie nicht länger vermöchte; sie schwört es sich zu und schwört es als — Weib, das nur mehr Begehr, und solchergestalt das, was es begehrt, bedenkenlos und auf dem kürzesten Wege will. Aber wie? auf welche Art?

Als Macbeths Gattin einzig imstande, durch ihn die Krone zu erringen, will sie diese scheinbar mehr für ihn, in Wahrheit jedoch mit ihm für sich — und als Weib schlechtweg durch ihn für sich. Durch ihn! und wie?

Auch daran hat sie schon gedacht, das Mittel aber in Anbetracht des Charakters ihres Mannes bedenklich gefunden: er ist nicht schlecht genug dazu; übrig bliebe nur, die ganze Kraft ihres sonst bewährten Einflusses aufzubieten. Sie fragt und mäkelt nicht: sogleich! Sie ist sich ganz klar darüber, durchaus fertig mit sich — das Leben eines Mannes dazwischen? Weg damit! Das ist die uneingedämmte Leidenschaft des Kindes und des Weibes. Für beide gibt es zwischen Begehren und Erreichen oft genug keine Kluft; wollen und haben, gleichviel wie, und vor allem sofort!

Zu Ende des Briefes hatte der Gemahl ihr geschrieben: Dies hab ich für gut angesehen, Dir mitzuteilen, teuerste Genossin meiner Hoheit, damit Du nicht Deinen schuldigen Anteil an der Freude verliereſt durch Unkunde der Dir verheißenen Größe. Leg' es an Dein Herz und lebe wohl!

Deinen schuldigen Anteil! Nicht umsonst steht dies da, denn der Gedanke an diese verschiedene Größe lebt als etwas durchaus Eigenes und Selbständiges in der Frau. Sie ist weitaus vor ihm ehrbegierig; da sie aber ihre Leidenschaft nur durch ihn befriedigen kann, so auch ehrgeizig für ihn. Der Ehrgeiz in ihr ist Natur, die Liebe zum Manne Wahl; diese wurde erst, wo jener angeboren ist, folglich der letztere das Grundelement, indem sie atmet. Als ihr ein Bote meldet, der König käme zur Nacht — in derselben Sekunde ist sie auch schon über den ‚nächsten Weg', den der Gemahl gehen soll, hinweg; sie selbst will ihn betreten:

Kommt, ihr Geiſter, die
Ihr Mordgedanken dient, entweibt mich hier
Und füllt mich an, vom Schopf zur Zeh', randvoll
Mit wildeſter Grauſamkeit, macht dick mein Blut!
Verſtopft Zugang und Weg der frommen Scheu,
Daß keine reuige Regung der Natur
Den finſtern Vorſatz lähm' und Frieden halte
Zwiſchen der Tat und ihm!
Legt euch an meine Frauenbrüſt' und findet
Statt Milch nur Gall', ihr mordenden Gehilfen,
Wo ihr auch weilt als unſichtbar Gefolge
Menſchlicher Freveltat! Komm, dichte Nacht!
Und wickle dich in braunſten Höllenqualm,
Daß nicht mein ſcharfer Dolch die Wunde ſehe,
Der Himmel nicht durch deinen Vorhang blicke
Und rufe: halt! halt!

Sie fürchtet, der Mann möchte widerſtreben und ſo die ſchöne Gelegenheit verpaſſen; dagegen bäumt ſich ihr rieſengroßer Ehrgeiz auf. Die Krone, die ſie ſchon als ihren köſtlichſten Beſitz in den Händen hält, ſieht ſie dieſen wieder entſchwinden; ehe das geſchehe, will ſie lieber das grauſigſte Geſchäft gleich ſelber tun. Das will die Leidenſchaft; ob die Frau es ausführen kann, iſt eine andere Frage. In dem dunklen Gefühle, daß ſie ſich als menſchliches Weſen für eine ſolche Tat zu ſchwach erweiſen möchte, ruft ſie unter dem Sporn einer zaum- und zügelloſen Gier alle Mächte des Abgrundes auf, ihr hilfreich zu ſein. Sie allein kann es nicht. Das Gefühl dagegen iſt vorhanden — unklar und doch allgewaltig. Darum der Notruf der Leidenſchaft und deren verzweifelte Gebärde. Die Leidenſchaft iſt dafür, der Inſtinkt dagegen — beides bis zum äußerſten Begriff geſteigert: das iſt der Charakter der Lady.

Keineswegs auf wunderbare, nur auf unerwartet ſchnelle Art iſt Macbeth zum Than von Glamis und Cawdor hinaufgerückt, iſt mit eins aus dem bis dahin machtloſen Krieger der mächtigſte und erſte Herr des Landes nach dem Könige geworden. Das iſt für unbegrenzte Wünſche zu wenig und zu viel! Wäre er geblieben, was er war, ſo hätten beide, Mann wie Frau, ruhig und friedlich,

wenn auch im Innersten unbefriedigt, weiter gelebt. Beide waren desselben hochstrebenden Sinnes, sich dessen bewußt, mehr zu bedeuten, als sie zur Zeit vorstellten, und darum nicht zufrieden. Sie hatten Kinder besessen und verloren; allein geblieben brachten sie ihre Tage dahin, in sich und durch sich beglückt — und doch nicht glücklich. Aber das Schicksal schien sich ihren innigsten, wohlverwahrten und nur ihnen selbst bekannten Wünschen so neidvoll zu verschließen, indem es sie trotz Tüchtigkeit und Verdienst machtlos ließ, daß sie schon halb und wie für immer entsagten: die Dämonen schlummern. Da auf einmal reißt der Zufall alle Schranken weg, die sich ihrem Drange entgegentürmten, und führt sie beide mit einem Zuge bis hart vor das Ziel der ehrgeizigsten Träume. Die Krone funkelt ganz nahe vor ihren Augen, ihre Arme erreichen sie, nur ein alter, schwacher Mann steht ihnen im Wege: weg mit ihm! Sie rufen es beide, nur rufen sie es verschieden. Er mit Vorbehalt, sie völlig bedenklos. Der Dämon ist in ihr erwacht und schaltet ungezügelt. In der reißenden Schnelle, mit der sich der Wechsel der Geschicke von der Tiefe zur Höhe vollzieht — und daß zugleich diese Versuchung die erste ist, birgt sich der letzteren phantastischer Reiz und ihr bohrender Stachel. Daß sich ebenso rasch die Gelegenheit bieten muß, damit vollständig abzuschließen, dieser Umstand vollendet dann das Verhängnis.

Die Lady Macbeth ist ganz Weib und nie, auch im moralischen Sinne, je etwas anderes gewesen. Ihr seelisches Leben ist ausschließlich innerlichster Natur, ganz verschlossen, selbst ihrem Manne gegenüber bei aller Innigkeit des Gefühls eher karg an Worten. Nichts von ihr erscheint an der Oberfläche, alles birgt sie sorgsam in der Tiefe; nichts verrät sie, alles bewahrt sie, es sei denn, daß ihr trügerische Traumbilder die Zunge lösen. Sie ist eine reiche Natur, von starker Phantasie und lebhafter Empfindung. Je geheimnisvoller sie alles, was sie im Innersten erlebt, in sich zusammenschließt, um so leidenschaftlicher ist dieses innere Leben selbst, und je weniger sie an Dinge von geringem Werte zu verausgaben pflegt, um so mehr Nährstoff liegt für die Erscheinung eines

einzigen Lebenszweckes aufgespeichert: so wird dies in der Tiefe gekräftigte Gefühl sie gelegentlich dahin führen, auf ihren Lebensdrang das äußerste Maß aller Kräfte zu setzen, und eine unerfahrene Einbildungskraft wird sie dazu verführen, Traum und Wirklichkeit unterscheidungslos gegen einander auszutauschen. Eine solche Frau kann, wofern sie liebt, nur einmal lieben, und wird, wofern sie einmal von ganzer Seele will, diesen Willen mit ihrem Leben bezahlen.

Wie die Lady völlig Weib ist in ihrer Hingebung an den Geliebten und an ihren Lebenszweck, so ist sie dies auch in ihrem Wissen und Gewissen. Mit ihrem Wirken als Gattin und Mutter schließt sich für sie diese engere Welt; was außerhalb derselben liegt, kennt sie nicht mehr und versteht es kaum. Das bunter gestaltete Leben der Männer, deren Art zu handeln und zu betrachten im ungleich mannigfaltigeren Spiele begehrender, sich messender und versagender Triebe, sieht sie nur zufällig und wie aus nebelgrauer Ferne und vergißt es demgemäß. So glaubt sie den eigenen Mann an sich messen zu dürfen, verkennt sich, täuscht sich zwiefach und geht an dieser doppelten Täuschung jämmerlich zu Grunde.

Als sie die Nachricht von der überaus raschen Beförderung Macbeths erhält, sieht sie — und wer sähe es nicht? daß nur ein Mann zwischen ihr und ihrem Ziele steht, und sofort, ohne jegliche Zögerung, spricht sie diesem das Urteil: er sterbe! Dabei nicht eine Spur von Bedenken oder Gewissensqual — einzig eine dunkle Scheu, und auch diese nicht einmal, so lange der Mann den Frevel vollführen soll: erst als die Missetat an sie selbst herantritt, empört sich ihr natürliches Gefühl; ein Abscheu, der nicht sein Woher und Warum zu kennen scheint, gleichwohl da ist — groß, gewaltig, unüberwindlich, den sie ersticken möchte und nicht kann, der sie selbst auch wirklich schirmt, aber als bloßer Instinkt nur sie und nicht mehr den Genossen rettet.

Sie und er, welch ein Gegensatz! Er völlig Mann, sie völlig Weib. Er ist vorwiegend Ehrgeiz und Gewissen: das ist der Grund, warum er sich auch so offen ausspricht, warum er die Vorempfindung des nahenden Unheils hat, und warum er endlich noch

dem Betrachter so überaus verständlich erscheint. Die Lady hingegen ist ausschließlich Ehrgeiz und Phantasie. Wie sie da vor uns steht, lebt und webt sie nur in Träumen; ihrer Erkenntnis fehlt jeder zureichende Maßstab für die Wirklichkeit, ihr ganzes Lebenselement ist der Wahn, und so ist es denn gekommen, daß sie mit ihrer geheimnisvollen Art nicht bloß sich und ihren Mann, sondern aufs jämmerlichste auch alle ihre Richter und Ankläger täuschte.

Im nie ausgeglichenen Kampfe sich ewig widerstrebender Natur- und Seelenmächte aufgewachsen, innerhalb derselben immer tätig geblieben, vom Wechsel der Geschicke herumgestoßen, tausendfältig geprüft am Maße der Leidenschaft, ihrer Ernüchterung und Befriedigung auf fremde und eigene Kosten und somit erfahren im eigenen wie im fremden Glück und Weh — betrachtet der Mann, erfährt das Walten des eigenen Gewissens und entscheidet häufig genug gegen seine Gier, wo in ähnlicher Lage die Frau nur dem Schwunge ihrer Phantasie und dem Triebe ihres Verlangens gehorcht. Da nun aber das Gewissen nichts anderes als ein sittliches Wissen ist, so hat auch jene letztere in Dingen, die außerhalb ihrer Lebensvorstellungen liegen, kein Gewissen, denn sie weiß nichts. Ja, wäre über die Lady als Gattin oder Mutter eine Versuchung hereingebrochen, wir hätten zweifellos der Gewissensregungen und Bedenken die Fülle gehabt: aber auf dem Schauplatze der Taten, zu dem eine Windsbraut sie ungewarnt entführt, muß sie sich völlig fremd und unerfahren dünken, und da ihr so jeder Schutz einer früheren seelischen Prüfung fehlt, ist sie auch widerstandslos allen Dämonen ihrer Sinnlichkeit preisgegeben. Kein Gewissen gibt es da zu knebeln, allein das Grauen. Daß ihr das letztere nicht gelingt, ja, soweit sie allein in Frage steht, gänzlich mißlingt, ist die Beglaubigung ihrer sittlichen Menschlichkeit.

Sie hat wahrlich keine Mühe gespart, ihrer Leidenschaft ganz zu Gefallen zu leben. Nicht bloß auf Worte hat sie sich beschränkt, nicht bloß die Geister blutiger Frevel hat sie als Mordgehilfen angerufen, sie hat auch die Dolche der Kämmerer bereit gelegt, die in das Blut des Ermordeten getaucht werden sollen; aber je weiter die

Nacht vorrückt, desto schwächer und schwächer fühlt sie sich werden. Um sich zu kräftigen, hat sie sich absichtlich angetrunken:

Was sie berauschte, hat mich kühn gemacht;
Was sie auslöschte, gab mir Feu'r.

In die Kammer des schlafenden Königs ist sie geschlichen und lungert da mit heißem Atem an dem Kopfende des Bettes herum:

Hätt' er nicht meinem Vater gleichgesehen,
Wie er so schlief, ich hätt's getan.

Nun, das versteht sich! Sie kann es eben nicht und könnte es nicht, auch — um die ganze Welt nicht! Wer sieht, wie so die Leidenschaft schrankenlos in diesem Weibe tobt, von keiner wie auch immer gearteten Betrachtung gehemmt und zurückgewiesen, und wie sich mit jener die geschäftigste Phantasie verbündet, um dieselbe noch mehr zu erhitzen, ihr Gelingen vorzulügen und nichts als Gelingen, sie toll zu machen vor den verführerischen Bildern der allernächsten Zukunft, und ihr darum als unfehlbares Mittel dazu das Werk anpreist, mit dem die Lady nicht bloß sich, sondern auch schon Macbeth blenden wollte — das Werk, von dem sie äußert, daß es ‚alle Tage und Nächte' der Folgezeit

Mit Hoheit schmücken wird und Herrlichkeit —

wer alles das verfolgt und dann wahrnimmt, wie die Frau dennoch, für sich zum wenigsten, widersteht, der wird das Maß von dem Reichtume rechter, echter, natürlicher Menschengüte erhalten, der in diesem Busen verborgen und ungehoben geblieben ist. Begierde und Versuchungen widersprechen dem in keiner Weise. Wer gar nicht mehr in der Reife des Lebens versucht werden kann, ist von jeher stumpfsinnig gewesen. Das ist kein Vorzug, es ist ein Mangel. Hier waltet die Leidenschaft auf dem Gipfel ihrer Tätigkeit, in der gleichen Höhe kreist die Phantasie: und trotz dieses übermächtigen Bündnisses versagt die Frau den verlangten Dienst. Sie unterwirft sich nicht; sie weiß nicht warum; sie kann es nicht, sie will es nicht; die natürliche Güte erweist sich stärker in ihr als die Leidenschaft. Jenes grauenhafte Selbstgespräch der Lady ist nur die dramatische

Wiedergabe dieses erbitterten, inneren Kampfes. An dem Riesenmaße der Anstrengungen, womit da die Leidenschaft ihr Werk betreibt, tritt wohl ein unmäßiger Ehrgeiz, aber keineswegs die unmenschliche Verruchtheit der Frau und ihre Bosheit, ganz im Gegenteil die menschliche Würde derselben zutage. Und diese bewährt sich an ihr durchweg und als Unterlassung schon in der nächsten Stunde: denn sie mordet nicht. Aber leider! sie selbst kann nicht morden, doch sie kann verführen; das will sie und tut sie.

Die Lady selbst scheut vor dem Morde zurück; das ist entschieden, sie wird ihn nimmer begehen.

Es war kein Grundsatz, keine Betrachtung, kein Bedenken, nicht einmal eine Gewissensregung, die sie davon zurückhielt, es war ein unwillkürliches Grauen, ein Abscheu, ein unbewußtes Gefühl, das zwischen ihr und der Missetat aufstieg und ihre Hände lähmte; aber die Leidenschaft tobt nach wie vor, will die Krone haben, will dies sofort und demgemäß auch den Tod des Königs. Die Lady verlangt das letztere ebenso heftig wie vorher: nur sie selbst kann nichts dabei tun, darum muß ein anderer dafür eintreten, und dieser andere ist, der Sachlage gemäß, ihr Mann. Und genau mit demselben Ungestüm und der gleichen Raserei von Leidenschaft, mit der sie früher die Vorbereitung an sich selbst vollziehen wollte, geht sie auch jetzt vor, und mit Stacheln und Skorpionen gewinnt sie den Tag. Sie freut sich ihres Sieges; sie vermag ihn zu genießen, weil jenes unerklärliche Grauen sich nur zwischen ihr und der Tat als wirksam erweisen konnte, jedoch auf die Handlungsweise eines anderen ohne Einfluß bleiben mußte: denn sie scheut wohl die Tat, aber sie verurteilt dieselbe nicht. Und sie gewinnt, weil ihre Liebe zum Gemahl geringer ist als ihre Sucht nach der Krone. Wäre dem anders gewesen, so hätte sie statt seiner den Frevel auf sich genommen; und da sie dies, wie bekannt, nicht vermochte, so wäre derselbe überhaupt nicht geschehen. Schon genug der Frauen hat es gegeben, die um ihrer Männer oder Kinder willen vor keinem Verbrechen zurückschreckten, die für jene strebten, für jene sündigten, um nur in reine Hände den verbrecherischen Gewinn zu legen, sich

opferten, damit jene im glücklichen und ungetrübten Genusse sich des Opfers erfreuen möchten. Von diesem Opfermute ist in der Lady auch nicht ein Gedanke und konnte nicht sein, weil sie von Anfang an die Missetat nicht nach Recht und Gewissen, sondern ausschließlich nach dem Drange ihres Ehrgeizes begreift. Wo sie sich zu der Ausführung drängt, folgt sie nur der Ungeduld ihrer Gier und der Furcht, die Vollziehung möchte sonst unterbleiben. Was sie als bewußt sittliches Wesen unter ähnlichen Umständen getan und unterlassen hätte, mag man hier füglich unerörtert lassen; jedenfalls aber hätte sie als solches, wenn unfähig, selbst zu morden, sich dem geliebten Manne noch in dem letzten Augenblicke mit abwehrenden Händen entgegengestürzt.

Gewiß, sie liebt den Gemahl; und sie liebt ihn nicht am wenigsten, wo sie ihn mit wildem Anrufe gegen den Abgrund treibt — winkt ihr doch jenseits der scheinbar so schmalen Kluft das berückend glänzendste Bild seiner und ihrer Zukunft. Und sie liebt zuletzt nur ihn und außer ihm nichts weiter in der Welt, nachdem sie den ersten Blick in das wehverzerrte Antlitz des mörderischen Mannes getan. Die Leidenschaft hat ausgeröchelt, die Phantasie liegt am Boden: betrogen, ach, betrogen! Die Krone hat sie nun, und indem sie die früher so sehnlich gewünschte sich aufs Haupt drückt, spricht sie in freudlosem Tone:

> Nichts hat gewonnen, alles hat verspielt,
> Wer seinen Wunsch und kein Genüg' erzielt;
> Weit besser des Ermordeten Geschick,
> Als durch den Mord ein zweifelhaftes Glück.

Sie spricht dies ganz in sich gekehrt, wie in unablässigem Brüten über sich und die Vergangenheit: es ist bereits die nachtwandlerische Gebärde, in der sich schon hier ihr geistiger Verfall ankündigt.

Die erste, große, furchtbare Prüfung ihres sittlichen Lebens hatte die Ärmste nur zur Hälfte bestanden; sich selbst hatte sie wohl zu retten vermocht, dafür aber einen anderen dem unentrinnbaren Untergange geweiht. Vielleicht nur dieses eine Mal hatte sie ihrer

Liebe zu ihm vergessen, und — rettungslos verloren! Aus jenem dumpfen Aufschrei der Verzweiflung, mit dem er sie nach der fluchwürdigen Tat begrüßt, weiß sie es mit unerschütterlicher Gewißheit; und schwerbeladen mit Schuldbewußtsein und bitterster Reue tritt sie von neuem ihre Wanderung durch das farblose, ganz verödete Dasein an. Ihr Ehrgeiz ist gestorben; ihre Tatkraft ist für immer dahin; scheu beugt sie allem, was noch folgt, aus dem Wege; sie träumt nicht länger von Stolz und Glanz und Herrlichkeit, denn auf ihren Pfaden ist es ewige Nacht geworden, durch die nur als einsamer Stern die verdoppelte Zärtlichkeit zu ihrem noch unseligeren Genossen leuchtet; immer einsilbiger wird sie; verschlossener denn je öffnet sie nur die Lippen, wenn es gilt, den geliebten Mann in seiner Gewissenspein zu beschwichtigen; und rafft sie sich von Zeit zu Zeit scheinbar zu ehemaliger Energie empor, so ist es lediglich in dem verzweifelten Bestreben, zu retten, wo und wenn überhaupt noch etwas zu retten ist.

Sie ist nicht roh, sie ist nicht gemein; sie ist weder grausam noch gefühllos, weder blutdürstig, noch kannibalisch — nur der Pöbel urteilt so; sie ist im Gegenteil vornehm und zart und von urgründlicher Güte: aber sie ist eine dämonische Natur, ohne die Zucht des Gewissens aus der harten Schule des Lebens. Daß der Dämon in ihr aufgerufen wurde, da alle Wächter fehlen, und sie, ihrer Leidenschaft voll und ausschließlich überantwortet, nur in deren Dienst wie unter dem Zwange eines Naturgesetzes handeln muß, ist ihr tragisches Verhängnis. Denn was sie in jener Mordnacht vollbringt, vollführen gegebenen Falles alle von dem gleichen dämonischen Drange und zeigen sich nicht sonderlich ergriffen darnach. Aber so fein sind die Fäden, aus der ihre scheue Seele gesponnen, daß der erste rauhe Windstoß dieselben zerreißt, und der erschütterte Sinn sich in die schirmende Welt des Scheines flüchtet, um dort noch einmal aufzuflammen und dann zu erlöschen. Nur als Gefühl, nicht als Grundsatz ist das Gewissen wahrnehmbar in ihr: darum ist sie auch dem plumpen Verstande, der nur auf Worte und Lehrsätze pocht, von jeher ungeheuerlich erschienen. Der Feingehalt ihres

Empfindens ist aber so groß, daß sie, die doch auf jenen Höhen der Menschheit wandelt, wo es keine Kläger und keine Richter mehr gibt, gleichwohl an dem eigenen Gerichte zugrunde geht. Sie ist erbarmenswert von Anfang bis zu Ende und unseres Mitleids gerade dort am würdigsten, wo sie sich im Taumel ihrer Leidenschaft zu dem Grausigsten bereit machen will. Es ist ja ein Wahn, was sie glaubt, hofft und erträumt: eine Nachtwandlerin auf der schmalsten Felswand — wenn sie erwacht? tief unten die Schlucht birgt den zerschmetterten Leichnam.

Solches ist das Schauspiel, welches die Lady Macbeth gewährt: ein Schauspiel von Angst und Bangen und Tränen, in welchem sie lebt, schafft und endet — als Dämon und Weib.

Was ihre Gestalt zu einer so ergreifenden macht, ist der Umstand, daß hier die Frau, so wie sie lebt und endet, gleichwohl zu den ersten ihres Geschlechtes gehört, daß sie an Tiefe und Kraft der Empfindung wie an Reichtum der Phantasie alle Gewöhnlichkeit weit hinter sich zurückläßt, und daß sie dennoch jämmerlich zugrunde gehen muß, weil eine eigentümliche Fügung des Geschickes ihre Sittlichkeit daran gehindert hatte, die Grenzen des traumhaften Instinktes zum hellen Bewußtsein hin zu überschreiten; und daß unheilvoller Weise eine Versuchung über sie hereinbricht, deren plötzliche und furchtbare Glut in ungefährlicher Art nur ein ganz klares Gewissen hätte löschen können. So, wie der Dichter sie ersonnen, ist sie reinste Natur und für den einsichtsvollen Kenner ein Kunstgebilde von entzückender Wahrheit.

Macbeth.

Der Irrtum in der Beurteilung eines Charakters wird unausbleiblich sein, sobald man dazu von der Ungeheuerlichkeit eines einzelnen Vorganges anhebt. Wozu Macbeth in jener Blutnacht auf dem Schlosse geworden, das wissen wir — zu einem Mörder; was er aber an sich nach dem vollen Inhalte seines Wesens ist, darüber gibt uns der Frevel selbst keine auch nur annähernd richtige Auskunft, und ihn auf diesen hin gar einen ‚gebornen Mörder' zu nennen, möchte sich als überaus einfältig erweisen.

Man wird bei seiner Missetat vor allem zwischen den Begriffen notwendig und zufällig unterscheiden müssen.

Den ‚geborenen Mörder' kennzeichnet schon die in seiner Charakterveranlagung allein begründete Tat; ein solcher handhabt den Mord wie ein gewöhnliches Handwerk, d. h. er ist von Natur so bösartig und gewalttätig, daß er jeden Augenblick bereit ist, auf jegliche Versagung eines Gelüstes, wenn nötig, mit der völligen Vernichtung seines Widersachers zu antworten. Diese seelische Bereitschaft wird so lange nicht in die Tat ausschlagen, als vielleicht Zweckmäßigkeitsgründe dagegen sprechen, aber ohne diese letzteren, oder ohne deren volle Würdigung, oder im Rausche der Leidenschaft muß mit gleicher Notwendigkeit wie Tag auf Nacht, so der Mord auf den Widerstand folgen. Ein solcher Mensch ist zum Morden geboren: das Morden ist seine Lebensart. Außerhalb der Gesetze würde er ähnlich dem Lügner, Betrüger, Dieb, jede Gelegenheit wahrnehmen, an der sich seine Natur messen könnte, und diese Gelegenheit fände sich auf Schritt und Tritt. Die Mordlust mag hierbei füglich außer acht bleiben, wiewohl gerade diese den ‚geborenen Mörder' in seiner ganzen Vollkommenheit zeigt; uns kann nur der Mord als Mittel und nicht als Selbstzweck beschäftigen; und ein solches Mittel, bewußt oder unbewußt, als das für die eigene Natur und zur Erreichung eines leidenschaftlich begehrten Zieles geeignetste ungereizt und unverführt anzustreben — ein derartiges Verhältnis, wenn erkannt, würde den unwiderleglichen Schluß erlauben, daß der Mord hier in der Tat zu einer Notwendigkeit wird, daß er, wenn auch nicht sogleich, doch einmal sicher vollführt werden muß, da ein so gestaltetes Wesen sich von den Umständen nicht finden läßt, sondern sich die passenden selbst schafft. Das ist der notwendige Mord, den der ‚geborene Mörder' verübt.

Völlig anders verhält es sich mit dem zufälligen Morde. Daß es auch bei diesem nicht ganz ohne Bosheit des Herzens und ohne gewalttätigen Sinn abgehen kann, versteht sich von selbst; aber was ihn sofort zum Unterschiede von dem andern kenntlich macht, ist der Umstand, daß denselben lediglich völlig unerwartete und höchst

überraschende Ereignisse zu zeitigen vermögen, daß der Mörder selbst die Gelegenheit nicht sucht, daß im Gegenteil besondere, ja übermächtige Einflüsse ihn von außen her dahin ziehen, daß der Mordgedanke nicht aus eigenstem Triebe in ihm emporschießt, vielmehr wiederum nur durch Außendinge in ihm wachgerufen wird. Das Hauptkennzeichen des zufälligen Mordes ist nicht der mörderische Hang des Übeltäters, sondern der hinreißende Einfluß der Außenwelt, während es sich bei dem notwendigen Morde gerade umgekehrt verhält. Der geborene Mörder ist immer ein Ungeheuer, der zufällige Mörder gewöhnlich ein Unglücklicher.

Welchem von beiden gehört nun Macbeth zu? Daß dieser tragische Held Shakespeares ein tapferer Krieger und ruhmreicher Feldherr, Bellonas Bräutigam, ist, will für sich allein blutwenig besagen; denn man kann dies alles und doch dabei ein Untier sein. Um über den wahrhaften Menschen in Macbeth etwas zu erfahren, dazu wird man sich wohl nach anderen Beweisstücken umsehen müssen.

Das Wort: Mord — hat allerdings einen so furchtbaren Klang, daß es begreiflich ist, wie eine in kindlichem Unverstande schwelgende Phantasie alle Mörder miteinander unterscheidungslos mit demselben satanischen Ausdrucke belehnt: allein die Besonnenheit wird zu ihrem Urteil ganz andere Wege einschlagen müssen. Zwischen des Raubmörders blutiger Gier und den schwärmerischen Impulsen, unter denen zuweilen der Idealismus den tödlichen Streich führt, indem er sich selbst dabei freiwillig opfert, besteht kein Bindeglied. Männer wie Brutus, Frauen wie die Charlotte Corday sind sehr vornehme Erscheinungen. Man wird immer erst nach den Motiven zu forschen haben. Je weiter sich der Beweggrund von der Niedrigkeit eines bestialischen Egoismus zu immer luftigeren Sphären entfernt, um so höher hebt sich auch innerlich wie äußerlich die Gestalt des Mörders. Ja, die dämonische Natur überhaupt, der doch, zum Teil auch in der Gesittung, die Welt ihr Allerbestes verdankt, wandelt unablässig an jenem Abgrund, den die Gesellschaft als Verbrechen bezeichnet, und in den ein unheilvoller Zufall jene jeden

Augenblick hinabzustürzen vermag. Der vorsichtige Richter wird daher wohlweislich noch ganz andere Dinge als das grausige Ereignis allein in Erwägung zu ziehen haben, bevor er ein abschließendes Urteil fällt. Zum mindesten ebenso wichtig — wie solche Verbrecher bei der Tat selbst — wird es für ihn sein, diese vor wie nach derselben zu beobachten.

Als die Lady zu Anfang des Schauspiels jenen Brief erhält, der ihr die künftige Hoheit prophezeit, und sie in ihrem leidenschaftlichen Wunsche nach sofortigem Besitze nur noch mit geschäftigem Geiste alle Mittel durchirrt, jenes ‚später' in ‚sogleich' umzuwandeln und dabei in der Tat auf den kürzesten Weg gerät — so über alle sittlichen Bedenken hinaus sie auch da bis zum Wahnsinn erregt erscheint: sie stutzt gleichwohl, sobald sie an das Werkzeug ihrer Begierde denkt. Es ist der eigene Mann, über den sie, ob tauglich oder nicht, zur Ausführung ihres Planes, in Grübelei versinkt. Und wohin gelangt sie?

Nur fürcht' dich deine Art.
Sie ist zu voll der Milch menschlicher Güte,
Den nächsten Weg zu gehn. Du möchtest groß sein,
Bist ohne Ehrgeiz nicht, doch mangelt dir
Die Schlechtigkeit, die ihn begleiten muß.
Was hoch, das möchtest heilig du erstreben:
Kein falsches Spiel — doch gern unrecht gewinnen;
Du möchtest, großer Than, ein Ding, das ruft:
So sei's gemacht, wenn du es haben willst!
Du möchtest, was zu tun du fürchtest, mehr als
Was ungetan du wünscheſt.

Wunderlicher Weise hat diese Charakterzeichnung, die Macbeth aus dem Munde der Lady zuteil wird und die wähleriſcher in den Ausdrücken gar nicht erdacht werden kann, bei Herrn Werder* gar keine Beachtung gefunden. So unentbehrlich dieselbe auch für den Macbeth Shakespeares ist, für das Gebilde seiner Phantasie

* Karl Werder: Vorlesungen über Macbeth.

konnte der Kritiker sie natürlich nicht gebrauchen. Gelegentlich, im Vorübergehen und nur auf die Worte —

Zu voll der Milch menschlicher Güte —

hin bemerkt er: sie täuschte sich eben. Sie, die Geliebte des Mannes, die Vertraute seines geheimsten Sinnens, die ‚teuerste Genossin' all' seiner Tage täuschte sich! Wo aber allein die Täuschung zu suchen ist, kann doch keinem Unbefangenen verborgen bleiben. Daß die Lady sich bei so sorgfältig abgewogenen Worten in dem Charakter ihres Mannes irren sollte — dieser Einfall ist ebenso komisch, wie die davon unzertrennliche Vorstellung, daß der Dichter, der so dem Irrtum einen ungemessenen Spielraum gewährte, nicht bloß die Frau, sondern mit ihr zugleich auch die Hörer über das Wesen seines Helden im Unklaren lassen wollte. Für gewöhnlich freilich tun die wirklichen Dichter das volle Gegenteil. Sie bemühen sich, die Charaktere ihrer Dichtungen nach Möglichkeit klar und durchsichtig zu formen, und je besser ihnen das gelingt, um so mehr pflegen sie darum auch als Künstler gepriesen zu werden. In Wirklichkeit bestätigen darum auch jene Angaben der Lady nur, was schon Goethe in seinem Urteile ausgesagt hatte: Macbeths Naturtrieb ist Ehrgeiz; seine moralische Erkenntnis: Befriedigung dieser Leidenschaft in Recht und Ehren. Wenn die Lady als innigste Vertraute dieses Mannes von der ihm innewohnenden, menschlichen Güte als einem Hindernis für eine rücksichtslose Tat spricht, so muß sich diese Güte doch schon an tausenden von Beispielen vor ihren Augen und ihrem Verstande erprobt haben — die Frau ist doch keine Närrin, keine achtlose Schwärmerin! Gewiß, sie kennt seine Leidenschaft, aber wie zahm nimmt sich diese in der Bemerkung: daß er nicht ‚ohne Ehrgeiz', und wie kräftig dagegen das Eingeständnis aus: daß ihm die ‚Schlechtigkeit' abgehe, die doch so notwendig ist, um Erfolg zu haben. Und nun gar!

Was hoch, das möchtest heilig du erstreben.

Ja, sein Sinn strebt nach dem Höchsten, aber er will es mit reinen Händen erringen — eine durchaus ideale Natur! und

weil ſo, darum iſt auch der ſpätere Verfall des Helden furchtbar und mitleidswürdig zugleich.

In dem hehren Reiche der Idee iſt kein Schacher erlaubt, kein Vergleich findet ſtatt; ihr dienen die Jünger von ganzer Seele, oder gar nicht; kein halber oder viertel Zoll wird da entrichtet, geſchweige angenommen. Wer auf dieſer Höhe einmal gewandelt, dem Ideale ganz ergeben, und gleichwohl ſtürzt, findet ſich erſt im Abgrunde wieder. Sein Fall iſt unaufhaltſam, keine mittlere Luftſchicht geſtattet ihm das Atmen, er ſinkt und will ſinken. Die reine Idee noch unvergeſſen im Herzen, die ſchwere Schuld unverlierbar auf dem Gewiſſen, und über beiden die brütende Verzweiflung um das verlorene Paradies, kann er nirgends mehr leben und wähnt es nur noch zu können, indem er das hohe, einſt ſo andächtig verehrte Bild völlig aus ſeiner Seele reißt, es in Stücke ſchlägt und nicht eher ruht, als bis auch die letzten Trümmer zu Staub geworden: ein gefallener Engel, der in der Hölle den Himmel zu vergeſſen ſucht und dies nicht vermag. Dieſem durchaus gleich und ähnlich Macbeth! Auch er zerſchlägt das ſtolze Urbild ſeiner heiligſten Träume, nur um ſich ſelbſt darunter zu begraben. Aber indem ſich ſo bei jedem Schlage Stück auf Stück von der edlen Schöpfung löſt und auseinander fällt, wird damit zugleich offenbar, was einſt an Inhalt und Leben dieſe Trümmer bargen.

Unbeweint — denn wo hätte der hoffnungsloſe Jammer noch Tränen gefunden? allein von jenem leeren, im Einſt und Jetzt verlorenen Blick begleitet, ſenkt ſich ein Stück nach dem andern in das friſch aufgewühlte Grab; nur die Hand zittert, indem ſie die Erde wirft.

Was wird da nicht alles begraben!

> Ich habe faſt verlernt, wie Fürchten ſchmeckt.
> Es gab 'ne Zeit, wo mich's kalt überlief,
> Hört' ich den Uhu kreiſchen; wo mein Haar
> Bei einer grauſen Mär auffuhr und ſtarrte,
> Als ob es lebt' —

und der Unſelige, den ſeine mitleidige Phantaſie ſchon beim bloßen Anhören ſolcher Dinge bis ins Innerſte erbeben ließ, hat die ſchaudervolle Mär im eigenen Leben zur Wirklichkeit erhoben.

Wie er's trägt?

Ich lebte lang genug; mein Lebensweg
Geriet ins dürre, verwelkte Laub.
Und das, was mit dem Alter kommen ſoll,
Als: Ehre, Liebe, Freundesſchar, Gehorſam —
Darnach darf ich nicht ausſeh'n; doch ſtatt deſſen
Flüche, nicht laut, doch tief; Maulehre, Wind,
Was gern das arme Herz mir weigern möchte,
Und doch nicht wagt.

Alles, was das Leben ziert und ehrt, was der Edle ſchätzt und erſtrebt, wird hier gewußt, verſtanden, gewürdigt, als unwiederbringlich verloren beweint und in Verzweiflung begraben; und daneben und darüber kein Wunſch als der bebende Seufzer: ſchwände auch ich dahin! Wovon er ſich einſt in ſeinen reinſten Träumen Bilder ſchuf, was ihm unvergeßlich geblieben in aller Schuld, Pein und Reue, was er trotz aller Wirren ſeines gemarterten Geiſtes gleichwohl immer und immer vergeblich erſtrebte, was er auch jetzt noch ſo heiß erſehnt wie in jenen beſſeren Tagen, und von dem er weiß, daß er es nicht erreichen kann, und daß er's, nicht zu können, ſelbſt verſchuldet hat — dieſe Klage um ein verlorenes und verfluchtes Leben ſteigt ihm aus innerſtem Empfinden zu den Lippen auf, wenn er in dem Tone des ſchwerſten Leids zum Arzte ſpricht:

Könnteſt du beſchauen
Das Waſſer meines Landes,
Es läutern zu der altgeſunden Kraft,
Ich wollt' dir Beifall klatſchen, bis das Echo
Mitklatſchen ſollte.

Vergebene Wünſche, vergebene Klage! Keine menſchliche Kunſt bringt, was war, zurück. Die Unſchuld des Herzens iſt hin und mit ihr alle Segnungen dieſer Erde. Wo früher Blumen

blühten und Früchte reiften, haust jetzt die Zerstörung und die Verwüstung, und in dem verödeten Bau ladet keine Stelle zum längeren Verweilen ein; es heißt nur noch: verzweifle und stirb! Und alles das um eine Tat, um einen Rausch des Augenblicks, um ein Straucheln in der Finsternis! Ja, die Ideale scherzen nicht! Wehe dem, der ihnen diente und ihrer in der Versuchung vergaß! Sie haben ein einziges, unbarmherziges Wort für diesen Verrat: verzweifle und stirb! Und keine Gnade folgt auf den Spruch. Je höher er strebte, um so tiefer muß er sinken — muß, nur um sich selbst zu vergessen und so im Selbstvergessen seine Qual zu lindern. Und je größer die Verführung, der ein solcher erlag, um so heftiger wird er leiden, denn über die Kluft, welche abgrundtief ihm Vergangenheit und Zukunft auseinanderriß, brückt sich für ihn keine Täuschung, keine Hoffnung, kein Trost. Verzweifle und stirb!

Was sich Macbeth mit jenem einen, ersten Dolchstoße eintauschte, ist eine ununterbrochene Kette unsagbaren Leides; sie schlingt sich dräuend schon vor der Tat und zeigt ihn an Leib und Seele gefesselt, sobald nur der Blick auf seine blutigen Hände fällt. Wie er da erscheint, schwankenden Leibes und mit stierem Auge, und was er daraufhin hervorstammelt, abgebrochen und in dem kläglichen Tone eines zu Tode verwundeten Herzens läßt uns mit eins erraten, wie er mit seinem Dolche nicht bloß Duncan, sondern gerade sich selbst tödlich traf.

Man muß die beiden armen Sünder mit einander hören, — ihn und auch sie — wenn man wissen will, was die kommende Enthüllung für beide auf sich hat.

Da die Lady dem verführten Manne nachsah, wie er endlich entschlossen in das Schlafgemach des Königs stürmte, war der einzige Gedanke, den sie, des Triumphes und eines ungebändigten Entzückens voll, zu denken vermochte: die schließliche Erfüllung eines zauberhaften Geschickes. Ihr war's dabei, als müßten sich nun die engen Mauern ihres Schlosses ins Unendliche weiten, die Decke sich zu dem sternbesäeten Himmel wölben und öffnen, in dessen

Wolken auch ihrer jetzt der Thron harrt, der sie und ihn fortan, alle Tage und alle Nächte der Folgezeit, nur noch

Mit Hoheit schmücken wird und Herrlichkeit!

Alles ist bereit! Nur auf ihn wartet sie noch, der jede Sekunde erscheinen muß, um sie strahlend in seinem jungen, königlichen Glanze aus aller Niedrigkeit der Vergangenheit zur Höhe der ewigen Sonne emporzuheben — und herein schwankt, das blutige Messer in der Hand, an Leib und Seele gebrochen, halb bewußtlos und eine abgründige Verzweiflung im Blick — der Mörder Duncans; und das erste Wort, das er kläglichen Tones hervorstammelt, ist:

Das ist ein trauriger Anblick!

Und damit beginnt das Zwiegespräch, die Höhe und der unerreichte Gipfel Shakespeareſcher Kunst, jene Klage um ein verlorenes Paradies, wie sie herzzerreißender noch nie von eines Menschen Lippen geflossen ist, jene Klage, die erst ganz leise im Tone anhebt, dann aber allmählich immer mächtiger und inbrünstiger anschwillt, bis sie dann zuletzt wie die Posaune des Weltgerichts in die erschütternden Schlußakkorde ausklingt:

Mir war's, als hört' ich rufen: schlaft nicht mehr!
Glamis mordet den Schlaf, und darum soll Cawdor
Nicht mehr schlafen, Macbeth soll nicht mehr schlafen!

Seine Seele ist so völlig untergegangen in das unverwindliche Leid, das derart über ihn gekommen, daß er alles um sich vergißt, Gegenwart und Zukunft, die Gefahr der Entdeckung und seine Sicherung, und nur noch in der schrecklichen Vergangenheit empfindet. Entgeistert starrt die Lady auf das grauenvolle Gespenst all' ihrer geträumten königlichen Herrlichkeiten; die vordem so Beredte ist auf einmal ganz still geworden, so bis ins innerste Herz hat sie Gebärde und Ausruf des Mannes erschreckt; nur zögernd kommen ihr Atem und Sprache wieder:

Törichter Einfall —
Zu sagen: trauriger Anblick!

Sie ſagt dies mit einem unbeſchreiblichen Lächeln — leicht, blaß, ſchaurig — als verginge ſie dabei; in der Mitte ſtockt ſie, ſpricht dann ſchnell das übrige — alles ohne Atem. Während die Frau mit ihrer Stimme im weiteren alle Grade von der elendeſten Enttäuſchung bis zur tollwütigen Verzweiflung durchläuft, hat Macbeth für die ganze Szene unabweichlich nur den einen Ton leidvollſter Klage.

Macbeth.

Der eine lacht' im Schlaf, der andere ſchrie Mord!
Daß ſie einander weckten. Ich ſtand und hört' es;
Sie aber ſprachen ihr Gebet und fielen
Zurück in Schlaf.

Der Mann berichtet ſein Erlebnis; und mit ſolcher Magie wirkt die Art, mit der er ſeinen Gang durchs Verbrechen erzählt, auf ſie ein, daß ſie ihm willenlos folgen, ja ſeine Erzählung ſelbſt ſchaudernd erläutern, ergänzen muß. Mit immer ſtarren Blicken auf ihn flüſtert ſie:

Da liegen ihrer zwei.

Macbeth.

Der eine rief: hilf Gott! und Amen! ſprach der andre,
Als ſäh'n ſie mich mit dieſen Henkershänden,
Belauſchend ihre Angſt. Ich konnt' nicht ſagen: Amen!
Als ſie: Gott helf' uns! ſagten.

Noch immer regungslos, aber mit aufdämmernder Angſt im Blick ſagt die Frau leiſe:

Bedenk' es nicht ſo tief.

Macbeth.

Warum bracht' ich denn Amen nicht heraus?
Mir tat ein Hilfſpruch bitter not — und Amen
Stockt' in der Kehle mir.

Lady Macbeth (ſchaudernd und tonlos).

Man darf ſolchen Taten
Nicht ſo nachgrübeln, ſonſt macht's uns verrückt.

Macbeth.

Mir war's, als hört' ich rufen: ſchlaft nicht mehr!
Macbeth mordet den Schlaf, den unſchuld'gen Schlaf,
Den Schlichter des verwirrten Sorgenknäuls,
Den Tod jedweden Tags, der Mühſal Bad,
Der kranken Seelen Balſam, zweiten Gang
Am Tiſche der Natur, den Haupternährer
Beim Mahl des Lebens.

Der ſteigende Jammer in dieſer Klage umſpült die Frau, überflutet ſie zuletzt; die Kräfte fehlen ihr; taumelnd, verſagenden Blickes, halb bewußtlos flüſtert ſie:

Was meinſt du?

Macbeth (von neuem in demſelben irrſinnigen Ton).
Immer rief's: ſchlaft nicht mehr!
Glamis mordet den Schlaf, und d'rum ſoll Cawdor
Nicht mehr ſchlafen, Macbeth ſoll nicht mehr ſchlafen.

Verſpielt? alles verſpielt? zuckt es durch ihr Gehirn, und die Wut der Verzweiflung gibt ihr neue Kräfte; das Bewußtſein kehrt zurück, ſie vermag wieder klar um ſich zu ſchauen, ſie begreift auf einmal ihrer beider Lage, und in abgebrochenen Sätzen und mit heiſerer Stimme ſchreit ſie plötzlich:

Wer war's, der ſo rief?
Mein würd'ger Than, du beugſt die edle Kraft,
Nimmſt du ſo hirnkrank alles. Geh', hol' Waſſer!
Und waſch' das ſchmutz'ge Zeugnis von der Hand!
Was brachteſt du die Dolche mit heraus?
Sie müſſen dort ſein. Trag' ſie hin und färbe
Die Kämmerer mit Blut!

Macbeth (mit Entſetzen abwehrend).
Ich geh' nicht mehr.
Mir graut, zu denken, was ich tat; nochmals
Es anzuſchauen, wag' ich nicht.

Lady Macbeth (in Raſerei).
Schwachmütiger!
Gib mir die Dolche! Schlafende und Tote

Sind nichts als Bilder; nur ein kindisch Auge
Schreckt der gemalte Teufel. Wenn er blutet,
Vergold' ich so der Kämmerer Gesicht,
Daß ihre Tat es scheint.

(während sie fortstürmt, klopft es.)

Macbeth.

Woher dies Klopfen? Wohin kam's mit mir,
Daß jeder Laut mich schreckt? Weh, welche Hände!
Sie reißen mir die Augen aus. Wäscht je
Der große Ozean Neptuns dies Blut
Von meiner Hand? Nein! eh'r wird diese Hand
Scharlachen färben das gesamte Meer,
Bis alles Grün ein Rot wird.

Die Lady kehrt zurück, scheu, wild; das Grauen liegt auf ihren Zügen; sie schüttelt es ab; sie rafft trotzig alle ihre Entschlossenheit zusammen. Es hat geklopft; sie hat es vernommen: Gefahr und Sicherung schlägt hämmernd an ihr Gehirn. Sie hält den fliehenden Atem zurück, sie zwingt ihre Stimme zu einem eisigen Klange — beides, so gut es eben geht; hastig, unsicher, in zerhackter Rede fährt sie den in die gräßliche Vergangenheit ganz verlorenen Mann an:

Meine Hände
Sind deiner Farb', doch schäm' ich mich,
Ein weißes Herz zu zeigen. Ich höre klopfen
Am Südtor. Gehen wir in unser Zimmer.
Ein wenig Wasser wäscht von uns die Tat;
Wie leicht erscheint sie dann! Die Festigkeit
Hat dich verlassen. (erschreckt und noch unruhiger)
Horch! es klopft schon wieder.
Wirf um dein Nachtkleid, sonst verraten wir, daß
Wir noch wachten! (mit ausbrechendem Jammer)
Steh' nicht so kläglich in Gedanken!

Macbeth.

Die Tat zu wissen —
Viel besser wär's, nichts von mir selbst zu wissen!
(erneutes, heftigeres Klopfen; die Frau zieht ihn gewaltsam fort)
Weck' Duncan durch dein Klopfen! O daß du's könntest!

Was in diesem Zwiegespräche zu ungeschmälertem Ausdrucke gelangt, ist die nackte Verzweiflung in ihm und ein hoch und höher steigendes Entsetzen in ihr, das zuletzt schon hier an ihrem Verstande rüttelt. Sie rafft sich zunächst noch auf; da die Handlung ihrerseits nur mehr in Worten bestand, so vermag sie's, als die Entdeckung an die Pforte klopft; er aber ist völlig vernichtet. Er starrt die blutigen Hände an und würde fortfahren, darauf hinzustarren, und würde das Klopfen überhören, und würde sich von den andern so finden, überführen und richten lassen, wenn sie nicht gewesen wäre. Sie rettet den tödlich Verletzten für den Augenblick, einzig um seinen Todeskampf zu verlängern; denn es geht jetzt abwärts mit ihm von Stunde zu Stunde. Sein Verstand ist hin und ebenso seine Kraft zum Leben; nichts, was noch geschieht, kann ihm jetzt mehr vollauf zugerechnet werden, denn alle seine Handlungen sind weiterhin sinn- und ziellos. Wie ein gehetztes, umstelltes Wild stürzt er vorwärts; keine Überlegung leitet ihn mehr, allein der tierische Instinkt und das Grauen vor der Tiefe des Abgrunds. Aus jedem seiner Worte schlägt der heiße Atem einer geängstigten Seele auf; so oft er auch sprechen mag, fortan geschieht es nur mit bebendem Munde. Und welche Opfer er sich auch immer in seinem verzweifelten Kampfe ums Leben aufsucht, nicht diese, sondern er ist das vornehmste Opfertier, das unter seinen wilden Streichen fällt und mit versagendem und ach! so sprechendem Blicke die Verfolger und alle Welt um Erbarmen anzuflehen scheint. Vor den Leuten, die in die Mordnacht hineinbrechen, hat er klagen müssen; aber was er sagt, ist keine Klage um den König, sondern um sich selbst:

Wär' ich gestorben,
Oh! eine Stunde nur vor diesem — Unglück,
So hätt' ich froh gelebt! Von nun an gibt
Es nichts auf Erden, das noch wichtig wäre;
Tand nur ist alles! Ruhm und Gnad' ist tot.

Die des Vorganges Unkundigen und Unbeteiligten mögen einander vor dieser Emphase in Gebärde und Wort erstaunt angeschaut und ihn dabei der Heuchelei geziehen haben; nur eine war

da, die ihn auch hier verstand und die Klage an Inhalt und Ton so echt befand, daß ihr darüber die Sinne schwinden. Die Gattin ist es, sie, die erst vor wenigen Stunden noch auf ihn das stolze Wort angewandt hatte:

So sei's gemacht, wenn du es haben willst!

und damit seine ideale Abkehr von jeder unreinen Handlungsweise bezeichnen wollte; nun hatte er wohl, was er gewollt, aber er hatte es anders gemacht. Das Ideal war unterlegen, da der Leidenschaft Genüge geschah; aber während die letztere jetzt wie erstorben scheint, erhebt jenes sich von neuem zu ewiger Geltung: nur daß die sonnige Milde, die sonst aus seinen Zügen leuchtete, der dräuenden Miene gewichen ist, mit der dasselbe, dem Engel mit dem flammenden Schwerte ähnlich, den Gefallenen aus seinem Reiche scheucht. Daß der so Verstoßene seinen tiefen Fall bis zur Selbstzerstörung empfindet — denn an seinem inneren Leiden geht er zugrunde, die äußeren Feinde würden einer solchen Natur gegenüber machtlos sein — ist der schwerwiegende Beweis dafür, daß er vordem etwas sehr Hohes war. Wer den Himmel verliert, muß ihn doch sein eigen genannt haben; wer den verlorenen Seelenfrieden so beklagt, so um ihn in der Tiefe trauert und leidet wie Macbeth, der muß ihn auch besessen haben, und besaß er ihn, so muß er gut gewesen sein und ist es noch immer trotz allem, was schon geschah und noch geschehen wird. Der Bösewicht wird sich den Teufel um all' solche Dinge scheren.

Es hat ja genug solcher Leute gegeben, die nach den scheußlichsten Bluttaten fröhlich und guter Dinge blieben; solche hatten nichts zu verlieren, keinen Verlust zu beweinen, über nichts zu verzweifeln, denn was sie von Grund aus waren und besaßen: das Böse — dessen erfreuten sie sich nach wie vor in ungeschmälertem Besitze. Aber Macbeth verliert! verliert einen Schatz, dessen unvergleichlichen Wert er dann erst voll erkennt, nachdem er schon verloren ist; und die Größe seiner Qual darüber, die nahezu unermeßlich, ist zugleich der Maßstab seiner seelischen Vortrefflichkeit: gerade in

der Schnelle des Verfalles und in der Wildheit seiner Verzweiflung leuchtet und überleuchtet die finstere Nacht seines Unterganges der idealische Zug seines Wesens. Wer dies nicht sofort und ohne jede weitere Erklärung versteht, dem wird überhaupt keine zum Verständnis verhelfen.

Ja, die Lady kennt ihn, und kennt ihn auch nicht! Denn jemand so in der Tiefe kennen zu lernen, dazu muß man ihn in der Prüfung sehen; sie versteht ihn erst ganz, als es für sie wie für ihn zu spät ist. Hätte sie nur eine Ahnung davon gehabt, was er selbst so deutlich voraus fühlt — das Mitleid und die Liebe hätten ihren stolzen Ehrgeiz, mit dem sie den Zaudernden zur unseligen Tat treibt, siegreich überwinden müssen: denn Macbeth ist keineswegs bereit. Er geht das Wagstück in kalter Prüfung durch und findet, daß es ein Fehlstück ist, von welcher Seite man es immer betrachten mag: auch nicht ein Laut übermächtiger Begier, der die mäkelnde Vernunft dabei übertönt. Die Tat wird beleuchtet nach ihren Folgen wie auf ihren sittlichen Inhalt hin; und völlig unbefangen entscheidet der Betrachter: sie ist durchaus verwerflich.

Wär's abgetan,

so beginnt er,

wenn es getan, dann
Wär's gut, es gleich zu tun. Wenn die Ermordung
Die Folgen könnt' eingarnen, das Gedeihen
Fangen durch seinen Tod, daß dieser Stoß
Das Ganze wäre bis ans Ende — hier,
Nur hier auf diesem seichten Sand der Zeit:
Das künft'ge Leben setzt' ich d'ran!
Doch solche Taten richten sich schon hier;
Die blut'ge Lehre, die wir andern geben,
Fällt, kaum erteilt, auf des Erfinders Haupt;
Die gleich ausspendende Gerechtigkeit
Setzt uns den Kelch, den wir vergiftet, an
Die eig'nen Lippen.
Er wohnet hier in doppelt heil'ger Hut:
Erst weil sein Vetter und Vasall ich bin —
Beides verdammt die Tat — sodann sein Wirt,

Der seinem Mörder schließen sollt die Tür,
Nicht selbst das Messer führen. Auch
War dieser Duncan ein so milder Herrscher,
So makellos in seinem großen Amt,
Daß seine Tugenden, wie Engel mit
Trompetenzungen, aufstehn werden wider
Die Gräuel dieses Mordes; und wie Mitleid —
Ein nacktes, neugebornes Kind —
Im Sturm die Lande überzieht, so werden Cherubscharen
Auf unsichtbar'n Luftrossen aller Welt
Ins Auge blasen die verruchte Tat,
Bis Tränenflut den Wind ertränkt.
Ich habe keinen Sporn, der meinem Vorsatz
Die Flanken stachelt, allein den Ehrgeiz,
Der in den Sattel will und überschlägt sich
Und fällt so auf die andre —

Hier wird er unterbrochen, denn die Lady tritt ein, und seine ersten Worte zu ihr, im Zusammenhange mit seinem Selbstgespräche, gleichsam die Folgerung und der Schluß aus demselben sind:

Wir woll'n nicht weiter geh'n in dieser Sache.

Das hervorstechende Kennzeichen dieses Monologs ist die völlige Leidenschaftslosigkeit in der Stimmung des Helden, die sich von Anfang bis zu Ende bewährt und darum auch mit der entschiedenen Ablehnung des vorsätzlichen Mordes schließen muß: denn der Mann, der hier spricht, ist ruhig und bei Verstand; er durchgeht den Fall, bemerkt, daß nichts dazu, alles dagegen rät und endigt damit, daß nichts geschehen soll; wenn er anders schlösse, würde er ein maskierter Tollhäusler sein. Herr Werder aber schreibt dazu: ‚Der Charakter dieses Monologs ist der, daß er keineswegs eine Überlegung ausdrückt, ob die Tat stattfinden soll oder nicht; kein Schwanken vor der Tat, wodurch diese ernstlich in Frage gestellt würde; sondern in Wahrheit schon die Reue nach der Tat, weil vor dieser bereits in der Tiefe des Hanges unabänderlich feststeht, daß sie begangen wird.'

Man kann nicht unglücklicher urteilen und schließen! Wer aus der Tiefe seines Hanges etwas will und erstrebt, für den hört

damit zugleich auch das ruhige Walten der Betrachtung auf, wäre dieſe für gewöhnlich noch ſo abgeklärt: denn die Leidenſchaft nimmt ihr die Klarheit, umnebelt ſie, entſtellt die Dinge und verſtellt ſie, läßt verlockende Erfolge durchſchimmern, wo der ſicherſte Mißerfolg in Ausſicht ſteht und wandelt in frechem Schwindel Tugenden zu Laſter und Laſter zu Tugenden um. Die Übermacht der Leidenſchaft iſt ausnahmslos von Lug und Trug begleitet.

Macbeth beginnt ſeinen Monolog, wie man weiß, mit den Worten: wenn alles ſo wäre, wie alles jetzt nicht iſt, ſo würde ich mich auch um Gott und Teufel nicht weiter ſcheren und geradeweg tun, was meinem Ehrgeize ſchmeichelt —

Das künft'ge Leben ſetzt' ich d'ran!

Man wird ſich hüten müſſen, von dieſer Redensart mehr zu halten, als ſie wert iſt; ſie iſt lediglich Phraſe, dem Hausſchatze alltäglicher Ausdrücke entnommen, die, urſprünglich von tieferer Bedeutung, allmählich verflachten und zuletzt nur rein bildlichen Zwecken dienen. Von einem inneren Zuſammenhange des Helden mit der überſinnlichen Welt weiß das Stück ſelbſt nämlich nichts zu erzählen. Macbeth iſt durchaus der natürliche Menſch, und nur dieſer, ſo hoch veranlagt und ideal ſeine Natur auch immer ſein mag: ſo beginnt er und demgemäß endet er, denn er ergibt ſich nicht, ſondern kämpft bis zum letzten Atemzuge. Dieſe Redensart iſt hier nichts weiter als der kraſſe Ausdruck einer Leidenſchaft, die bereits im Weichen iſt und ſich damit zum wenigſten an der ſiegenden Vernunft rächt. Ja, Macbeth würde ſo tun, wenn leider nicht eben alles, alles anders wäre. ‚Leider,' ſagt die Leidenſchaft, und ‚alles iſt anders', predigt die Vernunft. Und wie gründlich geht die letztere dabei nicht zu Werke! ſie erſpart ſich und ihm keinen noch ſo unbedeutenden Teil ihrer Aufgabe; ſie rückt alles an den rechten Platz und in das ſchärfſte Licht; ſie duldet keine Entſchuldigung und keine Beſchönigung; nicht das Ende, nein! erſt den Anfang aller Übel nennt ſie eine ſolche Tat, die in ihren Wirkungen ſtets auf den Urheber ſelbſt zurückfällt; ſie heißt dieſelbe gräuelvoll, verrucht und ganz

verwerflich; das ausersehene Opfer preist sie als verehrungswürdig, als des längsten, des schönsten Lebens würdig; nicht einmal einen Schein von Grund läßt sie aufkommen, der solchen Frevel zu rechtfertigen imstande wäre — kein rechtschaffener Antrieb dazu in der ganzen, weiten Welt! und sollte es gleichwohl dazu kommen, so schließt sie, dann nichts als: Mißlingen! Mißlingen! Mißlingen! Eindringlicher kann keine Vernunft sprechen! und vor einer so klaren und überzeugenden Sprache hält auch keine wie immer geartete Leidenschaft stand, vorausgesetzt, dieselbe hört darauf — was hier der Fall! denn es ist das Gewissen der eigenen Brust, das sich so vernehmbar macht. Und dieses Gewissen, man darf es wohl eingestehen, zeigt sich hier von einer sehr vornehmen Art. Man schaue einmal in die Runde, und man wird lange und vergeblich suchen müssen, bevor man ein gleichwertiges entdeckt. Die Wahrhaftigkeit desselben ist so groß, daß auch nicht einmal ein Schatten von Lüge in seine sonnenhelle Klarheit fällt. Kein Versuch, die schlimme Tat sich irgendwie handgerecht zu machen — im Gegenteil! Wort und Urteil wie vor Gott gesprochen. In Wirklichkeit ist Macbeth während dieses Monologs in einer Gemütsverfassung, die den Mord seinerseits völlig ausschließt. Von dem ‚Wahn eines Genügens vor der Tat', den ihm jener Erklärer so gern zuschreiben möchte, ist auch nicht eine Spur aufzufinden — jeder Gedanke, jeder Satz enthält nichts als die nackteste und nüchternste Vorstellung des Mißerfolges. Soll gleichwohl der Mord und zwar von ihm aus begangen werden, so muß ein Motiv hinzutreten, das ihn der Ruhe in seiner Überlegung entführt, die Stimme seines Gewissens übertönt und ihn in den Wirbel der Leidenschaft hineinreißt: dies besorgt die Frau.

‚Der Monolog', so heißt es in jenen Vorlesungen über Macbeth, ‚ist ein Dementi gegen den Wahn der sogenannten freien Wahl, gegen das liberum arbitrium indifferentiae! Als ob es noch in Macbeths Belieben stünde, die Tat zu tun oder zu unterlassen'. Nun besteht aber die Willensunfreiheit des Menschen, wie jedermann bekannt, eben darin, daß sich dieser nie anders als auf den am stärksten wirkenden Beweggrund hin entscheiden kann. Der

Monolog Macbeths enthält jedoch bei schwacher Leidenschaft lauter Motive gegen den Mord — wie ist da ein Entschluß: dafür — möglich? Das große, starkwirkende Motiv: dafür — tritt erst mit der Lady auf. Er, auf sich allein gestellt, will also im Grunde genommen die Tat nicht — wenn so, dann liegt auch der Mord nicht in der ‚Tiefe seines Herzens' — ein schlechter, mißverständlicher Ausdruck nebenbei! Denn sein Ehrgeiz, so stattlich er sich auch immer ausnimmt, überherrscht ihn gleichwohl nicht als Leidenschaft, die ihre Sklaven blendet und verblendet, sie mit trügerischen Vorspiegelungen umgarnt und täuscht, ihnen Erfolg und Genügen vorlügt, sie, so willig gemacht, mit falschen Eingebungen erfüllt, um sie alsdann ausnahmslos zu betrügen. Dieser gleißnerische Trug aber, das einzige, wirkliche und unwiderlegliche Merkmal einer unwiderstehlichen Leidenschaft, ohne dessen Geleitschaft eine solche noch nirgend aufgetreten ist, fehlt dem vorliegenden Monologe gänzlich: demnach kann seine Sprache auch hier nur die der ruhigen Überlegung und des Gewissens sein.

‚So wie Macbeth,' sagt Herr Werder, ‚das Wort: murder! ausspricht, ist er der Mörder.'

Macbeth gebraucht dieses Wort zum ersten Male nach der Begegnung mit den Hexen. „Heil dir, Than von Cawdor! und Heil dir, der du darauf König sein wirst!' Und kaum sind dieselben verschwunden, als auch bereits die Boten Duncans auftreten, um ihm zu verkünden, daß er neben Glamis schon Cawdor geworden. Darauf König! so hieß es in der Verheißung: hereafter — ohne Mittelglied! sogleich vom Cawdor zum König; aber auch ebenso schnell, wie vom Glamis zum Cawdor? Der König lebt ja! wie denn selbst König werden?

Zwei Sprüche sind erfüllt
Als glücklicher Prolog zum stolzen Schauspiel
Des königlichen Inhalts!
Die wunderbare Verheißung
Kann bös nicht sein — kann gut nicht sein. Wenn bös,
Warum gab sie ein Pfand mir des Erfolges
Durch wahren Anfang? Ich bin Than von Cawdor.

Wenn gut, warum folg' ich der Eingebung,
Vor deren grauſ'gem Bild mein Haar ſich ſträubt,
Das feſte Herz mir an die Lippen pocht
Ganz wider die Natur? Wirkliche Schrecken
Sind ſchwächer als graunhafte Phantaſien.
Mein Gedanke, deſſen Mord nur erſt
Einbildung iſt, erſchüttert ſo in mir
Das inn're Reich, daß alle Tätigkeit
In Grübelei erſtickt — und nichts iſt,
Als was nicht iſt.

Noch eben erſt einfacher Edelmann, allerdings ruhmreicher Krieger und Feldherr, aber doch ohne jegliche Macht, iſt Macbeth wie mit einem Schlage der Nächſte nach dem Könige geworden. ‚Durch Sinels Tod bin ich wohl Than von Glamis', hatte er auf den Gruß der Hexen erwidert.

Doch wie von Cawdor? Der Than von Cawdor lebt,
Ein reich beglückter Herr; und König werden,
Liegt im Bereich des Glaublichen nicht mehr
Als Cawdor werden —

und Cawdor wird er ſogleich darauf, denn der ‚reichbeglückte Herr' wird hingerichtet.

Glamis und Cawdor!
Das Größte ſteht noch aus.

Macbeth iſt ehrgeizig; und plötzlich aus der Niedrigkeit ſo hoch hinaufgehoben, daß ihm nur noch ein Schritt zur vollen Höhe fehlt: in einer Zeit der Kriege, der Gräuel, des Bluts und der Aufſtände, in einer Zeit, die ihm ſelbſt, ganz ihrem Charakter gemäß, zu ſeiner kaum erträumten Erhöhung als Geſchenk den gewaltſamen Tod des mächtigſten Thans eingebracht hat — mitten im Wirbel ſolcher Zuſtände, Gefühle und Ereigniſſe ſchwindelt ihm. Unwillkürlich greift er nach der Krone und erſtarrt: durch Mord? Mehr als dieſe Frage iſt beim beſten Willen ſeinem Monologe nicht zu entnehmen. Vor dem grauſigen Bilde, das, ſo gerufen, nun vor ſeinem inneren Blicke emporſteigt, ſchließt er ſchaudernd und abwehrend das Auge:

Will mich das Schicksal krönen, kröne mich's
Ohne mein Zutun.

Schlimm genug freilich, daß solche Gedanken aufsteigen dürfen, aber es geschah unversehens, in einem Ausfalle der urplötzlich geweckten Ehrgier — eine blitzschnelle Aufwallung, die ebenso blitzschnell das schaudernde Gewissen niederwirft. Die aufgestachelte Leidenschaft hat sich unbefriedigt und grollend zurückgezogen und wartet lüstern in ihrer Höhle die zweite Gelegenheit ab, um von neuem kräftigeren Schwunges hervorzubrechen. Den Anreiz dazu bietet schon das nächste Wort. Der König erscheint, überschüttet zuerst seine Feldherren, insbesonders Macbeth, mit Gunstbeweisen aller Art und ernennt schließlich seinen Sohn zum Erben der Krone:

Söhne, Vettern, Thans,
Und ihr, die Nächsten unserm Thron, vernehmt,
Daß wir auf Malcolm, unsern Ältesten,
Festsetzen unser Erbe.

Macbeth.

Er — Prinz von Kumberland! das ist ein Stein,
Der stürzt mich, der will übersprungen sein;
Der sperrt den Weg. Verbirg dich, Sternenlicht!
Schau meine schwarzen, tiefen Wünsche nicht!
Sieh, Auge, nicht die Hand! Doch laß geschehn,
Was, wenn's geschieht, das Auge scheut zu sehn.

‚Hier also will er', entscheidet Herr Werder, ‚und die Mordtat ist beschlossene Sache'. Meinetwegen, er will! dies sei dem Erläuterer bereitwillig zugestanden: er will — aber auf wie lange? und nun gar erst: beschlossene Sache? Wie viel wird denn ausgeführt von dem, was man in der Erregung will? Was wir aus jenen Worten vernehmen, ist ja lediglich eine Äußerung der aufgerufenen und ausbrechenden Leidenschaft. Sie gilt — sicherlich! aber doch nur für den Augenblick, und sie wird ihre Geltung verloren haben, sobald die Vernunft zu Worte kommt. Allerdings greift die Leidenschaft hier schon fester zu, dafür war aber auch die

Herausforderung, die ihr geworden, eine stärkere als vordem. Beim ersten Male schiebt sich zwischen Macbeth und die gleißende Krone nur der alternde Duncan — von dem Aufstiege zum Thron die letzte Stufe: jener hat schon seinen Platz eingenommen und wartet. Wenn nun aber der jugendliche Malcolm zum Nachfolger ernannt wird, so sieht sich zum mindesten der Ehrgeiz des anderen aus der glücklich gewonnenen und — wie er den Verhältnissen entsprechend naturgemäß empfinden muß, durchaus berechtigten Stellung mit einem Mal wieder zurückgeworfen und lehnt sich dagegen auf. Diese Auflehnung ist um so natürlicher, als ja die Leidenschaft durch den Vorfall gereizt werden mußte; aber ebenso gewiß ist es auch, daß die ruhige Vernunft jene nicht billigen kann und wird: denn Duncan hatte das Recht, zum Thronfolger aufzurufen, wen er wollte. Man sollte doch darauf achten — schon Goethe hat darauf sehr eindringlich hingewiesen — bei der Beurteilung eines Menschen stets die volle Persönlichkeit und nicht hier oder dort die bloß moralische oder die bloß natürliche Seite einer solchen im Auge zu behalten, wenn man von schwerwiegenden Irrtümern verschont bleiben will. Dieser ganze Mensch aber bedeutet in Macbeth Ehrgeiz und Gewissen, und dazu mehr von dem letzteren als von dem ersteren. Wäre das Umgekehrte der Fall, so hätten die beiden ersten Anreize schon genügen müssen, ihn zu einer entscheidenden Handlung zu bewegen; sie erweisen sich aber als so unwirksam, daß ihm erst in der Gestalt der heißgeliebten Gattin ein Helfer erstehen muß. Wie notwendig diese Hilfe war, ersieht man am besten aus dem wilden Ungestüm, mit dem die Frau den Mann nicht bloß treibt, ihn vielmehr mit sich fortreißt, und aus dem Aufwand von Mitteln, die sich nur an dem schlechthin Äußersten erschöpfen. Hätte Macbeth es ganz für sich allein vermocht, aus innerem, unwiderstehlich bösem Drange einen Mord zu vollbringen, so wäre, um dies doch ganz deutlich hervortreten zu lassen, eher eine Frau am Platze gewesen, welche durch die Einfachheit und die engelgleiche Milde ihres Wesens für die Befriedigung eines sündhaften Ehrgeizes nur ein Hindernis, aber keine Förderung ist: der böse Grundzug in der Natur des

Mannes hätte sich in einem solchen Falle vollauf bewähren können. Dem entgegen erweist sich die Bosheit in dem Gemüte unseres Helden so wenig kräftig und leistungsfähig — kaum daß sie sich in den gelegentlichen, blitzartigen Regungen äußert, welche die Vernunft sogleich zur Ruhe verweist — daß es erst der Entfesselung einer verwandten, sodann aber durchaus elementaren Leidenschaft in der Brust des ihm teuersten Wesens bedarf, um ihn, über sich hinaus und seiner selbst für den Augenblick ganz vergessen, von dem besonnenen Urteil zum sinnlosen Wüten hinwegzureißen. Um diesen Sachverhalt selbst dem Stumpfsinne verständlich zu machen — dazu ist die Lady da, wie sie in dem Shakespeareschen Trauerspiel schaltet und waltet, andernfalls hätte ihr Dasein gar keinen Zweck.

Gewiß! so wie in eines jeden andern Brust, so drängen sich auch in der Macbeths reine und unreine Gedanken mit- und durcheinander; böse und gute Wünsche steigen in jedem Herzen auf, und wer der Versuchung erlag, war darum noch immer nicht der schlechtere und geringere: denn erst die Größe der letzteren bemißt die Verschuldung des Fehlenden. Der Ehrgeiz allein fand den Helden gerüstet; vor den Künsten des Weibes erlag er so gut wie der erste seines Geschlechts.

Wenn Macbeth sagt:

Wir woll'n nicht weiter geh'n in dieser Sache —

so nennt Herr Werder dies ein ‚Gaukelspiel'; und wenn der gegen die Verlockung ankämpfende Mann dann später, von der tosenden Redeflut des Weibes seiner Scholle entführt, mit ihr in derselben Begier weiter treibt und endlich, dort angelangt, wo sie ihn haben will, ausruft:

Ich stehe fest und spanne
Jedweden Nerv zu dieser furchtbar'n Tat,

so schreibt derselbe Erklärer: ‚die illusorische Hülle ist herunter! die Frau hat ihm diesen Dienst geleistet: nicht verführt hat sie ihn, sondern nur aus seinem Verhalte hervorgeführt, bis er, des nichtigen Joches, in dem er gekeucht, ledig, nun wie aufatmend aus

dem Vollen seiner Begier einsetzen kann.' Ist das ein Verständnis! Also alle seine Bedenken, sein heftigstes und innerstes Widerstreben, seine Mahnung:

Bitte, schweig!
Ich wage alles, was dem Manne ziemt;
Wer mehr wagt, ist kein Mann —

diese scheinbar so einfachen und doch so viel — ja alles sagenden Worte, all' das wär' eitel Faxen gewesen? Wäre da nicht aber zum mindesten die Frage erlaubt: für wen und wozu? Für die Frau etwa? Sie will doch den Mord viel mehr als er; sie geht ja übermäßig offen dabei zu Werke. Kaum daß sie seinen Brief gelesen, der ihr nichts weiter als die Prophezeiung der Hexen und seine sogleich folgende Erhöhung zum Than von Cawdor berichtet, ist ihr ganzes Denken von da an mit dem grausigen Plane beschäftigt. Als sie hört, daß der König zur Nacht kommt, bietet sie sich selbst unumwunden an:

Er, der heut' kommt,
Er muß versorgt sein. Meiner Förderung
Vertrau' das große Werk der nächsten Nacht.

Sie spricht ja frisch von der Leber weg vom Morde als von etwas durchaus Selbstverständlichem — und er sollte verschämt tun? Wunderliches Menschenkind! Ist sie zudem nicht die ‚teuerste Genossin' seines ganzen — nicht bloß äußerlichen, sondern gerade innerlichen Lebens? Sind doch beide immer mit einander eins gewesen! Und sie sollte den Schelm in ihm noch nicht soweit kennen gelernt haben? so kurzsichtig und so schwachköpfig sein? sollte ihm bei solch' falscher Schaustellung nicht auf der Stelle in die Parade fahren? ihm nicht zu verstehen geben, daß sie allein und ohne Zuschauer, daß für solch Drehen und Wenden und albernes Geziere keine tobsüchtige Galerie vorhanden? daß diese finsteren Grimassen und diese tugendhafte Schlaumeierei vor ihr, der Kennerin, nur schlechte, übelangebrachte Späße seien? Sie, die Lady, hätte ihm dies nicht sagen müssen? O ja! dies und noch ganz anderes hätte sie ihm mit schneidiger Schärfe um die Ohren gezischt. Statt dessen faßt

sie alles, was er hervorbringt, im bittersten Ernste auf und stürzt sich mit der düstersten Energie in das Wortgefecht. An seiner Weigerung will sie die Stärke seiner Liebe bemessen; sie höhnt, sie verspottet ihn, nennt ihn eine Memme, der nicht einmal vor sich selbst mehr Achtung findet: und bei dem Hirn ihres Kindes, das sie bedenkenlos zerschmettern würde, wenn es gälte, das zu erreichen, was ihr als der Schmuck des Lebens erscheint, schwört sie den furchtbarsten Eid, den nur ein Weib zu schwören vermag. Da wankt der Mann!

Ein solches Aufgebot von wildester Leidenschaft auf eine durchsichtige Verstellung setzen? Ei der Tausend! Oder brauchte Macbeth etwa diese Ziererei, um ihr den etwaigen Mißerfolg später kniffiger Weise in die Schuhe zu schieben? um sich mit so billiger Seife als jämmerlicher Wicht die blutigen Hände zu waschen?

Es ist nicht der am wenigsten strahlende Stern in diesem von Sünde und Weh ganz umwölkten Geschicke, daß der Held desselben nirgends auch nur den geringsten Vorwurf gegen die Genossin erhebt, zu dem er doch nach den Vorgängen ein furchtbares Anrecht hatte. Weit entfernt davon verbirgt er ihr eher die Qual, die ihn foltert; schirmt die Gattin, wo er es nur vermag, sobald er das Entsetzen wahrnimmt, das ihr gemeinsam elendes Schicksal in ihr aufruft; räumt ihr die Schrecken aus dem Wege, und leidet, da doch einmal gelitten werden muß, lieber allein.

Es ist alles groß und ungewöhnlich in dieser Natur, die nur einmal in ihren gesunden Tagen von der Höhe zur Niedrigkeit heruntersteigt — da, wo sie sich nicht mehr selbst angehört — beim Meuchelmord.

Aber, hatte Macbeth nicht tatsächlich schon lange vorher für sich und im Geheimen die Untat geplant und heraufbeschworen? Hatte er nicht der Gattin Plan und Schwur schon ‚vor dem Stücke' eröffnet und geleistet?

‚In dem Briefe, mit dem sie auftritt', heißt es in den Vorlesungen über Macbeth, ‚kann er ihr jenen Plan nicht eröffnet haben.' Wunderlich! warum denn nicht? ‚Der Brief hat es mit etwas ganz

anderem zu tun.' Womit denn? Mit der Erscheinung der Hexen — das hören wir, aber wir vernehmen dafür auch nur das Ende des Briefes, der sich deutlich genug an seine Vordersätze anschließt; er wird ihr doch selbstverständlich auch die tatsächliche Erhöhung des Mannes angezeigt haben; denn nicht die Prophezeiung, sondern die teilweise, sofortige Erfüllung ist hier von Belang. Zudem begrüßt sie ihn bei seinem Erscheinen mit all' seinen neuen Titeln:

Großer Glamis! Würdiger Cawdor!
Größer als beide durch das — Heil dereinst!

Sie zeigt sich ja vollauf in allen Dingen bewandert! Das Schreiben muß demnach ausführlich gewesen sein; und wenn der Mord schon längst beschlossene Sache war, wie wäre es zu erklären, daß gerade dieses Wichtigste von allem darin nicht einmal angedeutet sein sollte? Aber — und dieses Aber gilt für alle Mordanzeigen sowohl ‚vor dem Stücke' wie in dem fraglichen Briefe: man hat keinen Mordplan, und noch weniger wird man schriftlich auf ihn hinweisen, wenn man bei dem bloßen Gedanken daran so in der Tiefe erschaudert, daß sich die Haare ‚zu Berge sträuben' und das sonst so starke Herz ‚widernatürlich gegen die Rippen schlägt'. So etwas wie das letztere kann nur bei einer ‚Eingebung', wie es auch im Stücke wirklich heißt — suggestion — stattfinden: bei einer Eingebung, die schon als solche stets ein allererstes ist und darum zugleich die furchtbare Erschütterung begreiflich macht, von der Macbeth darunter erfaßt wird. Man entsetzt sich schon nicht mehr solcher Gestalt bei einem zweiten Blicke in die Hölle, und wahrscheinlich gar nicht, wenn man derer aus eigenem Antriebe zehn oder gar hundert hinter sich hat und mit dem anfänglich so abschreckenden Orte bereits derartig vertraut geworden ist, daß man alle Wege und Stege darin kennt. Diese seelische Erschütterung schon bei dem bloßen Gedanken — wie wir sie bei Macbeth in seinem ersten Monologe wahrnehmen, stellt sich daher später naturgemäß auch nicht mehr ein; da sich dieselbe aber erst innerhalb des Stückes bewahrheitet, so ist folgerichtig der Mordplan ‚vor dem

Stücke' ein Widersinn. Desgleichen wäre er auch eine Narrheit, die auf Rechnung Macbeths käme. Den König ermorden zu wollen, nachdem er Than von Glamis und Cawdor geworden, ist zwar niederträchtig, jedoch keineswegs schlechthin dumm, aber solches als einfacher Edelmann zu planen — und nichts anderes ist er ja vor dem Stücke — der nichts für sich hat als seinen Ruhm: kein Geld, kein Gut, keine Hausmacht, keine Mannschaft, ohne jegliche Fähigkeit, sich in der mörderisch errungenen Stellung zu erhalten, das ginge doch gegen allen und nicht bloß den tragischen Anstand. Aber schleudert sie ihm nicht selbst den lang gehegten Mordplan erbittert ins Gesicht? sie, die eigene Frau? Tat sie dies — alsdann wo? und wenn wirklich so, dann wäre es freilich eine Wendung, vor der es hieße: stille stehen! Und in Wahrheit: sie bringt es fertig. In jenem letzten entscheidenden Augenblicke, in dem sich die ganze unheilvolle Macht ihres Einflusses an ihm erproben soll, wirft sie ihm, um seinen Widerstand zu brechen, das Wort entgegen:

Welch' Tier war's denn,
Das dich bewog, den Plan mir zu eröffnen?
Als du es wagtest, da warst du ein Mann,
Und mehr zu werden, als du warst, da wärest
Du um so mehr der Mann. Nicht Zeit, noch Ort
Traf damals zu. Du wolltest beide machen:
Jetzt machen sie sich selbst, und dieser Glücksfall
Entmannt dich! Ich hab' gesäugt und weiß,
Wie süß es ist, ein liebes Kind zu nähren —
Ich hätt' ihm, wie es mir ins Auge lachte,
Die Brust gerissen aus den weichen Kiefern,
Sein Hirn zerschmettert, hätt' ich so geschworen,
Wie du auf dies.

‚Es ist so,' fügt der schon oft genannte Erläuterer diesem zu, ‚und muß so sein: sie sagt die Wahrheit.' Und ich sage: sie lügt. Zwar auch Herr Werder meint, zu jenem Schwure: beim Hirn meines Kindes! man habe dies nicht als ‚bare Münze zu nehmen'. Wenn dem so ist — und es ist so — warum hat der Herr Kritiker nicht noch weiter zwischen den Zeilen gelesen?

In der Tat! in dem ganzen, kurzen, letzten Zwiegespräche der beiden Gatten vor dem Morde ist kein Wort und keine Behauptung der Frau als bare Münze zu nehmen. Die Lady ist eine leidenschaftliche Natur; sie fühlt das Bedürfnis, eine Krone zu tragen und dieses als ein unwiderstehliches; sie will und muß es befriedigen; da sie es nicht allein schaffen kann, so verlangt sie Hilfe von ihrem Manne; sein Widerstreben reizt nur ihre Begier; sie rast. In dem Zustande eines so gesteigerten Verlangens kennt kein Weib sich mehr, und kennt damit zugleich weder Scham, noch Wahrheit, noch Gewissen: sie verlangt einzig und allein Befriedigung, auf welche Art es auch immer sei. Wehe dem Manne! auf den und dessen Mithilfe sie ein Anrecht zu haben glauben, und der sich ihrem ungezügelten Triebe verneinend entgegenstellt: unter der Flut der Bitten, Beschwörungen, der Vorwürfe, Anschuldigungen und Drohungen sind oft genug selbst Riesen zusammengebrochen. Nichts, was sie so vorzubringen pflegen, hat seinen rechtschaffenen Grund: in keinem Punkte haben sie ganz, in wenigen vielleicht halb, in den allermeisten gar nicht recht; sie verdrehen ihrem Widersacher das Wort im Munde, stellen Gespräche und Ereignisse auf den Kopf, machen aus einem ‚vielleicht' ein ‚gewiß', aus einem Wunsch ein Wollen, aus einem achtlosen Ja eine Beteuerung, einen Schwur. Es wird alles entstellt! Aber während so die Unwahrheit alle ihre Äußerungen überherrscht, bringen sie dieselben gleichwohl in einem Tone hervor, der durch seine überzeugungstreue Wahrhaftigkeit selbst die bescheidenste Einwendung als schmählich und für kaum erlaubt und jede Weigerung für das schreiendste, ihnen angetane Unrecht erklärt. Gegen eine solche Frau kommt überhaupt kein Mann in Güte auf. Entweder er prügelt sie, oder er nimmt vor ihr Reißaus, oder er unterwirft sich. ‚Macht Macbeth etwa Einwendungen?' fragt, naiv genug, Herr Werder. Einwendungen! wie wäre das möglich? Die geringste Zurechtweisung, die er versucht, ertränkt sogleich eine neugeöffnete Schleuse acherontischer Untiefen; auf ein Wort von ihm versteht sie hundert zu setzen — man hat ja nur nötig, hinzuhören — und er fühlt sich gewissermaßen diesem An-

ſturm gegenüber geſchwächt, als er im Vorübergehen zum wenigſten ſich ſchon ähnlicher Gedanken ſchuldig gemacht hat. Ja, die Lady lügt; allerdings unbewußt: denn in ihrem Übergange von dem leidenſchaftlichen Verlangen zur Raſerei, hat ſich auch für ihr Urteil wie Empfinden die Grenze, welche Wahrheit und Lüge von einander trennt, allmählich bis zur Unkenntlichkeit verwiſcht — ſie lügt mit dem Wähnen, die Wahrheit zu ſprechen. Derartig geſtimmt und bewegt iſt das Weib für den Mann, der liebt, um ſo gefährlicher und faſt immer unwiderſtehlich. Geſchworen! den Vorſatz zum Morde beſchworen! Man braucht nur dieſes eine Wort zu hören, um ſogleich zu wiſſen, auf welch abenteuerlichen Pfaden ſich die Lady ergeht. So iſt aber dieſer Frau Gebahren und ihr Einfluß auf Macbeth in deſſen ſchwerſter Stunde zu verſtehen. Und da ja einmal Shakeſpeare, wie man ſagt, der unvergleichliche, unübertroffene und unübertreffliche Kenner des menſchlichen Herzens iſt, der in ſeiner Bruſt eine ganze Welt von Empfindungen und Leidenſchaften barg und die Gefühle des Mannes wie der Frau gleich meiſterhaft zu deuten wußte, ſo hat er auch hier ein Weib geſchaffen, wie es zwar nicht in Büchern, die zumeiſt nur Larven bringen, dafür aber um ſo blühender im wirklichen Leben wurzelt. Natürlich kann der Blitz nur zünden, wenn er brennbare Stoffe findet; und er zündet, wo er ſie findet. Die Lady iſt der Blitz; aus der Leidenſchaft Macbeths allein wäre nie ein Feuer entſtanden. So verhält es ſich mit dem Dienſte, den ihm die Frau geleiſtet haben ſoll. Ein ſchöner Dienſt! dieſe Verführung ohnegleichen. In brennender Scham hatte er ihr Andringen abgewehrt:

Ich wage alles, was dem Manne ziemt —

der tapfere Krieger ſoll ſich zum feigen Meuchelmorde bequemen. Schon dieſe eine Erniedrigung genügt, um eines Helden ganze Lebenskraft aufzuzehren: an dem angetanen Schimpfe allein müßte er zugrunde gehen; und dieſes einer ſtechenden Qual abgerungene Wort wird als bloße Hülle ausgegeben, die er angelegt, um nicht anſtandshalber ſo früh, wie es ihn drängt, aus dem ‚Vollen ſeiner Begier aufzuatmen‘.

‚Der unaufhaltſame Drang‘, heißt es in jenen Vorleſungen, ‚den böſen Willen zu vollführen, und die ſtäte Betrachtung dieſes Willens: das iſt der Charakter. Nicht nur, daß er das Gute weiß und fühlt, und dennoch nur das Böſe will und tut, ſondern daß dieſe beiden Seiten in ihm zur höchſten Wirkſamkeit geſteigert, und in dieſer Steigerung zu einem Gleichgewichte verknüpft ſind, das ſich als tiefſtes Leiden kundgibt: darin beſteht die tragiſche Größe des Charakters.‘

Das iſt eine Weſensdarſtellung des tragiſchen Helden, mit der nicht viel anzufangen iſt. Denn erſtens iſt der Drang zum Böſen nicht unaufhaltſam in ihm, da Macbeth demſelben aus eigenen Mitteln Halt zu gebieten vermag: ſein Weib erſt bringt ihn nach ganz verzweifelten Anſtrengungen zur Tat; und zweitens iſt es gewiß nur richtig, daß er ‚das Gute weiß und fühlt‘, aber es iſt dafür ganz falſch, daß er gleichwohl ‚nur das Böſe will und tut‘. Von Grund aus will er eben das Böſe nicht, aber er tut es dennoch: zuerſt halb freiwillig, halb geführt; darauf im Zwange und zuletzt in der Verlorenheit: das iſt die Sache. Er verabſcheut das Böſe, verfällt ihm einmal und dann für immer; für ihn gibt es keine Rettung weiter, denn er muß. ‚O nein! er mußte nicht!‘ wendet Herr Werder ein. Doch! doch! er muß; denn er iſt ein lebendiges Geſchöpf und keine Maſchine, die ſich nach Belieben bremſen läßt. ‚Er kann nicht umkehren‘, denn wohin ließe ſich da noch zurückkehren? er kann nichts ‚ſühnen‘, denn vor ihm liegt das Unſühnbare; er kann ſich nicht ‚opfern‘, denn das hieße Unmögliches von ihm verlangen. Nachdem er ſoeben in einer abſcheulichen Tat die Überkraft ſeines Willens zum Leben bekundet hat, kann er einen ſolchen Willen nicht im nächſten Augenblicke ſchon brechen: was in einer weiteren Spanne Zeit möglich geweſen wäre, muß hier naturgemäß verſagen — und die Ereigniſſe folgen einander in reißender Schnelle: nur noch Muße zu leiden findet er, keine mehr zur Ruhe. Er wird nirgends ‚beſſer und größer als vorher‘, aber auch nirgends ſchlechter und gemeiner, denn er bleibt immer, der er iſt, nicht der gottergebene, ſondern der natürliche Menſch, der — und

er mag noch so erhaben und ideal veranlagt sein, nur verzweifeln, doch sich nicht unterwerfen kann. Er, der sich an diese Erde als an seine Scholle klammert, der außer sich keinen Halt besitzt, noch sucht, noch findet — er, dessen ganzes Dasein ausschließlich von dem Wechsel rein irdischer Kräfte bestimmt wird, er muß die Kämmerer morden, muß die Mörder Banquos dingen, muß Macduffs Weib und Kinder hinschlachten lassen und über alledem endlich verzweifeln: und er muß dies alles um so mehr, je kräftiger sein Wille zum Leben und je idealer sein Sinn ist. Gegen diese Notwendigkeit ist jeder Einspruch vergeblich.

Das Gute zu wissen und zu fühlen, und dennoch nur das Böse zu wollen und zu tun — dazu beides, jenes wie dieses im höchsten Maße, wie unserer Erläuterer will, das gäbe ein Unwesen, welches nicht einmal in einer Kammer aller Ab- und Widerarten der Welt anzutreffen sein dürfte. Man überlege doch! Jemand will und tut ausschließlich das Böse und dazu noch im höchsten Maße, ist also von Natur aus der vollkommene Bösewicht, weiß und fühlt daneben aber auch das Gute: dieses gleichfalls bis zum höchsten Maße — welch ein Widersinn! Das eine hebt das andere auf. Denn weiß und fühlt er insbesondere das Gute bis zu solchem Überschwange, so muß er notgedrungen auch gut sein und kann nimmermehr nur noch das Böse wollen und tun — im Gegenteil! er wird zweifellos weit mehr im Guten als im Bösen schaffen. Und umgekehrt! er wäre ein ausgemachter Bösewicht — woher sollte ihm dann aber die reine Erkenntnis und das leidenschaftliche Gefühl für das Gute kommen? Ein eingefleischter Teufel mit der Seele eines Cherubs — das wäre allerdings eine Erscheinung, die nicht als Charakter, dafür aber als Unsinn tragisch wäre.

Auch Herr Werder scheint vor einer solchen Wundergestalt nicht ganz ohne Besorgnis gewesen zu sein. Er schreibt: ‚Natürlich ist die Gestalt nicht. In der sinnlichen Welt kann sie nicht vorkommen. Wer so betrachtet wie Macbeth, der tut nicht so, und wer so tut, betrachtet nicht so — nicht ganz so, nicht ebenso. Eben diese Völligkeit ist es, für welche das wirkliche Wesen zu klein, zu

eng ist. Aber sie ist wahr: die Menschennatur lebt in ihr — weil sie aus dem Genie geboren. Dieses ist vorhanden! und zwar als Wirklichstes im Wirklichen, und wie dieses, so lebt auch sie' — nämlich die unnatürliche Menschengestalt.

Ist das eine Beweisführung! Also unnatürlich und gleichwohl wahr. In der Auffassung dieses Kritikers ist der Charakter Macbeths unnatürlich — er gesteht es selbst zu; da jenen aber das Genie erschaffen hat und Shakespeare ein Genie ist, das Genie hinwieder das Wirklichste im Wirklichen ist, so kann selbstverständlich auch das Geschöpf gar nicht anders als wirklich sein: das trifft bis auf den Vordersatz zu, in welchem der Erläuterer seine Auffassung des Charakters der Schöpfung des Dichters unterschiebt, denn unnatürlich und zugleich wirklich kann nicht stimmen. Es ist schon richtig, daß der Macbeth, wie ihn Shakespeare gebildet, vollkommene Natur ist, auch darum schon, weil er dem Genie entsprungen, aber daß die Wesensdarstellung dieser Gestalt auch seitens des Kritikers die Weihe des Genies empfangen hat — die Beglaubigung darüber steht leider noch aus und wird wohl auch immer ausbleiben. Denn vermag das Genie in der Tat nichts Höheres und Besseres als die Natur rein nachzuschaffen, so darf auch diese in der Auslegung des Forschers sich nicht zur Widernatur umgestalten, soll der letztere seiner Aufgabe gerecht geworden sein: das ist ein unwiderleglicher Schluß.

Man kann nicht das Gute wissen und fühlen, und dennoch nur das Böse wollen und tun — dieses wie jenes obendrein im höchsten Maße; aber man kann sehr wohl das Gute fühlen, wissen, wollen, das Böse dabei verabscheuen und gleichwohl das letztere tun: es kommt eben auf die Versuchung an. Innerlich so gestaltet, zu unterliegen, bedeutet in jedem Falle Leid; aber sich aufraffen zu wollen und es nicht wieder können, mit dem inbrünstigen Sehnen nach der Höhe immer tiefer und unrettbar dem Abgrund entgegenstürzen zu müssen: das ist mehr als traurig, das ist tragisch.

In Macbeths wie in einer jeden anderen menschlichen Brust wuchert das Böse — andernfalls hätte er den Frevel nicht begehen

können; aber das Gute hat die Vorherrschaft in ihm, darum verzweifelt er. Sein Verstand reicht weit, seine Erkenntnis ist rein, eine Wahrhaftigkeit ohne Makel. Ein hochstrebendes, edles, höchst ideales Wesen kommt in ihm zu Fall, da sich den ohnehin erregten Sinnen die Versuchung in ihrer bezwingendsten Erscheinung naht. Im Widerspruche mit seinem besseren Ich vollführt er eine unsühnbare Tat. Der Wille, weiter zu leben, und das Bewußtsein, dies nicht mehr seiner eigensten Natur gemäß zu können, verstrickt ihn immer tiefer und steigert sein Leiden. Nicht an der Übermacht der äußeren Feinde erschöpft sich endlich seine Kraft, sondern in der innern Vernichtung, die Sünde und Selbstgericht an ihm in unablässigem Wechsel vollziehen. Der Stamm war längst erstorben, noch ehe ihn Macduff fällte. Das ist Macbeth.

Macbeth und die Lady auf der Bühne.

Die szenische Verkörperung der beiden Hauptgestalten — selbst auf eine nur annähernde Trefflichkeit hin geprüft — läßt für gewöhnlich beinahe alles zu wünschen übrig. Das schauspielerische Genie freilich würde den Kern der Sache treffen auch ohne viel Vernünftelei: denn angezogen von der Gleichartigkeit des Wesens würde es dasselbe mit seinem Instinkte erfassen und unbewußt richtig wiederschaffen; da aber das Genie in der Schauspielkunst im Vergleich ebenso selten sein dürfte wie in der Dichtung, so begreift es sich unschwer, daß man von beiden Gestalten — und vornehmlich von der Lady — auf der Bühne nur Grimassen zu sehen bekommt.

Bei seinem ersten Auftreten erscheint Macbeth als eine ganz geschlossene und ausgeglichene Persönlichkeit: gehalten, würdig, vornehm und — kalt. So ist sein Äußeres, sein angenommenes Wesen, seine Gepflogenheit; und so durchaus muß er sich auch geben und derartig verbleiben bis zur Mordnacht. Selbst bis ganz kurz vor dem Morde — auch in seinen Monologen — darf ihn diese vornehme, im Weltgetriebe erworbene und gefestigte Kühle und Gelassenheit, die gewöhnlich ein Deckmantel überaus nervöser, vulkanischer, selbstbewußter und stolzer Naturen ist, nicht ganz verlassen.

Daß der Vulkan kein ausgebrannter, wird sich gelegentlich bei einer unerwarteten Nachricht oder einem ebensolchen Ereignisse zeigen müssen, welches in das Innerste des Mannes wie ein zündender Funke einschlägt. Solche Vorkommnisse sind beispielsweise die Prophezeiung der Hexen und die darauf folgende Verkündigung seiner Erhöhung zum Than von Cawdor. Aber auch hier ist es nur eine dunkle Feuersäule, die ebenso schnell zurücktauchte wie sie emporschoß: streng verhaltene Glut.

Das völlige Gegenteil zu Macbeth ist in ihrem Gebahren die Lady: sie ist offenste Natur. Von dem ersten Erscheinen an bis zum Morde ist sie lauter naive Extase. Auf der Hochflut ihrer Herrschsucht treibt sie mit fesselloser Begeisterung und bis zur Schamlosigkeit entblößt einher. Sogar in der Überschwänglichkeit, mit der sie Duncan begrüßt, vernimmt man das Aufjauchzen ihrer ungebändigten Begier. Die Sprache zu Anfang ist ein einziger Schrei nach der erspähten Beute: der glut-, klang- und schwungvollste Ton, in dem sich je diese Leidenschaft in einem Weibe verriet. Wer sich maßlos seiner zu bemächtigen verstünde, ohne dabei gemein zu werden, käme einem Ideale nahe.

Der zweite Aufzug zeigt für beide Personen ein völlig verändertes Aussehen. Bei beiden wirkt anfangs nach wie vor der leidenschaftliche Trieb: wie ein blutiges Nordlicht steigt er zum nächtigen Gange an dem Horizonte des Mannes auf — unheilbedeutend, aber immer noch würdevoll, während der ihrige schon im letzten Aufflackern erlischt. Nach dem Morde jedoch erscheint Macbeth so bloß und nackt wie die Frau zuallererst; er hat sein Weltkleid abgelegt, und die Natur tritt unverhüllt zu Tage. Vorbei ist es mit seiner vornehmen Gelassenheit; die Gier ist befriedigt, und die andere, schönere Hälfte seines Wesens, das redliche Gemüt, offenbart sich jetzt aus ihm in den Lauten unverfälschter Wahrheit. Was er von da ab bis zu Ende dieses Aktes tut und spricht, muß wie die reinste Offenbarung einer überaus edlen, aber durch eigene Schuld heillos zerrütteten Seele klingen: es ist die Verzweiflung schlechtweg im Innern und auch nach außen hin, die sich erst in Gegenwart der

Barone mit einem sehr durchsichtigen Gewebe von Phrasen verschleiert. Die Lady — schon während des Mordes bloß künstlich gefaßt, ist nachher durchgehends fassungslos; sie rafft sich zu Zeiten auf, indem sie den Mann schilt oder gar statt seiner die Dolche blutig färbt, aber diesem Opfermut und Heroismus hört und sieht man die furchtbarste Anstrengung an. Das Gespräch zwischen der Lady und Macbeth muß durchaus leise, dabei jedoch in den heftigsten Akzenten geführt werden.

Der dritte Aufzug zeigt das Bemühen Macbeths, seine früher gewohnte Fassung wieder zu gewinnen; und es scheint, als gelänge ihm auch dies: er ist der Weltmann von ehedem, nur darüber hinaus noch voll innerer Unruhe und schwermutsvoll. Das währt bis zur Erscheinung von Banquos Geist, wobei derselbe jähe und völlige Umschlag der inneren und äußeren Verfassung wie in den ersten Augenblicken nach dem Morde eintritt: dasselbe Entsetzen, dieselbe Verzweiflung, beides von Grund aus; derselbe Ton der ungeschminkten, rücksichtslosen Wahrheit, die nichts, auch nicht einmal den Sprecher mehr vor der Öffentlichkeit schont. Die Lady hingegen verwiese in nichts auf frühere Zeiten, wenn nicht in der hingebenden Liebe zum Gemahl; sie ist sanft, zärtlich, schwermütig — alles dies durchweg. In etwas erinnert sie an ihre Vergangenheit, da sich die Gäste zu Tisch setzen. Sie ist besorgt um Macbeth, sie folgt ihm unruhig mit den Blicken, als er mit den Mördern spricht; zu lange scheint er ihr — zu lange vornehmlich für sich selbst und auch für die Fremden dabei zu verweilen; ein offenes Buch ist ihr sein Gesicht; sie liest jeden Gedanken darin, bemerkt, versteht jede Grübelei; und was sie da sieht und begreift, läßt sie Gefahr vermuten. Innerlich voller Angst, mahnt sie ihn laut, aber immer noch in vornehmer Ruhe an die Pflichten des königlichen Gastgebers. Da ruft Macbeth:

Die Tafel ist voll!

er ruft dies mit einer Stimme und mit einem Ausdrucke im Gesichte, die beide sie nur zu wohl kennt, und die ihr Furchtbares ent-

hüllen — und dazu vor aller Welt! Der Schrecken macht ſie ſprachlos; ſie miſcht ſich nicht in das Geſpräch, ſie muß andere ſprechen laſſen; ſie vermag nicht die Aufmerkſamkeit abzulenken, nicht zu beſchwichtigen, nicht zu vertuſchen, ſie kann anfangs nichts; erſt als Roſſe zum Aufbruche mahnt, macht ſie eine übermenſchliche Anſtrengung; ſie ſelbſt iſt nicht imſtande, ſich zu erheben:

Bleibt ſitzen!

flüſtert ſie heiſer; und nun beginnt ſie nach Frauenart die Sache auszulegen, mit ihren Augen ruhelos vom Mann auf die Verſammlung und wieder zurückgleitend; und dann erſt, als ſie genügend Atem hat, langt ſie aus dem Vorrate erprobter Mittelchen, mit denen ſie auch ſonſt den Gemahl ſchon behandelt hatte, das allerwirkſamſte hervor und herrſcht ihn leiſe, aber in ſchneidendem Tone an:

Biſt du ein Mann?

und da ſie weiter in dieſer Weiſe auf ihn einſpricht, werden er und auch ſie allmählich ruhiger. Als jedoch das Geſpenſt zum zweiten Male kommt, und er mit erhöhtem Grimm, Wut und Schrecken dagegen ankämpft, da hat ſie wohl auf der Stelle Sprache und auch Kraft, ſich zu erheben, aber nur, um völlig faſſungslos und in heller Verzweiflung die Geſellſchaft raſch aufzulöſen. So oft ſie ſich auch in der ganzen Szene an die Anweſenden wendet, müſſen ihre Worte unſicher, mühſam und tonlos ſein. Und ebenſo tonlos antwortet ſie dem Manne, als beide allein geblieben: beide ſtarr, beide wie in einen Abgrund von Gedanken verſunken, beide in dem Gefühl eines unergründlichen Elends, beide von unausſprechlichem Mitleid für einander erfüllt. Von hier ab reißender Niedergang beider, auch im Äußern bemerkbar. Wüſt erſcheint Macbeth vor den Hexen, ſo bleibt er und wüſt endet er: darum muß er auch ſo geſpielt werden. Nichts darf zuletzt mehr an den früheren Mann erinnern: moraliſch heruntergekommen, ganz verkommen, roh, wild, beſtialiſch, ſo ſind fortan ſeine Worte, ſein Gebahren, der Ausdruck ſeines Antlitzes. Die zufälligen Ausbrüche ſeines Wehs, ſeiner Reue,

ſeiner Verzweiflung müſſen den innigſten Laut und eine vertierte Gebärde vereinigen.

Wer bei der Nachſchaffung der nachtwandelnden Lady die leichteſten Mittel des Irrſinns aufwenden wollte, um in dieſen deren Anmut, ihr heimliches Weſen und längſt begrabene Wünſche ganz flüchtig wieder aufleben zu laſſen, würde dieſer ſeltſamen Nachtgeſtalt am eheſten gerecht werden. Bis auf die drei tiefen Seufzer darf der luftigen Erſcheinung nicht allzuviel Schwere anhaften: ein ſchauriger Traum — ein Traumbild!

Welche Art von Schauſpielern dieſen beiden Perſönlichkeiten am eheſten genügen möchten? Klärchen und Romeo, wenn dieſelben 40 Jahre alt geworden: vorausgeſetzt, daß ſie in ihrer Jugend etwas taugten. Naive und Naturburſche, tragiſch veranlagt. Nur beileibe! kein Held und keine Heroine.

Briefe über Hamlet.

Rom, den 7. Auguſt.

‚Es iſt ein rohes und barbariſches Stück, welches ſelbſt die gemeinſte Volksklaſſe Frankreichs und Italiens für unerträglich erachten dürfte. Hamlet wird im zweiten, ſeine Geliebte im dritten Akte verrückt. Der Prinz tötet den Vater der Geliebten, indem er ſich ſtellt, als töte er eine Ratte, und die Heldin ſtürzt ſich ins Waſſer. Man gräbt ein Grab auf der Bühne; die Totengräber nehmen Totenköpfe in die Hand und reißen Witze dazu, die ihrer würdig ſind. Prinz Hamlet beantwortet ihre abſcheulichen Rohheiten mit Tollheiten, die nicht minder ekelhaft. Während dieſer Zeit erobert einer der Schauſpieler Polen. Hamlet, ſeine Mutter und ſein Stiefvater trinken mit einander auf der Bühne: man ſingt bei Tiſche, man zankt ſich, man ſchlägt und man tötet ſich.‘ So der witzige Franzoſe, der große Schriftſteller des 18. Jahrhunderts, die ‚Zentralſonne der Menſchheit‘ — ſo Herr von Voltaire.

Sie werden nach dieſer Probe, lieber Freund, kaum Neigung verſpüren, noch weitere Urteile des geiſtreichſten Volkes der Welt über denſelben Gegenſtand zu vernehmen, und Sie behalten in jedem Falle recht: denn gleichviel, ob der böswillige Neid eines Voltaire, oder die aller Wirklichkeit entrückte Verzückung eines Viktor Hugo das Wort führt, der Unverſtand iſt allerorten gleich groß, die Phraſe in gleichem Maße albern und ungehörig. Sie werden ebenſo wenig verlangen, daß ich von den kritiſchen Ergüſſen in engliſcher Zunge rede: denn um ſich für die gute Meinung des Totengräbers, nach der England die eigentliche Heimat aller Tollheit iſt, gleichſam

dankbar zu erweisen, hat die Kritik der betreffenden Länder mit besonderer Vorliebe den unglücklichen Gegenstand ihres Interesses auf wirkliche oder nur gespielte Verrücktheit hin geprüft und hat sich ebenso häufig für das eine wie für das andere entschieden. So wende ich mich zu Deutschland.

In das auch hier allbeherrschende Dunkel wirft nur der Goethesche Genius sein klärendes Licht; und das ist nicht weiter verwunderlich, denn der nachschaffenden Kraft des großen Dichters allein mußte sich öffnen, was sich dem bloß gelehrten Trosse für immer verschließt. So war's, und so ist es noch. Die kritischen Erläuterungen Goethes blieben unverstanden wie die Tragödie selbst, da für beide den alles begreifenden Mittelpunkt ein Charakter bildet, der sich der oberflächlichen Betrachtung stets — ob man sich dazu bekennt oder nicht — als ein unlösbares Rätsel darstellen muß. Schöngestimmte Seelen, von dem Zauber Hamletischen Wesens gerührt und doch unfähig, in den Problemen dieses Daseins sich selbst aufzufinden, haben allerdings vermeint, der großen Frage gegenüber am geschicktesten zu verfahren, indem sie dieselbe einfach überhörten. Sie glaubten die stolzragende Klippe am sichersten zu umschiffen, wenn sie ihr Vorhandensein leugneten; aber der Schiffbruch, den sie mit all ihren Habseligkeiten zu erleiden hatten, machte es jedem Kundigen offenbar, daß es, soweit die Wasserfläche reichte, nichts als Klippen gab, zwischen denen die Unerfahrenheit gefahrlos nicht zu steuern vermochte. Und daneben solche, die, noch schlauer als die ersteren, sich vor den gefahrdrohenden Felsenriffen dadurch zu sichern verstanden, indem sie sich ohne weiteres ein anderes, ihnen selbst freilich sehr bekanntes Meer zu einer Spazierfahrt ausersahen. Trunken in dem Gefühle, daß auch für Hamlet nur von Vorteil sein könne, wenn sein Wesen an dem ihrigen gemessen und gerichtet werde, und daß es ihm sowohl wie der ganzen übrigen Welt von ungleich höherem Werte sein müsse, an Stelle unklarer Vorstellungen eines dänischen Prinzen gerade darüber belehrt zu werden, was sie an geklärtester Weisheit über Welt, der Menschen Leben und Art im tiefsten Herzen bergen, erschließen sie aller Mahnungen des

brüderlichen Laertes ungeachtet nicht bloß dem Monde, nein! auch der Sonne und allen Gestirnen den vollen Schatz ihrer unkeuschen Brust, beginnen sich selbst auszuplaudern und verlangen noch obendrein, die Fratze dazu müsse Hamlet sein. Bequemer läßt sich kein Rätsel lösen: die Scharlatanerie wird zur Kunst.

Eitel und selbstgefällig über jedes erträgliche Maß hinaus, nur immer mit sich beschäftigt und dem, was jenem Hange schmeichelt, taub und blind für alles, was außerhalb ihres vergötterten Ichs lebt, atmen die Ritter dieser Brüderschaft in der einzigen Sucht, der lauschenden Welt das eigene interessante Innere zu offenbaren. Das Höchste, ihnen stets unerreichbar, liegt ihnen gleichwohl immer erwünscht, denn zu den Füßen desselben pflegen sich die Völker zu sammeln. Arm an wahrhaftigem Sinn, überreich an schillernden Farben, selbst den Unsinn verführerisch zu kleiden, und so gänzlich verloren in der Anbetung des Selbstidols, daß ein jedes ihrer Worte wie in Salböl trieft, eine jede ihrer Tiraden wie im Munde des gottgeweihten Priesters tönt, verkünden sie nur sich, trotzdem sie unablässig beteuern, ganz allein im selbstlosen Dienste der allgemeinen Gottheit zu wirken, erbittern die Wissenden, verwirren die Zweifelhaften, betören die Unerfahrenen. Sie fürchten weder das Geheimnis, noch kennen sie die Mühe — sie, die wie im Spiele das eigene seichte Bett ausschöpfen und den Glauben zu erwecken trachten, damit das Tiefste ergründet zu haben. Nur vom Hörensagen brauchen sie es zu kennen, worüber sie das Nächste verabsäumen, um auf das Entlegenste zu geraten. Der sinnloseste Einfall, mit dem ein anderer, im unbedachten Augenblicke vielleicht, den gesunden Menschenverstand gekränkt, wird begierig aufgegriffen und wie eine Offenbarung ans Herz gedrückt, sobald er ihrem geheimsten Denken und Trachten willkommenen Vorschub leistet. So wird ihre angebliche Kritik zur freiesten Phantasie über eine beliebte englische Melodie, aus deren unmelodischen Klängen nur ab und zu die Namen: Hamlet, Klaudius, Ofelia — wie Leitworte den bestürzten Zuhörer an ein schönes Lied zu mahnen haben, das in dem wüsten Klingklang solcher Musikanten bis zur Sage verloren ging.

Nicht ganz ersichtlich warum, aber vermutlich aus jenen ‚Irrgängen der Gedanken' heraus, in denen er nicht mehr Anfang noch Ende sah, hat Schlegel übersetzt: ‚An sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu.' Weder in dieser Allgemeinheit, und noch weniger mit der moralischen Zubehör, wie diese sich in: böse — breit macht, ist der Satz im Original enthalten; da heißt es: there is nothing either good or bad, but thinking makes it so. Mit Bezug darauf, daß Dänemark eines der schlimmsten Gefängnisse ist, was Rosenkranz jedoch nicht gelten läßt, sagt Hamlet: nun, so ist es keines für euch! und was er daraufhin folgert, ist, sollte man glauben, eine Weisheit zum niedrigsten Preise, denn wer erführe es nicht jeden Tag an sich selbst und an anderen, daß die Zustände dieser Welt sich je nach der verschiedenen Betrachtungsweise den Menschen bald als gute bald als üble fühlbar machen. Gleichwohl meint Schlegel tadelnd: ‚Hamlet ist dahin gekommen zu sagen, nichts sei an sich weder gut noch übel, nur das Denken mache es dazu.' Dahin gekommen! man dürfte wohl begierig sein zu erfahren, wie man auch noch auf andere Weise zu den Vorstellungen von gut und übel, oder selbst böse gelangen könnte, wenn nicht vermittelst des Denkens? Aber was daneben ohne Frage zu dem Wunderbarsten gehört, ist, daß Schlegel die Stelle in ihrem Zusammenhange zuerst ganz richtig versteht, sie darauf seiner verkehrten Auffassung des Stückes zulieb absichtlich falsch übersetzt, um so Hamlet den Vorwurf der Überzeugungslosigkeit machen zu können — wie er sich einbildete. Denn um diesen Tadel zu erheben, mußte der Kritiker der Ansicht sein, der Prinz hätte mit jenen Worten gemeint: für ihn gebe es überhaupt keine festen Begriffe von gut und böse, eine jede Handlung sei, je nachdem man es sich zurecht lege, bald das eine, bald das andere — eine in jeder Beziehung, sei es als kritische Erklärung, sei es als Wesensbestimmung des menschlichen Geistes, phänomenale Leistung! Eine derartige Überzeugungslosigkeit gibt es in der ganzen weiten Welt nicht, es sei denn für die Tröpfe. Denn wollte man das moralische Verhältnis eines jeden Menschen zu seinen Taten bis zur geheimsten Falte hin unter-

ſuchen, ſo würde man ſtets finden, daß ein jeder zur Zeit, wofern er zu denken imſtande und gewohnt iſt, in durchaus unwandelbaren Vorſtellungen von gut und böſe handelt, wenngleich die letzteren in den meiſten Fällen den vollkommenen Begriffen — aber wo ſind die? nicht entſprechen dürften. Die Überſetzung muß: übel — lauten; ſtünde: böſe, ſo würde zwar der Ausſpruch ſelbſt an innerer Wahrheit nichts einbüßen, aber er verlöre einen Teil ſeiner Berechtigung innerhalb des Gedankengefüges, und ſo zu folgern und zu ſchließen, daß die Dinge nur halb auf einander paſſen, iſt nicht Shakeſpeares Sache.

Jene Schlegelſche Abneigung gegen das Denken nun hat bei Gervinus begeiſterte Aufnahme und Nutzanwendungen eigentümlichſter Art gefunden. Dieſer ſchreibt in Bezug auf Hamlet:

‚Shakeſpeare leiht ihm einen philoſophiſchen Grundſatz, der eine höchſt charakteriſtiſche Abänderung von des Dichters eigener Lebensweisheit enthält. Daß Tugend und Laſter, gute und ſchlimme Handlungen nicht durch ſich ſelber, ſondern immer erſt durch Verhältniſſe, Zwecke, Charakteranlage der Menſchen ihre wahre Bedeutung erhalten, daß nicht das Was, ſondern das Wie den Wert oder Unwert der Handlung entſcheidet, iſt ein Satz Shakeſpeareſcher Lebenserfahrung, der zu oft und zu nachdrucksvoll in Wort und Beiſpiel wiederkehrt, als daß der Dichter nicht jedesmal das Wort gewogen haben ſollte, welches er in dieſem Sinne niederſchrieb. Dieſer Satz verändert ſich in Hamlets Munde dahin: an ſich iſt nichts weder gut noch böſe, das Denken macht es erſt dazu.‘ Nun ſteht jedoch, wie ſchon erwähnt, die betreffende Stelle ohne Beziehung auf Tugend oder Laſter, ſie deutet ganz allein auf das perſönliche Empfinden des Einzelnen inmitten beſonderer, ſei es guter, ſei es übler Weltzuſtände hin. Sodann aber beſagt die von Gervinus ſo gerügte Phraſe ſelbſt bis zum letzten Punkte genau dasſelbe, was dieſem Kritiker zufolge die gerühmte Lebensweisheit des Dichters ſein ſoll. Denn einzig auf dem Wege des Gedankens iſt ja zumeiſt gerade das Wie einer Handlung zu erreichen. Das iſt doch ein wahrer Triumph kritiſchen Unvermögens! „In dieſem Satze — ſo heißt es dann —

liegt der Urſprung aller Zweifel, die Hamlet zunächſt über ſeine Rachepflicht teilen, die ihn vor jeder ſchweren Anforderung zum Handeln würden zagen und zaudern machen.' Es iſt unmöglich, rechtſchaffenerweiſe aus dem Stücke ſelbſt die Anſicht zu begründen, daß Hamlet je darüber im Zweifel iſt, was er tun darf; er zagt nie, er zaudert nie; ihn dies tun zu laſſen, iſt nichts als blödes Geflunker. Der Gedankenbau ſeiner moraliſchen Überzeugungen ruht auf felſigem Grunde; es iſt nur die Leidenſchaft, die ſeinen Geiſt zeitweiſe verdunkelt, und der Kampf des natürlichen mit dem künſtlichen Willen, der ihn bei all' ſeiner geiſtigen Klarheit bald vorwärts, bald rückwärts drängt — im allerſchärfſten Gegenſatze zu der Gervinusſchen Enthüllung, wonach der Geiſt dieſen Mann des inneren Lebens überall im Drange der Natur und der Gewöhnung bewußt — und als wahres Fabelweſen von Geſchöpf! auch unbewußt überherrſchen ſoll. Und im Tone des Bedauerns fügt der Erklärer hinzu: ‚Der Gedanke iſt ihm das Maß der Dinge geworden.' Womit könnten denn die Dinge auch noch anders gemeſſen werden? Die höchſte Auszeichnung, das einzigſte Geſchenk der Natur, das den Menſchen vom Vieh unterſcheidet, der Anſpruch darauf und die vollkommenſte Ausübung desſelben kann zu einem Gegenſtande des Mitleids und des Erbarmens werden! Aber für wen? Der offenkundigen Gedankenloſigkeit muß der Gedanke allerdings aufs bitterſte verhaßt werden.

The time is out of joint: o cursed spite,
That ever I was born to set it right.

Die Zeit iſt aus dem Gelenke: verwünſchte Tücke! daß ich jemals geboren wurde, ſie wieder einzurichten. In der Schlegelſchen Ausgabe lautet die Stelle:

Die Zeit iſt aus den Fugen: Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, ſie einzurichten, kam.

Die Überſetzung iſt bis auf: Schmach und Gram, das die Empfindung in komödienhafter Weiſe verzerrt, richtig. Gervinus ſchreibt dazu:

‚Das Bild, das wir Deutſche in dieſem Spiegel vor uns ſehen, iſt zum Erſchrecken ähnlich. Nicht ich allein habe dies ausgeſprochen; bemerkt und empfunden haben es Tauſende. Einer unſerer neueren, politiſchen Dichter* hat ein Gedicht mit den Worten begonnen: ‚Hamlet iſt Deutſchland.‘ Und dieſer Ausſpruch iſt in der Tat kein geiſtreiches Spiel mit Worten oder verworrenen Vorſtellungen. Wir meinten jeder einzelne den Schmerz des ganzen Alls ertragen und ſein Heiland und Retter werden zu müſſen, ohne je an uns einzelne ſelber zu denken. Jeder rief mit Hamlet ſein Weh darüber, daß die Welt aus den Fugen ſei, und jeder meinte ſich dazu berufen, ſie einzurichten.‘ Wovon redet denn eigentlich der Herr? Nur in ſeinem Kopfe ſpukt die Welt, während Hamlet lediglich von der Zeit, d. h. einem zeitlichen Zuſtande ſpricht, der als aus den Fugen wieder einzurichten ſei; und zwar müſſe — leider Gottes! er ſolches tun, er als der Sohn des ermordeten königlichen Vaters und als Neffe des Mörders, der zum Überfluß noch mit ſeiner Mutter in blutſchänderiſcher Ehe lebt und ſo Herrſcher des Landes geworden iſt. Die Hamleterläuterer ſind bedauerlicherweiſe nicht bloß vielfach unwiſſend, ſondern auch meiſt zu träge, hin und wieder das Original noch zur Hand zu nehmen, und pflegen ſelbſt die Überſetzung ſo gedankenlos zu leſen, daß ſie auf der zweiten Zeile nicht mehr wiſſen, was auf der erſten ſtand. Shakeſpeare ſagt: ich wurde geboren, die Zeit einzurenken; und Schlegel überſetzt: ich kam zur Welt, die Zeit einzurenken. Da aber in der Überſetzung ‚Zeit‘ in der erſten und ‚Welt‘ in der zweiten Zeile ſteht, ſo tut der berühmte Mann den plumpen Fall, die Zeit mit der Welt zu verwechſeln und an dieſen leichtfertigen Schnitzer Folgerungen von erſtaunlicher Narrheit zu knüpfen. Gleichwohl hat ſich dieſe Art von Kritik eines ungemeſſenen Beifalls ſogar von ſeiten angeblicher Shakeſpearekenner zu erfreuen gehabt.

Es kann ſelbſtverſtändlich nicht die Rede davon ſein, ſich auf jene ſuperklugen Einfälle von moraliſcher Überzeugungsloſigkeit noch näher

* Freiligrath.

einzulaſſen, aber es dürfte vielleicht notwendig ſein, um jedem ſpäteren Mißverſtändniſſe vorzubeugen, das Ende vorweg zu nehmen und Hamlets eigentümliche Stellung zur übernatürlichen Welt zu beſtimmen.

Die Tragödie Shakeſpeares erhebt ſich auf dem Grunde des chriſtlichen Volksglaubens; und Hamlets Empfinden bewegt ſich durchaus innerhalb dieſes — freilich mehr in unbewußter Art, denn ſein religiöſes Gefühl hatte noch nicht die Zeit gefunden, ſich in ihm zu Regeln und Grundſätzen zu verdichten. Wie ſich das Chriſtentum nicht erlernen, vielmehr erleben und zwar in Prüfungen, Leiden und Erfahrungen aller Art erleben läßt, um fortan aus ſicherſter Erkenntnis heraus als lebendige Macht zu wirken, ſo hatte ſich doch gerade in dem Leben Hamlets bislang ſcheinbar ſo wenig ereignet, was geeignet geweſen wäre, die in ihm ſchlummernde religiöſe Geſinnung zu klarem Bewußtſein zu wecken, als daß die furchtbaren Ereigniſſe, die urplötzlich und ganz unvermutet über ihn hereinbrachen, und die in ihm darob aufſchäumenden Leidenſchaften nicht gelegentlich über die Warnungen ſeines ungefeſtigten gläubigen Gemütes im vollen Triumphe hätten dahinbrauſen müſſen. Wäre der Glaube in Hamlet ſchon gleich zu Anfang innerlichſte Tat geweſen, die Ereigniſſe hätten ihn nicht überwältigen können, und die Löſung ſeiner Aufgabe — ähnlich jenem unbegriffenen Worte: Ihr ſollt dem Übel nicht widerſtreben — wäre Entſagung geweſen. Aber die Begebenheiten fanden den Prinzen zunächſt nicht in dieſem Zuſtand gereifter Lebensbetrachtung. Wohl ſagt er einmal zu Horatio — allein er ſagt dies, nachdem ſein Herz ſchon monatelang der Tummelplatz heftigſter, widerſtreitender Empfindungen geweſen war:

Hör' mich an!
Seit meine teure Seele Herrin war
Von ihrer Wahl und Menſchen unterſchied,
Hat ſie dich auserkoren. Denn du warſt,
Als litteſt du nichts, indem du alles litteſt;
Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geſchick
Mit gleichem Dank genommen und geſegnet,
Deß Blut und Urteil ſich ſo gut vermiſcht,

Daß er zur Pfeife nicht Fortunen dient,
Den Ton zu ſpielen, den ihr Finger greift.
Gebt mir den Mann, den ſeine Leidenſchaft,
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
Wie ich dich hege.

Die Leidenſchaft zu ſeinem Sklaven zu machen, es iſt das Ziel des Gläubigen innerhalb dieſer Welt wie das des Weiſen; aber die Blüte und die reife Frucht gehören verſchiedenen Tagen an. Die Streiche, die ein wütendes Geſchick in raſcher Folge gegen das Haupt dieſes Prinzen richtete, trafen ihn unvorbereitet und ungeprüft; ſie waren zudem mit ſolch' elementarer Gewalt geführt, daß ſie ihn, der doch einer der Beſten war — entweder vernichten oder mindeſtens gelegentlich zum Sklaven ſeiner Leidenſchaft machen mußten. Gleich zu Anfang wird ihm das Schwerſte abverlangt, es iſt nur natürlich, daß er im Streite der Pflichten unterliegt. So werfen ſich nun die kommenden Ereigniſſe in ihrer ungezügelten Kraft auf eine völlig überraſchte Natur, die ſich ungeleitet in allen Mitteln des Widerſtandes erſchöpft: wo die Leidenſchaft im Sturme daherſchreitet, hinkt die Erkenntnis immer hinterher. Dem ſo Handelnden ſelbſt kommt faſt nie zum klaren Bewußtſein, was ſich gleichwohl zumeiſt ganz ſeinem Weſen gemäß entſcheidet. Er, der dem Geſpenſt ohne Zögern und Zagen in die öde Einſamkeit folgt; er, der in verwegenem Mute, allen im Kampfe voran, der erſte auf dem feindlichen Schiffe iſt; er, mit ſeinem feſten Entſchluſſe, den Mörder des Vaters bei nächſter Gelegenheit zu töten, tut das letztere doch nicht und weiß nicht warum, aber ſein Erklärer ſoll es wiſſen, welch ein Naturgrund es iſt, der ihn ſeiner finſterſten Entſchloſſenheit zum Trotz vor der blutigen Tat der Rache wie vor dem Meduſenhaupte des Frevels erſtarren macht. Doch dieſes ſtreift bereits das Gebiet der einzelnen Handlung — darum beginne ich:

Rom, den 12. Auguſt.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten einen Sohn — klingt das nicht wie der Anfang eines Märchens? und welch' eines wunderbaren dazu! eines Märchens, das niemand vergaß, der je von ihm hörte. Der König aber herrſchte über das Land der Dänen, von Weib und Kind, von ſeinen Untertanen bewundert und geliebt. Er ſtand bereits in vorgerücktem Alter, war aber immer noch ſtolz und herrlich anzuſchauen; tapfer, edelgeſinnt, ohne Arg und Falſch, ehrlich in Wort und Tat, war er ein Held, ein vortrefflicher Fürſt, der treueſte und liebevollſte Gatte, Vater, Bruder — ein Biedermann vom Scheitel bis zur Sohle.

Die Königin Gertrud, ſeine Gemahlin, war gleich ihm nicht mehr jung, aber noch immer ſchön und in Haltung, Gebärde und Sprache voll bezaubernden Weſens. Auf ſchöne Sitte hatte ſie an ihrem Hofe von jeher gehalten und war hierin das leuchtende und hoheitsvolle Vorbild geweſen. Jünger und ſinnlicher von Natur als der Gemahl und ohne ſeine ſittliche Kraft verſtand ſie es jedoch nur ſchwer, ſich den Verſuchungen der Wolluſt ganz zu entfremden: denn ſoweit ſie auch über die Jahre ſtürmiſcher, begehrlicher Jugend hinaus war, und wie ſehr ſie auch ihrem Gemahl wie ihrem Sohne in Liebe und Zärtlichkeit immer zugetan blieb — weder die Reife des Alters, noch jene Zuneigung, noch ihr Gewiſſen erwieſen ſich gegebenen Falles ſtark genug, ſie dem verbotenen Genuſſe fernzuhalten. Aber gerade dieſe Sinnlichkeit hatte ſie ihrem Gatten in früheren Jahren noch liebevoller, noch hingebender erſcheinen laſſen, und ſo hatte denn auch dieſes Königspaar in dem hellſten Sonnenſcheine des Glücks gelebt, das ſich beiden in ſeiner ganzen Fülle erſchloß, als ihnen ein Sohn geboren wurde, der das vollkommenſte Ebenbild ſeines Vaters zu werden verſprach — dies war Prinz Hamlet.

‚Zart und edel entſproſſen,‘ ſagt Goethe von ihm, ‚wuchs die königliche Blume unter den unmittelbaren Einflüſſen der Majeſtät heran; der Begriff des Rechts und der fürſtlichen Würde, das Ge-

fühl des Guten und des Anſtändigen mit dem Bewußtſein der Höhe ſeiner Geburt entwickelten ſich zugleich in ihm. Er war ein Fürſt, ein geborner Fürſt und wünſchte zu regieren nur, damit der Gute ungehindert gut ſein möchte. Angenehm von Geſtalt, geſittet von Natur, gefällig von Herzen aus ſollte er das Muſter der Jugend und die Freude der Welt ſein.' In der natürlichen Güte des Herzens ſeinem königlichen Vater durchaus ebenbürtig fügt der Sohn zu dieſem köſtlichen Beſitze noch die unnachſichtige Schärfe eines in die Tiefe dringenden Verſtandes — ſo erſcheint die heitere Sinnlichkeit des erſteren und ſeine ſorgloſe Tatkraft durch die Neigung des jüngeren zur Betrachtung gedämpft und berichtigt. Vertraute jener faſt blindlings den Wallungen und Impulſen des beſten Herzens, ſo fühlt ſich der letztere erſt dann vollſtändig beruhigt, ſobald er erkannt hat, daß jede ſeiner Handlungen zugleich ſittlich berechtigt iſt. So makellos iſt ſeine Liebe zur Wahrheit, daß er mit gleicher Strenge das eigene wie das fremde Daſein prüft. Unter der Führung einer Urteilskraft, welche die äußerſten Grenzen menſchlichen Vermögens ſtreift, iſt er zudem ernſtlich bemüht, ein jedes Ding in ſeinem ureigenſten Weſen zu ergründen. So beanlagt gewöhnt ſich das Auge des jungen Prinzen ſchon frühzeitig daran, die Welt nicht nach ihrem täuſchenden Scheine zu nehmen. Für die Menſchen im allgemeinen hatte er darum nur wenig Achtung, aber ‚reinfühlend kannte er die Redlichen und wußte die Ruhe zu ſchätzen, die ein aufrichtiges Gemüt an dem offenen Buſen eines Freundes genießt'. An den meiſten, die ihm in ſeiner hohen Stellung nahe traten, ging er mit ſpöttiſcher Geringſchätzung vorüber; für innere Wertloſigkeit und ſchnöde Selbſtſucht ſchien dies ihm die angemeſſene Behandlung zu ſein: wo er aber auf ſeinem Weg ein lauteres Gemüt antraf, gab er ſich demſelben mit einer Innigkeit hin, die in ihrer unwandelbaren Treue den Wechſel der Zeiten, das Walten der Geſchicke, ja ſelbſt den Tod zu überdauern verhieß. Mit ſeinen Freunden war er ‚ein guter Geſellſchafter, nachgiebig, beſcheiden, beſorgt und konnte eine Beleidigung vergeben und vergeſſen, aber niemals konnte er ſich mit dem vereinigen, der die

Grenzen des Rechts, des Guten, des Anständigen überschritt'. Wenn je von einem Menschen, so konnte von ihm das Wort gelten: er war klug wie die Schlange, aber auch ohne Falsch wie die Taube. In der Fülle ihrer natürlichen Gaben lebten bei ihm Herz und Kopf einträchtig nebeneinander, und selbst der schwierigsten Aufgabe durfte sich Prinz Hamlet für gewachsen erachten, so lange sie nichts verlangte, das im Widerspruche zur Lauterkeit seines Herzens stand.

‚Denken Sie sich,' heißt es bei Goethe, ‚einen Prinzen, wie ich ihn geschildert habe, dessen Vater unvermutet stirbt. Ehrgeiz und Herrschsucht sind nicht die Leidenschaften, die ihn beleben; er hatte sich's gefallen lassen, Sohn eines Königs zu sein; aber nun ist er erst genötigt, auf den Abstand aufmerksam zu werden, der den König vom Untertanen scheidet. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben seines Vaters die Ansprüche seines einzigen Sohnes mehr befestigt und die Hoffnung zur Krone gesichert. Dagegen sieht er sich nun durch seinen Oheim ungeachtet scheinbarer Versprechungen vielleicht auf immer ausgeschlossen; er fühlt sich nun so arm an Gnade, an Gütern und fremd in dem, was er von Jugend auf als sein Eigentum betrachten konnte. Hier nimmt sein Gemüt die erste traurige Richtung. Er fühlt, daß er nicht mehr, ja nicht so viel ist als jeder Edelmann; er gibt sich für den Diener eines jeden; er ist nicht höflich, nicht herablassend, nein! herabgesunken und bedürftig. Nach seinem vorigen Zustande blickt er nur wie nach einem verschwundenen Traume. Vergebens, daß sein Oheim ihn aufmuntern, ihm seine Lage aus einem anderen Gesichtspunkte zeigen will — die Empfindung seines Nichts verläßt ihn nie.'

Hamlet studierte in Wittenberg, als sein Vater starb; er eilt nach Hause und findet seinen Oheim als den Erwählten des Volkes auf dem Throne. Aber schlimmer noch für ihn als der Tod seines Vaters und der Verlust an Eigentum und Erbe — die Königin, seine Mutter, schreitet, kaum daß die Totenfeier vorüber, zu einem neuen Bunde.

‚Dieſer zweite Schlag,‘ ſagt Wilhelm Meiſter, ‚verletzte tiefer, beugte noch mehr. Ihm, einem treuen und zärtlichen Sohne, blieb, da ſein Vater ſtarb, eine Mutter noch übrig; er hoffte mit ſeiner hinterlaſſenen, edlen Mutter die Heldengeſtalt ſeines großen Abgeſchiedenen zu verehren; aber auch ſeine Mutter verliert er, und es iſt ſchlimmer, als wenn ſie ihm der Tod geraubt hätte. Das zuverläſſige Bild, das ſich ein wohlgeratenes Kind ſo gern von ſeinen Eltern macht, verſchwindet; bei dem Toten iſt keine Hilfe und an der Lebendigen kein Halt; ſie iſt auch ein Weib, und unter dem allgemeinen Geſchlechtsnamen: Gebrechlichkeit iſt auch ſie begriffen.‘

Mit der ganzen Innigkeit eines reichen und tiefen Gemüts hatte der junge Prinz den verſtorbenen Vater geliebt; er hatte Herz und Sinn mit ehrfurchtsvoller Bewunderung für jenen erfüllt und hatte Grund, ſich ſolchen Gefühlen ganz hinzugeben:

> Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem!
> Ich werde nimmer Seinesgleichen ſehn —

ſo war ihm der Unvergleichliche bei Lebzeiten erſchienen, ein ſolcher lebte er auch nach dem Tode in ſeinem Herzen unvergeßlich fort. Dem hohen, anhänglichen, treueſten Sinne dieſes Sohnes ereignet ſich nun plötzlich das Unfaßbare: kaum vier Wochen nach dem Begräbniſſe des Vaters geht ſeine Mutter aller Schicklichkeit, aller Scham, aller Sitte, ſelbſt einem geheiligten Herkommen zum Trotz, eine zweite Heirat mit einem Manne ein, der, obſchon Bruder des vorigen, doch dieſem, ſeinem äußeren wie inneren Menſchen nach, im ganzen wie im einzelnen durchaus ungleich und unebenbürtig erſchien.

König Klaudius war äußerlich unbedeutend, wenn nicht häßlich geſtaltet. Von allen jenen herrlichen Eigenſchaften des Gemüts, die den verſtorbenen König vornehmlich zierten, beſaß er auch nicht eine; was ihm aber an Leibesſchönheit und Herzensgüte abging, erſetzte bei ihm tauſendfältig der Kopf. Hierin war er dem älteren Bruder ſtets überlegen geweſen. Sein Inneres wußte nichts von den milderen und ſelbſtloſen Regungen eines menſchenfreundlichen

Herzens; die Menſchen galten ihm nichts, wo er nur gelten wollte; in all' ſeinem Dichten und Trachten ſah er nur ſich und wollte nur für ſich. Trotzdem und darum war ſeine Herrſchaft über Menſchen und Verhältniſſe unbeſtritten und grenzenlos; denn mit einer Weltklugheit, der ausnahmsweis alle Künſte und Gaben bereitwillig zu Gebote ſtanden, verband ſich die ſchnödeſte Selbſtſucht, die ohne Zaudern zu den abſcheulichſten Mitteln griff. Es war eine teufliſche Natur, ſchlecht von Grund aus und um ſo furchtbarer, weil dem Zauber ſeines Geiſtes beinahe niemand zu widerſtehen vermochte. Nie hatte die Welt einen größeren Heuchler und Lügner geſehen, aber kein Menſch ſah ihn je in ſeiner wahren Geſtalt. Selbſt ohne jegliches reine Gefühl kannte er dennoch alle Empfindungen der menſchlichen Bruſt und verſtand es vortrefflich, ſich nach Erfordernis mit denſelben abzufinden: er weinte mit den Traurigen und lachte mit den Fröhlichen — er wird allen gerecht. Er iſt herablaſſend und doch vornehm; einfach, freundlich, wohlwollend und doch voll königlicher Würde; er nimmt an allem teil. Taktvoll weiß er zu loben und zu tadeln, an rechter Stelle zu ſchmeicheln und zurechtzuweiſen, ſich jedermann zu verbinden, ohne ſich zu vergeben — er iſt immer im Recht. So wie er ſich vor aller Augen gibt, ſo meint man, müßte er auch von Natur ſein; alle Welt glaubt ihn zu kennen, und niemand kennt ihn in der Tat. Während er jahrelang nur brüderliche Liebe und Hingebung zu ſein ſcheint, ſinnt er unausgeſetzt auf Ehebruch und Brudermord; je dunkler ſein Inneres, deſto heiterer das Geſicht; er reicht ſeinem Opfer das Gift und lächelt liebevoll dazu. In dem ruchloſeſten Planen und Tun erſcheint er unbefangen und mit der erhabenen Gebärde der Unſchuld und des reinſten Gewiſſens; und ſo ſehr hat ſich dieſe ſchöne und holdſelige Außenſeite dem Gedächtniſſe der Lebenden eingeprägt, daß ſich der Argwohn ſelbſt da nicht hervorwagt, wo er laut herausgefordert wird. So vollkommen wie die innere Verlogenheit dieſes Menſchen treffen ſich alle jene Eigenſchaften in ihm vereinigt, die allein dem gewagteſten Unternehmen den ſichern Ausgang verbürgen: er überhaſtet ſich nicht, er verſteht zu warten; er iſt verſchlagen,

ſcharfſichtig; voller Berechnung, findig; bei allen Wechſelfällen in der Fülle ſeines Geiſtes zugegen; nie verlegen um neue und entſcheidende Auskunftsmittel; jeder Gefahr gegenüber kaltblütig, ſicher, ſchlimmſten Falles zum Schlimmſten bedenkenlos entſchloſſen, denn er iſt ohne Phantaſie und ohne Gemüt — ganz Verſtand. Er iſt kein Freund von ſchreienden Maßregeln; er iſt ſich wohl bewußt, daß ſein geheimes Sündenleben die allgemeine Aufmerkſamkeit nicht verträgt, und er iſt viel zu weiſe, um Gewalt gegen Gewalt zu ſetzen. Den Ausbrüchen der roheſten Leidenſchaft tritt er mit ruhiger Beſonnenheit entgegen; nur Gehör will er ſich verſchaffen, und hat er erſt das Ohr der Menſchen, ſo iſt ihm auch ihr Leib und ihre Seele verfallen. Das wildeſte Toben beſchwichtigt er mit dem Sirenenlaute ſeines Wortes: die ihm zuhören, vergeſſen, was ſie wollten, und wollen nur noch, was er will. Er weiß alles, er kann alles. Je nach ſeinem Ermeſſen wandeln ſich die Vorſtellungen ſeiner Umgebung: was man ehedem für ſchlecht hielt, iſt auf einmal gut, aus unſittlich — recht, aus ruchlos — göttlich und umgekehrt geworden; wie er ſpricht, ſo glaubt man. Und ſo wundervoll wirkt hier ſeine Kunſt, daß die von ihm Betörten wähnen, nur dem eigenen Urteile zu gehorchen. Was er allein erſonnen und geſponnen hat, erſcheint ſo als freie und ſelbſtändige Tat anderer. Still und unſcheinbar wirkt er allgewaltig: ſo erſchleicht er ſich Thron und Weib, und das ganze Land der Dänen bewundert in dem ſchmählichen Handel die eigene, weisheitsvolle Entſcheidung. Und er will alles, denn ihn ſchreckt nichts. Die Schauer der Sünde haben keine Macht über ihn. Der Anblick des trauernden Neffen verurſacht ihm keine Gewiſſenspein. Mit verhehlter Genugtuung ſieht er die Tränen des Gebeugten, ſind dieſe ihm doch die herrlichſte Beſtätigung des ſicher errungenen Erfolges. Weder göttliche Rache, noch zeitliche Schande beunruhigen ſeinen Geiſt; er fürchtet allein den Verluſt. Wolluſt und Habſucht ſind die Leidenſchaften, welche ihn ausſchließlich beherrſchen: mit der Wolluſt und den Künſten ſeines Gewiſſens betörte er den Sinn der lüſternen Königin, und aus ſeiner unbezähmbaren Habſucht heraus und unter dem

Beistand seines unvergleichlichen Verstandes schritt er über den Leichnam des ermordeten Bruders zum Königsthrone.

So war der Mann beschaffen, den der junge Königssohn als seinen zweiten Vater hinnehmen sollte. Sicherlich hat Hamlet ihn nie gemocht: seitdem er zu denken und zu urteilen vermochte, mußte ihm jenes Erscheinung fremd, abstoßend, widerwärtig gewesen sein. Der Prinz fühlte zu rein und war zudem zu klug, um nicht im Laufe der Zeit so mancherlei im Wesen des Oheims wahrgenommen zu haben, das ihn mit Abneigung und Mißtrauen gegen den letztern erfüllte; jetzt hatte die überstürzte Heirat mit der kürzlich verwitweten Mutter und gewiß auch die Betreibung der Wahl, auf die der Sohn seiner Stellung nach die ersten und gerechtesten Ansprüche erheben durfte, mit einem Male seinen Argwohn bestätigt und ihm deutlich gezeigt, von welch gemeiner Art und Bildung dieser Mann war. Der alte Widerwille hatte neue und kräftigere Nahrung erhalten, als er wahrnehmen mußte, daß ihn der Schleicher auf krummen Wegen vom Throne und aus seinem Hause verdrängt hatte. Aber was war dem Prinzen vorerst König Klaudius? Sein König — allerdings! aber sonst nur, was er ihm stets gewesen, der Fremdling seinem Herzen; zu fern stand er ihm, um sein Inneres heftiger zu erregen, und gedachte er jemals seiner, so konnte es nur mit dem Ausdrucke der stillen Verachtung sein. Ganz anders verhielt es sich mit der Mutter!

Dreißig lange Jahre war diese ihm neben dem edlen Vater das teuerste Wesen auf Erden gewesen; gleichwie jener der Gattin, so hatte auch der Sohn, seinem hohen Vorbild getreu, den reichen Schatz seines liebevollen Herzens der Mutter rückhaltslos hingegeben. Was er jetzt erfährt, zeigt ihm, daß sie solcher Liebe — und zwar der Liebe des Gatten wie des Sohnes — von jeher unwürdig war. Hamlet weiß nichts von dem, was vorangegangen;*) den Stiefvater kennt er nur zum geringsten Teile: er möchte den Zauber

* Daß die Mutter nämlich schon vor dem Tode des Gemahls verführt war.

verſtehen, der ſie einem ſolchen Manne ſo ſchnell gewonnen, und er entdeckt nichts. Das Gemüt begreift nichts davon, verſtünden es wenigſtens die Sinne! aber ſo abſtoßend, wie ihn das Innere dieſes Menſchen dünkt, ſo reizlos iſt auch ſein Äußeres. So viel er ſich auch quält und abmartert, zum mindeſten die Frau, wenn auch nicht die Mutter, zu entſchuldigen — er ſieht immer nur zum Schluß, wofern er nicht die Beute des grauſigſten Verdachtes werden will, in ihrer Handlungsweiſe das freche Bekenntnis eines zügelloſen Geſchlechtstriebes, und dies bei der alternden Frau! In ihrer ſchnöden Haſt zum blutſchänderiſchen Ehebette erweiſt ſie ſich — ſo weit vorläufig ſein Verſtändnis reicht — als gefühllos dem Toten, als rückſichtslos und pflichtvergeſſen dem Sohne und als ſchamlos der ganzen Welt gegenüber. So von Natur aus verworfen erſcheint ſie, daß ſich zur Empörung in Hamlet noch die Scham geſellt, ſie ſeine Mutter heißen zu müſſen. Er iſt gut und edel, und er iſt zu Haß und Abſcheu gezwungen, wo er einzig lieben wollte und ſoll — dies bringt ihn außer ſich. Er fühlt, wie ſich die Qual in ihm ins Unerträgliche ſteigert, daß er nicht länger an einem Orte zu leben vermag, wo ihn alles an die ſchöne und reine Vergangenheit erinnert und ihn um ſo bitterer die entwürdigte Gegenwart empfinden läßt. Geſchehen iſt geſchehen, zu ändern iſt nichts mehr daran; aber er kann und will ſich nicht wohl ſein laſſen in der neuen, entarteten Geſellſchaft: denn Peſthauch iſt dem Lauteren die Luft, die der Böſe ausatmet. Alles empört ſich in ihm, noch länger dem unſauberen Treiben beiwohnen zu müſſen; er will fort, von Land und Leuten weg; er haßt die Gegenwart und fürchtet die ſchreckensvollere Zukunft. Das Herz von widerſtreitenden Gefühlen zerriſſen und die Bruſt von ſchlimmen Ahnungen belaſtet — ſo ſehen wir ihn auftreten.

Rom, den 15. Auguſt.

In einem Prunkgemache des königlichen Schloſſes hat König Klaudius die Großen ſeines Reichs, die zur Krönungs- und Hoch-

zeitsfeier dienſtbefliſſen herbeigeeilt waren, um ſich verſammelt; er verabſchiedet ſie:

Wiewohl von Hamlets Tod, des werten Bruders,
Noch das Gedächtnis friſch; und ob es unſerm Herzen
Zu trauern ziemte, und dem ganzen Reich
In eine Stirn des Grames ſich zu falten:
Soweit hat Urteil die Natur bekämpft,
Daß wir mit weiſem Kummer ſein gedenken,
Zugleich mit der Erinnrung an uns ſelbſt.
Wir haben alſo unſre weiland Schweſter,
Jetzt unſre Königin —
Zur Eh' genommen; haben auch hierin
Nicht eurer beſſern Einſicht widerſtrebt,
Die frei uns beigeſtimmt. Für alles Dank!
Nun, wißt ihr, hat der junge Fortinbras,
Aus Minderſchätzung unſers Werts, und denkend,
Durch unſers teuern, ſel'gen Bruders Tod
Sei unſer Staat verrenkt und aus den Fugen:
Geſtützt auf dieſen Traum von ſeinem Vorteil,
Mit Botſchaft uns zu plagen nicht ermangelt
Um Wiedergabe ſeiner Ländereien,
Rechtskräftig eingebüßt von ſeinem Vater
An unſern tapfern Bruder.

Daß ſich gleich nach dem Tode des alten Hamlet der unruhige Feind an der Grenze regte, war für Klaudius' Umtriebe zweifellos ein glücklicher Umſtand geweſen und war ganz darnach angetan, den däniſchen Ständen klar zu machen, um wieviel beſſer ihre Intereſſen in den Händen des erfahrenen Mannes aufgehoben ſeien als in denen des Jünglings. Man wußte zwar herzlich wenig von den kriegeriſchen Talenten des älteren Mannes, aber wahrſcheinlich umſomehr von den philoſophiſchen Neigungen des jüngeren zu reden, durch welche der letztere ſich zur Führung großer Staatsgeſchäfte nicht ſonderlich befähigt zeigen ſollte. Auch wird man nicht gezögert haben, die übereilige Heirat des Schwagers und der ſoeben verwitweten Königin mit der Schwere der Zeiten zu entſchuldigen. Was unter gewöhnlichen Umſtänden gegen die Natur geweſen, gibt ſich ſo als Ausfluß ſtaatsmänniſcher Einſicht; nicht perſönliche Leicht-

fertigkeit und ſchamloſe Begehrlichkeit haben das ſonſt ſo ungewöhnliche Ereignis zutage gebracht — das Wohl des Landes war vor allem ausſchlaggebend; mehr der Not als dem freien Willen gehorchte man, und wohl gar mit Widerſtreben wurde der ‚beſſeren Weisheit‘ der Stände Folge geleiſtet, denen es zu beweiſen glückte, daß Könige nicht ihren Gefühlen — und wären es auch die hehrſten und heiligſten — ſondern dem allgemeinen Wohle im erſten Grade zu leben haben. Wie nahe lag es da nicht, angeſichts äußerer Gefahren die Ehe des neuen Königs mit der Witwe ſogar warm zu befürworten, weil man auf dieſe Weiſe jedem Zwieſpalte im königlichen Hauſe und etwaigen Thronſtreitigkeiten, welche die Kraft und das Anſehen des Landes nach außen hin empfindlich geſchädigt hätten, vorzubeugen hoffte! Die furchtbaren Gefahren, die ſo von außen ſchrecken, rühren freilich nur von einem jungen Burſchen her, der zum kriegeriſchen Zeitvertreib Werbungen an der Grenze betreibt, dafür vom eigenen Landesherrn einen Verweis erhält und ſodann gegen die Polacken geſchickt wird, um ſich die kleinen Hörner dort abzuſtoßen — aber was tut's!

Nachdem Klaudius jenes Treibens halber Geſandte an den Oheim des jungen Mannes abgeſchickt und Laertes, dem Sohne ſeines erſten Kammerherrn Polonius, die Bitte, nach Paris zurückkehren zu dürfen, gewährt hat, wendet er ſich zu Hamlet, der in Gram verſunken den Vorgängen wenig oder gar keine Teilnahme zollt:

Es iſt gar lieb und eurem Herzen rühmlich, Hamlet,
Dem Vater dieſe Trauerpflicht zu leiſten.
Doch wißt, auch eurem Vater ſtarb ein Vater;
Dem ſeiner, und der Nachgelaſſ'ne ſoll,
Nach kindlicher Verpflichtung, ein'ge Zeit
Die Leichentrauer halten. Doch zu beharren
In eigenwill'gen Klagen, iſt das Tun
Gottloſen Starrſinns, iſt unmännlich Leid;
Zeigt einen Willen, der dem Himmel trotzt,
Ein unverſchanztes Herz und wild Gemüt,
Zeigt blöden, ungelehrigen Verſtand.
Wovon man weiß, es muß ſein; was gewöhnlich

Wie das Gemeinſte, das die Sinne rührt:
Weswegen das in mürr'ſchem Widerſtand
Zu Herzen nehmen? Pfui! es iſt Vergehn
Am Himmel; iſt Vergehen an dem Toten,
Vergehn an der Natur; vor der Vernunft
Höchſt töricht, deren allgemeine Predigt
Der Väter Tod iſt, und die immer rief
Vom erſten Leichnam bis zum heut Verſtorb'nen:
Dies muß ſein! Wir bitten, werft zu Boden
Dies unfruchtbare Leid und denkt von uns
Als einem Vater; denn wiſſen ſoll die Welt,
Daß ihr an unſerm Thron der Nächſte ſeid,
Und mit nicht minderm Ueberſchwang der Liebe,
Als ſeinem Sohn der liebſte Vater widmet,
Bin ich euch zugetan.

Selbſtbewußt, voll königlicher Würde, ganz im Stile eines geborenen Fürſten, hatte Klaudius ſoeben noch Ehre und Intereſſen ſeines Landes wahrgenommen und über die Dienſte ſeiner Untertanen verfügt, um auf einmal gegen die gebietende Stimme des Herrſchers den gewinnenden Ton des väterlichen Freundes einzutauſchen. Schon zuvorkommend, leutſelig und gütig im Verkehr mit den Hofleuten, ſtattet er ſein Verhältnis zu Hamlet noch mit den Ausdrücken wärmſter Zuneigung aus. Wie aus der Tiefe des Herzens empor ſteigen ihm die Worte auf die Lippen, mit denen er den trauernden Prinzen ſeiner Liebe und Freundſchaft verſichert: gern will er ihn ſeinem natürlichen Schmerze und ungeſtört überlaſſen, aber er warnt vor dem Übermaß; und er tut das letztere in ſo überzeugender Weiſe und mit all' jenen unwiderleglichen Beweismitteln eines geſunden Sinnes, daß ihm der rückhaltloſe Beifall aller Zuhörer gewiß war. Er iſt überall ſo ſehr im Recht, daß Hamlet ihm gegenüber ſtets im Unrecht bleibt.

Die Verruchtheit des Mannes zeigt ſich an dieſer Stelle in ihrer ganzen ſataniſchen Majeſtät. Trunken von Bruderblut, am Ehebruche geſättigt, erhebt ſie ſich lächelnd von ihrem nächtlichen Lager, um im hellen Lichte des Tages vor Gott und Menſchen von Weisheit und Redlichkeit, von Bruder- und Nächſtenliebe gleiß-

nerisch zu triefen. Was für ein König! aber nicht in dem Sinne Horatios — mußten die unwissenden und nichtsahnenden Dänen bewundernd bekennen, wenn sie ihn so sahen und hörten. Wie nahm sich dem gegenüber Hamlet aus! Was kümmerte die Leute, die teilnahmslos an jedem fremden Schmerze vorübergehen, die tiefe Schwermut des vereinsamten Sohnes? sie vermeinten nur selbstsüchtigen Gram und vereitelte Hoffnungen, wenn nicht gar reinen Unverstand darin zu erblicken. Gewiß! er hatte den zärtlichsten Vater verloren — aber war nicht diesem ein gleich vortrefflicher, ein gleich liebevoller gefolgt? Hatte der König doch selbst beteuert, daß er seinem Neffen in überschwänglicher Weise zugetan sei. Sie wußten nichts und erfuhren auch nie von der Erscheinung des Geistes, nichts von dem furchtbaren Verdachte, der die Seele des Prinzen ohnedies schwer belastete, und der ihm noch vor dem Gespenst gekommen war und kommen mußte, sobald er Personen und Ereignisse der letzten Wochen: den plötzlichen Tod des Vaters, dessen ungewöhnliche Todesart, die eigene Abwesenheit, die Wahl des neuen Königs, die ‚schnöde Hast' zum zweiten Ehebette — wägend miteinander verband. Aus all diesen Begebenheiten und ihrem eigentümlichen Zusammenspiel, aus dem sie begleitenden Verdachte, aus der innigen Trauer um den geliebten, großen Hingeschiedenen und aus der Empörung über die gefühllose und gemeine Art der Zurückgebliebenen heraus wächst jene natur- und sachgemäße Stimmung empor, die zu ihrem reinsten und darum auch vornehmsten Ausdruck in dem ersten Monologe Hamlets gelangt. Aber auch hier, so zuwider ihm der Oheim war, und so sehr diesen auch Ahnungen beschuldigen mochten, hier wie überall des weiteren, siegt die unbestechliche Redlichkeit des lautersten Gemütes, die einem jeden nur das aufzubürden gewillt ist, was ihm erwiesenermaßen zufällt: nicht eine Silbe des Vorwurfs wird gegen den Oheim laut — die volle Leidenschaft des empörten Gefühls richtet sich gegen die Mutter ganz allein, denn diese war es, die ihn wie den Toten durch ihr Tun und Lassen seines Wissens bisher allein aufs tiefste gekränkt und beleidigt hatte.

Die ersehnte Gewähr, das Land verlassen zu dürfen, hat ihm der König versagt — er ist an die Niedertracht gefesselt; diese zu sehen, zu hören, täglich, stündlich mitzuerleben — das wird fortan sein Los sein, und so bricht es aus ihm hervor:

O schmölze doch dies allzu feste Fleisch,
Zerging' und löst' in einen Tau sich auf!
Oder hätte nicht der Ew'ge sein Gebot
Gerichtet gegen Selbstmord!

Das sind nicht Selbstmordgedanken, wie es oftmals das oberflächliche und schnellfertige Urteil so gern will; es ist vielmehr der dramatisch lebendigste Ausdruck für die äußerste, bis zum Unerträglichen gesteigerte Qual des Augenblicks: es ist der Aufschrei einer Pein, die sich in Todessehnsucht verliert, dort, wo Hinz und Kunz vielleicht ach! und weh! geschrieen und sich darauf ganz wohl befunden hätten. In einem Zustande des furchtbarsten Seelenleidens sich aus dem Leben hinwegsehnen, heißt noch nicht sich umbringen wollen — diese Bedeutung haben solche Stoßseufzer nicht, wohl aber die andere, daß sie genau das Verhältnis anzugeben vermögen, in dem der makellose Adel einer besonderen Menschennatur zu der Verworfenheit ihrer Umgebung steht, und wie ein unausfüllbarer Abgrund beide voneinander scheidet. Für Hinz und Kunz wird er freilich zum seichten Graben werden, über den beide wie Federbälle dahinfliegen; aber Prinz Hamlet ist nicht von dieser leichten Art. Ehe sich daher jemand veranlaßt fühlen sollte, dem Prinzen sogleich mit Selbstmordgedanken zu kommen und ihm dazu noch andere wohlgemeinte Vorschriften mit auf den Weg zu geben, der täte in jedem Falle besser, doch vorher die eigene Natur einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Solche Stellen wie die, welche vorliegt, sind der zuverlässigste Prüfstein für jede kritische Kunst. Wer da sich aufgefordert fühlt mit Hamlet zu rechten, der nehme dies als den sichersten Beweis seiner Unfähigkeit und zugleich als eine gebieterische Mahnung hin, sich ein anderes Handwerk aufzusuchen, an dem er die eigene Richtigkeit ihrem Werte gemäß probiren kann: für die strengere Arbeit ist er nicht zu gebrauchen. Was meinen

Sie, liebſter Freund, müßte zu denen, die dieſem unerbittlichen Gläubiger verfallen, nicht zu allererſt Herr Hermann Grimm gehören? Sie erinnern ſich der Worte des Königs:

Doch nun, mein Vetter Hamlet und mein Sohn!

Hamlet.

Mehr als befreundet, weniger als Freund.

König.

Wie, hängen ſtets noch Wolken über euch?

Hamlet.

Nicht doch, mein Fürſt, ich habe zu viel Sonne!

Was glauben Sie wohl, daß Herr Hermann Grimm darüber ſchreibt? ‚Die erſten Worte Hamlets waren, er habe zu viel Sonne. Schon als das Publikum das vernahm, war eine notwendige Gedankenfolgerung, dieſes Zuviel an Sonne könne vielleicht auch etwas unter dem Schädel, wenn nicht verbrannt, ſo doch angeſengt haben.‘ Iſt das nicht köſtlich? Herr Grimm, der wahrſcheinlich zu viel und zu ſchnell lieſt, um ſelbſt den kleinſten Satz noch mit Verſtand leſen zu können, überſieht hier natürlich, daß der König witzelnd: Wolken — bot, und Hamlet ihm dafür ſchlagfertig mit der: Sonne — heimleuchtete. Der Prinz zeigt Verſtand und Witz, und gerade ſolches iſt dieſem erleuchteten Kritiker der Beweis, daß unter jenes Schädel etwas angeſengt ſei. Wer lacht? Ach! es lacht das ganze als Eideshelfer angerufene Publikum.

Rom, den 17. Auguſt.

Die Sprache, welche Hamlet gegen ſeine Mutter an mehr als einer Stelle in leidenſchaftlichſter Aufwallung führt, ſchlägt in ſeinem erſten Monologe ihre ſchlimmſten Akzente an: ſie iſt ganz mit Verachtung und Ekel getränkt. In ihrer ſchmählichen Haſt zum zweiten Ehebette kann er nichts anderes als Leichtfertigkeit, Gefühlloſigkeit und ſchamloſe Wolluſt entdecken:

Dazu mußt' es kommen!

Zwei Mond' erſt tot! nein, nicht ſo viel, nicht zwei!

Solch' trefflicher Monarch! der neben diesem —
Apoll bei einem Satyr; so meine Mutter liebend,
Daß er des Himmels Winde nicht zu rauh
Ihr Antlitz ließ berühren, Himmel und Erde!
Muß ich gedenken? Hing sie doch an ihm,
Als stieg der Wachstum ihrer Lust mit dem,
Was ihre Kost war. Und doch in einem Mond —
Laßt mich's nicht gedenken! Schwachheit, dein Nam' ist Weib!
Ein kurzer Mond! bevor die Schuh verbraucht,
Womit sie meines Vaters Leiche folgte,
Wie Niobe ganz Tränen — sie, ja sie!
O Himmel! würd' ein Tier, das nicht Vernunft hat,
Doch länger trauern. Meinem Ohm vermählt,
Dem Bruder meines Vaters, doch ihm ähnlich,
Wie ich dem Herkules: in einem Mond!
Bevor das Salz höchst frevelhafter Tränen
Der wunden Augen Röte noch verließ,
War sie vermählt! O schnöde Hast, so rasch
In ein blutschänderisches Ehebett zu stürzen.

Nicht mehr das Weib, sondern allein das Weibchen hat so handeln können. Als Hamlet vom Geiste später den ganzen Sachverhalt erfährt und vollen Aufschluß über die Vergangenheit erhält, ist sie zwar noch schuldiger, als er gedacht, und doch zum großen Teil entschuldigt und der schwersten Bürde entlastet. Die Verworfenheit entfällt ihrem Busen, und die Schwäche allein bleibt darin zurück. In diesem Sinne äußert sich der Geist, und demgemäß denkt und handelt auch später der Sohn. Aber diese erste, leidenschaftliche Anklage, so wahr und zutreffend für die dramatische Gegenwart und so grundlos und ungerecht nach vollem Einblick in die verworrenen Verhältnisse, hat genügt, die meisten Kritiker, die sich mit dem Charakter der Königin beschäftigten, ein für alle Mal diesem voreiligen Urteile zu gewinnen, jeder späteren Aufklärung und der maßgebenden Stimmung des Gemahls wie des Sohnes ungeachtet.

Selbstverständlich ist die Tat der Königin nur möglich unter Voraussetzung einer wollüstigen Natur, denn ohne diese hätte Klaudius jedes Mittel gefehlt, sich ihr zu nähern. Aber mit derselben

Natur und demſelben Manne gegenüber hatte ſie ihrem erſten Gemahl 20 Jahre und länger Treue bewahrt. Fehlte ſie daher ſo ſpät, ſo geſchah dies nicht, weil ſie das Böſe ſuchte, ſondern weil ſie der Verführung nicht zu widerſtehen verſtand. Das Maß ihres Widerſtandes entzieht ſich jeder näheren Beſtimmung, aber es iſt von Bedeutung, daß ſie hier dem furchtbarſten Verführer erlag. Nicht Leibesſchönheit nahm ihre Sinne gefangen, ſondern jener Zauber des Geiſtes, der langſam, aber um ſo nachhaltiger und zuletzt unwiderſtehlich wirkt. Kein beſſerer Zeuge hierfür als der verſtorbene Gemahl ſelbſt:

Ja, der blutſchänderiſche Ehebrecher,
Durch Witzes Zauber, durch Verrätergaben —
O arger Witz und Gaben, die im Stand
So zu verführen ſind! gewann den Willen
Der ſcheinbar tugendſamen Königin
Zu ſchnöder Luſt.

Sie ſtand nicht hoch, nicht tief; ihr ganzes Können und Erkennen hatte ſich nie über ein beſcheidenes Maß erhoben; von Sinnlichkeit und Phantaſie vornehmlich beherrſcht, hatte ſie ihre Tage an der Seite eines Mannes, dem ſie ſo, wie ſie war, genügte, dahingelebt, ohne ſich gedanklich zu bereichern und zu vertiefen, und ohne ſittlich heranzureifen. So reichte vielleicht die halb bewußtloſe Nachgiebigkeit einer Sekunde hin, um ſie dem Verſucher auszuliefern, an deſſen dämoniſcher Willenskraft ſich ihre ſchwächere für immer verlor. Überdenkt man die Folgen ihrer unſeligen Tat, ſo wird es ſchwer halten, ihr nicht die herbſten Vorwürfe zu machen, aber noch ſchwerer dürfte es ſein, ſie nicht zu bedauern. Erführe ſie je von der Not und dem Leide, den jener erſte Schritt über ihre Liebſten gebracht, ihr Zuſtand müßte der troſtloſeſte von allen ſein: denn ſie war nicht verworfen von Natur, ſondern nur ſchwach geweſen, und ſie empfand lebhaft, wenn auch nicht dauernd tief. Wenn jemand, ſo war der Verſtorbene von allen dazu berufen, die Gattin in den härteſten Ausdrücken zu verurteilen, war er es doch, den ſie zumeiſt am bitterſten gekränkt und am leidvollſten geſchädigt hatte

Aber alle Mühe ist umsonst, seinen Worten die Töne des Zornes, der Entrüstung, des Abscheus abzulauschen, nichts als Klage läßt sich vernehmen: der Grundton seiner Stimmung ist Trauer, und mehr noch! die zärtlichste Besorgnis um ihr Wohl. Und weil dem so ist, weil der Gemahl trotz Kränkung und Tod so empfindet, kann er auch den Sohn ermahnen, demgemäß zu handeln:

> Dein Gemüt
> Ersinne Nichts gegen deine Mutter: überlaß sie
> Dem Himmel und den Dornen, die im Busen
> Ihr stechend wohnen.

Und als später Hamlet, für den Augenblick uneingedenk dieser Mahnung, das leichtempfängliche Gemüt der unseligen Frau mit seinen leidenschaftlichen Vorwürfen in den heftigsten Aufruhr versetzt; als es für sicher gelten mochte, sie werde die ganze Offenbarung nicht ertragen, eilt der Geist eigens zu ihrem Schutze herbei, um dem Sohne Einhalt zu gebieten und die geängstigte Mutter zu beruhigen:

> Doch schau! Entsetzen liegt auf deiner Mutter;
> Tritt zwischen sie und ihre Seel' im Kampf,
> In Schwachen wirkt die Einbildung am stärksten:
> Sprich mit ihr, Hamlet!

Alles dies ist nur möglich, so lange sie weniger verächtlich als bedauernswert ist. Obschon schuldig, erscheint sie dem Gemahl wie dem Sohne noch immer liebenswert; und es darf gar nicht anders sein: denn trotz ihrer Verschuldung, die nicht so sehr aus eigenstem Triebe, als vielmehr oder sogar ausschließlich unter dem allgewaltigen Einflusse eines fremden Willens erfolgte, blieb sie beiden in gleicher Liebe zugetan wie vordem. Was sich insbesondere in ihrer jüngsten Handlungsweise dem Lebenden als Liebloſigkeit ausgegeben, ist es nicht: denn sie handelte nicht mehr nach freier Wahl, sondern unter dem schweren Zwange einer älteren Schuld. Wie hätte es ihr, die den Sohn so zärtlich liebt, je in den Sinn kommen können, ihn ernstlich zu kränken! und hat sie es dennoch getan, so hat ihr nicht bloß jede Absicht, sondern auch das klare Bewußtsein über die wahre

Bedeutung ihres Tuns gefehlt. Sie kann und will es nicht zugeben, daß die neue Ehe geeignet sein sollte, der Mutter den Sohn zu entfremden — aus dieser Empfindung heraus verdoppelt sie ihre mütterliche Zärtlichkeit. So sündigte sie und liebte, gegen die sie mit halbem Bewußtsein und zuletzt widerwillig fehlte. Deshalb geschieht es — entsetzlich und jammervoll, wie die Folgen auch sind! daß sich der edle Sinn beider der Liebe zur sündigen Frau nicht entäußern kann; beide vermögen nur um sie zu trauern und sie weiter zu lieben. Unter der Einwirkung solcher Zustände gestaltet sich das spätere Verhältnis Hamlets zur Mutter und zu seiner Aufgabe: denn die zwar schuldige, aber im wahren Sinne beklagenswerte und noch immer geliebte Frau, nicht die verworfene, konnte für Hamlet bei der Erfüllung des Gebots Gegenstand seiner schwersten Sorge werden.

Rom, den 20. August.

Kaum hat Hamlet die Worte:

Es ist nicht, und es wird auch nimmer gut,
Doch brich mein Herz, denn schweigen muß mein Mund —

gesprochen, als ihm auch schon von einem Vorfalle Kunde wird, der in seiner vollkommenen Enthüllung nur allzusehr die traurige Notwendigkeit dieser Empfindung bestätigt.

In den drei letzten Nächten haben zwei Soldaten, die auf der Terrasse vor dem Schlosse zu Helsingör die Wache hatten, den Geist des verstorbenen Königs gesehen. Horatio, dem Freunde und Studiengenossen Hamlets von Wittenberg her, wird dies mitgeteilt. Obschon ungläubig, versteht sich dieser dazu, mit den beiden anderen die dritte Nacht zusammen zu wachen. Das Gespenst erscheint; Horatio ruft es an; es verweigert aber jede Antwort und — verschwindet. Man beschließt darauf, Hamlet davon zu benachrichtigen. Sobald die Stunde es erlaubt, sucht Horatio den Prinzen und findet ihn, der von dem Gefolge allein zurückgeblieben war, in der Audienzhalle des königlichen Schlosses. In atemloser Spannung

lauſcht Hamlet dem wunderbaren Berichte: ſo ſollten ſich ſeine Ahnungen in der Tat verwirklichen?

Meines Vaters Geiſt in Waffen!
Es taugt nicht alles: ich vermute was
Von argen Ränken. Schnöde Taten,
Birgt ſie die Erd' auch, müſſen ſich verraten.

In der darauffolgenden Nacht erwartet er mit den anderen das Geſpenſt. Die Mitternacht naht und mit ihr der Geiſt. Hamlet ſtellt ſich ihm entgegen und beſchwört ihn zu ſprechen; die Erſcheinung aber winkt, ihr nach einem abgelegenen Orte zu folgen. Sie ſchreitet voran, Hamlet ihr nach; und fern von den anderen, in geheimnisvoller Einſamkeit, erhält Hamlet Kunde von der grauſigen Tat: ſein Vater, der verſtorbene König, iſt von dem eigenen Bruder ermordet worden, nachdem dieſer die Königin zum Ehebruche verführt hatte. Das ſchlau angelegte und wohlgelungene Verbrechen hat den Mörder in den Beſitz des Thrones und des Weibes geſetzt. Während er im Garten geſchlafen, erzählt der Geiſt, hätte ihm Klaudius ein ſchnellwirkendes, tödliches Gift in das Ohr geträufelt:

So ward ich ſchlafend und durch Bruderhand
Um Leben, Krone, Weib, mit eins gebracht;
In meiner Sünden Blute hingerafft;
Ohn' Nachtmahl, ungebeichtet, ohne Oelung;
Die Rechnung nicht geſchloſſen; ins Gericht
Mit aller Schuld auf meinem Haupt geſandt.
O ſchaudervoll! o ſchaudervoll! höchſt ſchaudervoll!

Wie ſchaudervoll ſein jetziger Zuſtand ſei, hatte der Geiſt ſchon angedeutet, als er von den ‚ſchwefelichten, qualvollen Flammen' ſprach, in denen er tagsüber ſchmachtete, während er nachts zu wandern verdammt ſei:

Wär's mir nicht unterſagt,
Das Inn're meines Kerkers zu enthüllen,
So höb' ich eine Kunde an, von der
Das kleinſte Wort die Seele dir zermalmte,
Dein junges Blut erſtarrte, deine Augen

Wie Stern' aus ihren Kreiſen ſchießen machte,
Dir die verworr'nen, krauſen Locken trennte
Und ſträubte jedes einzelne Haar empor
Wie Nadeln an dem zornigen Stacheltier:
Doch dieſe ew'ge Offenbarung faßt
Kein Ohr von Fleiſch und Blut.

Daß dieſe Schilderung nicht zum Spaß gemacht iſt, ſondern ihren beſonderen Zweck hat, verſteht ſich wohl bei einem Dichter ganz von ſelbſt, der ſtets weiß, was er will, und immer nur das will, was notwendig iſt. So entſetzlich alſo ſind die Qualen des Geiſtes, daß ſelbſt die ausſchweifendſte menſchliche Vorſtellung nicht einmal deren kleinſten Teil erreicht. Und wem verdankt er dieſelben? Freilich zu allererſt den eigenen zeitlichen Sünden und ſeiner Säumnis, dieſelben bei Zeiten zu ſühnen; aber wer ihm dazu im vollen Bewußtſein deſſen, was er tat, und deſſen, was den jählings Ermordeten treffen mußte, heimtückiſch dazu verhalf, war der eigene Bruder. Nicht blos den Thron, das Weib, das Leben raubte ihm dieſer, er hatte ihn auch mitleidslos in die Verdammnis geworfen. Der ſchlimmſte Feind hätte nichts Ärgeres erſinnen können, als was jener wirklich tat, den die Natur zu ſeinem beſten Freunde beſtimmte.

So mancher hat ſein Liebſtes und Teuerſtes von dieſer Erde ſcheiden geſehen und nur in dem innigen Glauben Troſt gefunden, daß ſein Verluſt Gewinnſt für den anderen ward. Den Geliebten in Ruhe und Frieden zu wiſſen, derer wir alle entbehren, ohne Fehl und ohne Sünde, der wir alle erliegen, daß ihm jetzt wohl iſt und er bewahrt bleibt vor allem Irrtum und Jammer dieſes Erdenlebens — dieſes zu wiſſen legt ſich wie lindernder Balſam um das ſchwerverwundete Herz. Auch dieſe letzte Zuflucht wird dem Sohne erbarmungslos entzogen. Nachdem ſo Haß und Abſcheu gegen den Mörder, Entſetzen und heiligſtes Mitgefühl mit dem Ermordeten, und dies durch die geſchäftigſte Einbildungskraft geſteigert, in dem empfänglichſten Herzen von der Welt den äußerſten Grad erreicht haben, wirft der Geiſt in den ſo vorbereiteten Boden das flehende Gebot:

Wenn du je deinen teuren Vater liebteſt —
Räch' ſeinen ſchnöden, unerhörten Mord!
Haſt du Natur in dir, ſo duld' es nicht;
Laß Dänmarks königliches Bett kein Lager
Für Blutſchand' und verruchte Wolluſt ſein.
Doch, wie du immer dieſe Tat betreibſt,
Befleck' dein Herz nicht; dein Gemüt erſinne
Nichts gegen deine Mutter: überlaß ſie
Dem Himmel und den Dornen, die im Buſen
Ihr ſtechend wohnen.

Und Hamlet? Man kennt jene Stelle, ſie iſt in aller Gedächtnis — der von jeher die mordluſtige Kritik mit wenig Witz, aber deſto größerem Behagen nachgeſtellt hat, ohne wie natürlich zu merken, daß ſie ſich ganz allein dadurch bloßſtellt: Hamlet zieht nach den geſchilderten Vorgängen und auf die ſoeben vernommene Aufforderung des Ermordeten hin an Stelle des Dolches die Schreibtafel hervor und bekennt noch zudem ſeinen herbeieilenden Freunden, daß er in Zukunft vermutlich ein wunderliches Weſen annehmen werde. Und damit, kaum daß wir begonnen haben, ſehen wir uns auch ſchon von einer ganzen Schar ſogenannter Probleme umringt. Die Geiſtererſcheinung; die Aufgabe Hamlets; das Wort: Schreibtafel her! und der angebliche Vorſatz des Prinzen, den Tollen zu ſpielen — all' das fällt in ein und dieſelbe Szene, und dieſe eine Szene durchweg mit allen ihren Einzelheiten, auch nicht der kleinſte Teil davon iſt auszunehmen, richtig zu verſtehen, heißt das ganze Stück verſtehen, andernfalls gilt das Wort des großen Italieners:

Lasciate ogni speranza!

Darum zunächſt: was bedeutet die Geiſtererſcheinung?

Rom, 26. Auguſt.

Die Geiſtererſcheinung iſt vor allem ein dramatiſcher Notbehelf. In einer jeden größeren Dichtung, ſie ſei Roman oder Drama, gibt es ſtets eine Menge Dinge, die vor dem Beginne liegen, zu dem Verſtändniſſe jener aber unentbehrlich ſind und deshalb auch

gleich zu Anfang erledigt werden müssen. Der Roman kann sich hier in zurückgreifender Art mit Erzählungen helfen, der echte Dramatiker hingegen, der sich durchaus an die Gegenwart gefesselt sieht, muß eine Handlung zu schaffen versuchen: und diese Handlung wird um so wertvoller erscheinen, je mehr Vorfragen sie mit einem einzigen Schlage zu erledigen sich imstande erweist. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist die Geistererscheinung überhaupt das Höchste, das je einem dramatischen Genie in diesem Punkte gelungen ist. Denn vermöge einer einzigen Handlung und im vollkommensten Sinne werden hier alle jene mannigfaltigen Ansprüche befriedigt, die noch in Rücksicht auf die besondere Art eines geheimnisvollen Verbrechens, auf das jenseitige Los des ermordeten Vaters, auf das innere Verhältnis Hamlets zu beiden, auf die darin wurzelnde Aufgabe des Helden und somit zugleich auf die völlige Klarlegung von dessen tragischem Charakter zu erfüllen waren. Der abgeschiedene Vater selbst mußte von seinen Qualen erzählen, sich und den Schauplatz des Leidens mit dem grellsten Lichte überleuchten, um so gleichsam mit der Wirklichkeit die bloß grüblerische Phantasie wie im Fluge zu überholen, dem Sohne das Herz aus allen Fesseln zu lösen, damit sich dieses letztere unverhüllt in der geöffneten Brust, einem jeden deutlich und erkennbar, nach seinem ureigensten Bestande auswiese und Richtung und Ziel für alles Spätere abgäbe.

Und nicht nur, daß die Aussage der nächtigen Erscheinung mit eins alles das offenbart, was bezüglich des Verbrechens in der dänischen Gesellschaft und auch in Hamlet als Gewißheit und als bloße Vermutung lebt — daß eine solche Aussage gerade von einem Geiste kommt, soll zugleich dartun: so geheimnisvoll wie für unsere Erde die Erscheinung eines Geistes ist, so geheimnisvoll soll auch für die dänische Gesellschaft, Hamlet miteinbegriffen, in seinem Hauptpunkte das Verbrechen sein. An einem Hofe, an dem stets hundert Augen auf das Tun und Lassen der allerhöchsten Herrschaften gerichtet sind, weiß man natürlich so gut wie alles. So kennt man auch hier selbstverständlich alles, selbst den Mord — man

hat ja nur nötig, die Todesart in Überlegung zu ziehen; einzig den Mörder — vermutet man vielleicht, aber man kennt ihn nicht: dieser muß also erst entdeckt werden.

Jedermann von uns weiß, wie unerläßlich es ist, um die Handlungsweise eines Menschen richtig abzuschätzen, zunächst eine genaue Kenntnis von dessen Charakter zu besitzen. Während so der Geist, um das Innere Hamlets bis auf den Grund bloßzulegen, auf diesen mit der vollen Wucht einer wirklichen Persönlichkeit wirken soll, ist er andererseits wieder als ein bloßes Gespenst anzusehen, sobald es sich um die völlige Gewißheit bezüglich des Mörders handelt. Denn das ist doch klar. Wenn jemand auf unserer lieben Erde einen anderen des Mordes beschuldigen wollte, indem er sich dabei auf die Aussage eines Gespenstes beruft, so würde er einem allgemeinen Gelächter verfallen. Deswegen ist die dramatische Vorführung eines Abgeschiedenen jedoch keineswegs zu beanstanden. Nur in dem einen Falle, daß der Held des Stückes außerhalb des christlichen Glaubens stünde, wäre sie ein übelgeratener, ja sinnloser Einfall; aber innerhalb jener Weltanschauung, die doch ein übersinnliches Dasein als unentbehrlich voraussetzt, ist die Erscheinung eines Geistes nicht nur nicht unmöglich, vielmehr selbstverständlich, wenn auch unerhört. In diesem Unerhört liegt die Schranke der Gewißheit so gut für Hamlet wie für die ganze übrige Welt. Im Bereiche rein irdischer Entscheidungen muß die ganz unirdische Erscheinung eines Geistes durchaus natürlichen Zweifeln begegnen und wird in letzter Instanz als Wirklichkeit versagen. Es hätte darum auch gar nichts Auffälliges, wenn selbst Hamlet in seiner bangen Ungewißheit von ihr gelegentlich als von einer nächtigen Spukgestalt sprechen sollte.

Und weiter! Der Geist formuliert zugleich die Aufgabe Hamlets. Und indem er sie formuliert, er, der aus dem Jenseits kommt, soll jene damit zugleich im Charakter der Heiligkeit erscheinen: sie soll durchaus so und nicht anders begriffen werden. Freilich! hundert Geister könnten kommen und mit allergrößtem Nachdrucke ihre Aufgaben stellen, und der Beauftragte würde gleichwohl immer nur so handeln, wie es ihm gerade gefällt, falls die gestellte Aufgabe nicht

eins mit seinem innersten Wesen ist. Nur was Hamlet selbst den geschilderten Verhältnissen gegenüber im tiefsten Innern als seine Aufgabe empfindet — genau das fordert darum auch der Geist, nicht mehr und nicht weniger.

So viel von der Geistererscheinung und deren Bedeutung für Hamlet wie für das ganze Stück.

Rom, den 1. September.

Gestatten Sie Ihrer Phantasie, lieber Freund, Ihnen die Gestalt des Prinzen, sein Gemüt und dessen urbildliche Reinheit vor die Seele zu zaubern; verweilen Sie dann mit ihm im Anblick des ruhelosen, gemarterten Vaters, unter den Schauern jenes entsetzlichen Berichts, den er soeben vernommen und dem er glauben muß, und halten Sie dagegen gleich ihm jene Miene der Unschuld, mit welcher der Bösewicht die ruchloseste Missetat trägt — Wirklichkeit gegen Wirklichkeit, ein Abgrund von Verbrechen und Leiden hier, und ein ewiges Lächeln dort — alles dies in seinem unzerstörbaren Verhältnisse zu einander, das Tatsache und dennoch unfaßlich ist und immer, was und wie oft man es auch sagen mag, dem guten Menschen unfaßlich bleiben muß; durchleben Sie dies alles mit, und es wird sich aus diesem Zustande und dieser Stimmung heraus Ihrem Verständnisse seiner wahren Bedeutung nach jener Monolog erschließen, der für alle Hamletkritiker samt und sonders das Rätsel aller Rätsel geblieben ist.

Soeben hatte der Geist noch gerufen:

Ade! ade! ade! gedenke mein!

dann war er verschwunden — und Hamlet?

O Herr des Himmels! Erde! Was sonst noch?
Nenn' ich die Hölle mit? O pfui! Halt, halt, mein Herz!
Ihr, meine Sehnen, altert nicht sogleich!
Tragt fest mich aufrecht! Dein gedenken? Ja,
Du armer Geist, so lang Gedächtnis haust
In dem gestörten Ball hier. Dein gedenken?
Ja, von der Tafel der Erinnerung will ich

Weglöſchen alle törichten Geſchichten,
Aus Büchern alle Sprüche, alle Bilder,
Die Spuren des Vergang'nen, welche da
Die Jugend einſchrieb und Beobachtung;
Und dein Gebot ſoll leben ganz allein
Im Buche meines Hirnes, unvermiſcht
Mit minder würd'gen Dingen. Ja, beim Himmel!
O höchſt verderblich Weib!
O Schurke! lächelnder, verdammter Schurke —
Schreibtafel her! ich muß mir's niederſchreiben,
Daß einer lächeln kann, und immer lächeln,
Und doch ein Schurke ſein; zum wenigſten
Weiß ich gewiß, in Dänmark kann's ſo ſein.
Da ſteht ihr Oheim. Jetzt zu meiner Loſung!
Sie heißt: adè! adè! gedenke mein!
Ich hab's geſchworen.

Dazu ſchreibt Herr Hebler: ‚Wie Hamlet das Gebot des Geiſtes erhalten hat und noch ganz friſch von der Erſcheinung hingeriſſen iſt, da ſollte man glauben, ſein Oheim würde die Sonne nicht wieder ſchauen; aber der Held begnügt ſich vorläufig damit, einen Knoten ins Schnupftuch zu machen, d. h. ſich die Merkwürdigkeit ins Notizbuch einzuſchreiben; denn was man ſchwarz auf weiß beſitzt, kann man getroſt nach Hauſe tragen: das wird er in ſeinem Wittenberg gelernt haben. Arger konnte er wahrlich das: gedenke mein! des Geiſtes nicht traveſtieren, geſchwinder ſeinen Vorſatz nicht einſargen. Es fehlte nur noch, daß er den Geiſt um die Adreſſe bat, oder ihm ein Stammbuchblättchen hinſtreckte. Man kann ſich zu der Frage verſucht fühlen, ob nicht der Dichter hiermit ſein Urteil über ſeinen Helden zu ſehr und zu früh aus dieſem ſelbſt herausſprechen laſſe, ähnlich wie man es mit oder ohne Grund an ſeinen Böſewichtern tadelt. Solche Narrheiten läßt er den Prinzen doch ſonſt nur mit anderen treiben. Ob er es nicht wenigſtens bei den bloßen Worten: Schreibtafel her! hätte bewenden laſſen dürfen, die dann in die Klaſſe der Redensarten: das iſt ja zum Davonlaufen, zum Katholiſchwerden und dergleichen fielen.‘

Im Gegensatze hierzu sagt ein anderer Kritiker*: ‚diese Worte sind ein Wink des Dichters — aber für den Fundamentalpunkt seines Stückes; nicht für den Charakter, sondern für die Lage seines Helden! Anstatt uns zu sagen: das zunächst kann Hamlet, läßt er ihn machen, was er zunächst kann: den wahren Charakter des Königs zu Papier bringen! Das ist die sinnbildliche Handlung, durch die er, der Dichter, uns auf den Weg des Verständnisses weist — die Pantomime, die uns die Schwierigkeit der Aufgabe Hamlets verkündigen soll. Diese Worte sind der Ausdruck für das, was ihm zunächst, und nicht nur ihm, sondern an und für sich möglich und unmöglich ist im vorliegenden Falle. Nur notieren kann er sich vorläufig den König! Auf der einen Seite eine wohlverteidigte Festung, und draußen ein einzelner Mann, der sie einnehmen soll; er allein: so steht Hamlet seiner Aufgabe gegenüber.‘

Wie leicht ersichtlich, gehen hier beide Herren von der etwas seltsamen Vorstellung aus, daß die ‚Tragödie vom Prinzen Hamlet‘ eine Art Marionettenspiel sei, zu welchem der Dichter hinter dem Vorhange ab und zu allerhand Erklärungen abgeben müsse, um Menschen und Dinge darin dem Zuschauer auch völlig verständlich zu machen. Inwieweit solche Begriffe auf die Werke anderer Dichter anwendbar erscheinen, mag dahingestellt bleiben — sicher ist, daß die echte dramatische Kunst derartige Zumutungen von vornherein ablehnen muß. In dieser führen die Menschen ein durchaus eigenes und ganz selbständiges Leben, und jenes wunderliche: Schreibtafel her! muß glaubhaft und vernünftig ganz allein aus dem Charakter des Helden und den zu ihm stoßenden Ereignissen erklärt werden können; und kann man das nicht, so werden alle Versuche, mit angeblichen ‚Winken des Dichters‘ über das eigene Unvermögen hinwegzutäuschen, die schwierige Sache erst recht verwirren.

Soeben hat Hamlet schaudernd seinen Blick in die Hölle und in einen Abgrund von Verbrechen getaucht, in dem sich seine nächsten, die geliebtesten Glieder der eigenen Familie verlieren, noch keine

* Karl Werder in seinen ‚Vorlesungen über Hamlet‘.

Sekunde ist darnach verflossen, und Herr Werder schreibt: ‚sowie Hamlet die Kunde des Geistes vernommen hat und mit sich allein ist, übersieht sein heller Kopf augenblicklich' — ein unangenehm heller Kopf, der dessen fähig ist: denn in derartigen Fällen hell zu bleiben, setzt ein stark befestigtes Herz voraus, das schwer zu treffen und noch schwerer zu verwunden ist. Ich sage damit nicht, daß ein solches Herz zu haben ein gutes Ding ist; aber wer ein so beschaffenes sein eigen nennt, der wird noch immer seinen unerschütterlichen Gleichmut bewahren, wo ein anderer bereits den Verstand verspielt. Zum letzteren kommt es bei Hamlet freilich noch nicht, denn er hat ein mutiges, wenn auch daneben ein tief und in allem, was gut ist, leidenschaftlich empfindendes Herz. Ein solches wird für den Augenblick ein Raub verheerender Gefühle sein, und doch im weiteren Kraft genug besitzen, das Furchtbarste zu überwinden und zu tragen. Je bedeutsamer veranlagt die menschliche Natur ist, um so weniger wird sie sich auf jene Schnellfertigkeit verstehen, welche das auszeichnende Merkmal des oberflächlichen Sinnes ist. Wo alles Denken bis zur Tiefe aufgewühlt ist, kann von einer geklärten Überlegung nicht die Rede sein: das sind Gegensätze, die einander ausschließen. Die Erfahrung, eigenes wie fremdes Beispiel, sollte uns darüber wohl zur Genüge belehrt haben, um uns Hamlet in einem solchen Falle nicht mehr als das Fremdeste erscheinen zu lassen. Dieser ist in der Tat von dem, was er gehört und geschaut hat, in dem Maße hingenommen, daß er alles andere übersieht — jedoch nicht in dem Sinne jenes Kritikers — und nur die eine Gruppe sieht: des Vaters gequälten Geist, den lächelnden Schurken und in deren Mitte das verderbliche Weib; sie alle drei von der Hölle beleuchtet, sie und sich unter dem Spruche der Schande. Er fühlt sich niedergeschmettert, völlig gebrochen und bis zu einem Grade fassungslos, daß er anfangs keines Gedankens mächtig, nur wie aus einer wüsten Empfindung heraus stammelt; allmählich erst Worte, aber auch nur solche gewinnt, mit denen er noch immer halb bewußtlos an dem soeben geschauten grauenvollen Bilde herumtappt; dann die Stimmen der Genossen vernimmt und sich erst vor seinen

Freunden zu faſſen und die wild durcheinander flutenden und ſich überſtürzenden Gedanken gewaltſam zu dämmen und zu ordnen verſucht — mit welchem Erfolge, das ſagt uns Horatio am beſten, der des Prinzen Auslaſſungen: wirbelichte und irre Worte! nennt. Aber gerade in dieſem Wirbel gerät jenem Erläuterer das ſeltene Kunſtſtück, bei Hamlet bereits die vollkommenſte Klarheit über ſeine Lage, d. h. über den Inhalt und die Tragweite ſeiner Aufgabe ſowie über die unabänderliche Art ſeines Verhältniſſes zu beiden zu entdecken. Das iſt eine Helle, vor der ich mir die Dunkelheit lobe.

Kritiker wie Schauſpieler ſtürzen ſich für gewöhnlich mit ihren kühnſten Sätzen auf ein jedes Wort dieſes Monologs, um auf ihnen gleich Löwen durch die Wüſte der Gedankenloſigkeit zu raſen; aber weder in dem Monolog, noch in dem, was folgt, iſt eine Spur von Raſerei; auch nicht einmal außer ſich iſt Hamlet, in jenem Sinne nämlich, wie man ſich dies gewöhnlich denkt. Sein wahrer Zuſtand iſt im Gegenteil innerliche Gebrochenheit, die hart an wirkliche Bewußtloſigkeit ſtreift. Man muß ſich nur immer gegenwärtig halten, daß Shakeſpeare hier das ſchlechthin furchtbarſte Erlebnis erſonnen und dazu für ſeinen Helden ein Gemüt und für ſeine Schilderung Farben gewählt hat, die ihr zu einem Eindrucke ohne gleichen, zu einem völlig überwältigenden, verhelfen mußten. Unter dem grauenhaften Zauber dieſer Erſcheinung, die ſeine ganze geiſtige Tätigkeit wie mit einem Banne belegt und dieſelbe nur in ihren Dienſten auszunutzen beſtrebt iſt, verliert der Prinz den Zuſammenhang und das Bewußtſein von der übrigen Welt und lebt mit all' ſeinen Gedanken nur noch in dieſem einen Bilde. Vermag dieſes den Blick in dem Maße zu feſſeln, daß der letztere nicht mehr los kann, daß er unausgeſetzt an ihm als der noch einzigen Daſeinserſcheinung haften bleibt, ſo iſt auch das geiſtige Leben bis auf dieſen einen Punkt völlig vernichtet. Welt und Leben haben uns ja zahlloſe Beiſpiele einer ſolchen geiſtigen Umnachtung auf ein ſchreckliches Erlebnis hin geliefert. In dieſem Zuſtande äußerſter Not iſt die geängſtigte, aber noch widerſtandsfähige Natur nun bemüht, kein Mittel innerhalb der ſinnlichen Welt unverſucht zu laſſen, das ge-

eignet sein möchte, den an seiner Zerstörung arbeitenden Geist von dem Brüten hinweg zu einer befreienden Tätigkeit abzulenken. Wo es ihr gelingt, geschieht es, weil sie, sich selbst getreu und aller Willkür abhold, dies nur in den Grenzen des Zulässigen und der Notwendigkeit versucht. Sie fordert das für den Augenblick mächtigste Bedürfnis heraus. Wenn vermöge einer rein äußerlichen Wahrnehmung Hamlets Gedanke die Brieftasche erfaßt — sei es durch einen Schlag gegen die Brust oder auf eine andere Art — und damit der Trieb in ihm rege wird, sich etwas zu notieren, so durfte er nicht das: gedenke mein! des Geistes niederschreiben, das wäre für einen Menschen seiner Art überflüssig gewesen; aber er mußte sich den Schurken zeichnen, der bei seinen schwärzesten Taten noch immer lächeln kann, weil sich dafür, auf die Lauterkeit des Herzens hin, in seinem sittlichen Bewußtsein keine Stelle findet. Er konnte von solcher Ruchlosigkeit hören, von ihr Kenntnis nehmen, und doch mußte sie ihm immer unfaßlich bleiben — darum strebt er seinem Gedächtnisse einzugraben, was sonst verloren ginge, schreibt, schreibt wirklich, der Dichter läßt ihn ausdrücklich schreiben. Dagegen verschlägt kein Lächeln, kein Hochmut, keine Redensart. Ja! Hamlet schreibt die Phrase buchstäblich nieder. Dies ist die Handlung, die ihn vor der drohenden geistigen Umnachtung rettet. Er streift hier den Wahnsinn, aber er verfällt ihm nicht.

Hierbei darf ich jedoch nicht unbemerkt lassen, daß die Übersetzung ganz darnach angetan ist, irrtümliche Vorstellungen aufkommen zu lassen. Wenn es darin heißt: Schreibtafel her! ich muß mir's niederschreiben — so hat der Ausruf in dieser Form etwas überlegt Gewolltes, das aber zu den äußeren wie inneren Vorgängen im schreiendsten Gegensatze steht und darum auch geradezu ins Alberne ausschlägt. Im Original dagegen hat er durchaus den Charakter des unbewußt Zufälligen. Außer allem Zusammenhange mit dem früheren wie späteren ruft der Prinz hier auf einmal: my tables — es folgt eine lange Pause — dann erst: meet it is, I set it down — das trifft sich gut, ich schreib' es nieder. Dagegen halte man die Übersetzung, und das natürliche Gefühl wird bald heraus-

gefunden haben, daß es sich dabei um eine Entstellung handelt, deren Größe freilich, wie es scheint, nur das ernsthafteste Nachdenken zu ermitteln vermag.

Es ist natürlich nicht daran zu denken, daß sich die Menge über Vorgänge je klar werden könnte, welche sich wie dieser ganz in der verschleierten Tiefe abspielen. Die große Masse hat im allgemeinen nur ein sehr beschränktes Verständnis für das Vortreffliche jeder Art; sie versteht sich halbwegs auf das Mittelmäßige und Schlechte, auf das Gute wenig und auf das Geheimnisvolle oder Tiefsinnige gar nicht; anderes und Besseres von ihr zu verlangen, wäre töricht, und kein Dichter, und der größte zu allerletzt, beansprucht mehr von ihr. Denn gerade ein solcher weiß, daß sie das Beste, was er spendet, zu fassen außerstande ist; darum gibt er auch wohlbedacht dem Merkwürdigsten und dem Verständnisentlegensten die auffälligste und doch naturwahre Fassung, läßt es unter Verhältnissen geschehen und in einer Umgebung sich aussprechen, daß alles das zusammen wie eine Offenbarung selbst den Stumpfsinn trifft, und dieser wenigstens dunkel ahnt, was ihm im übrigen für alle Zeiten unbegreiflich bleibt. Es wäre deshalb im Interesse eines so beschaffenen Kunstwerkes zu wünschen, daß zum mindesten der Schauspieler so weit Kenntnis von dem Charakter seiner Rolle hätte, um dem Fassungslosen, dem Irren, ja Blöden, dem innerlich Verwüsteten an dieser Stelle genügenden Ausdruck zu geben: jene seltsamen Worte werden alsdann innerhalb der so erzeugten Stimmung dem Publikum wie die erschütternde Klage eines leidenden Geistes zum mitfühlenden Herzen dringen, und dasselbe würde so im Gefühle das Richtige getroffen haben, wo ihm, sobald es zu ergründen versuchte, das Grundfalsche am gewissesten wäre — die Stimmung hätte gerettet, wo der gewöhnliche Verstand verlieren muß. Wenn solch' ein handfester Kerl aber mit der gerühmten Helligkeit des Kopfes auf der Bühne herumtobt und seine Lungen probiert, wettert und darein schlägt, daß es eine Pracht ist, und dann noch zum Schlusse einen Fetzen aus der Brusttasche reißt, um nach seiner Gewohnheit die Sammlung der bösen Schuldner durch eine

neue und diesmal lächelnde Fratze zu bereichern, so muß dies Gebahren freilich dem verehrten Publikum wie heller Blödsinn um die Ohren schlagen.

Wohin man gerät, wenn man bei der Betrachtung tiefgeschöpfter Erscheinungen die natürlichen Pfade der Erklärung mißkennt und sich dann über diese Verkennung mit künstlichen Mitteln zu trösten versucht, davon mögen folgende Beispiele erzählen. Kaum hat Hamlet die Worte: ich hab's geschworen! gesprochen, als sich auch schon die ungeduldigen Freunde aus der Ferne melden.

Horatio (hinter der Szene)
Mein Prinz! mein Prinz!
Marcellus (hinter der Szene)
Prinz Hamlet!
Horatio (hinter der Szene)
Gott beschütz' ihn!
Marcellus (hinter der Szene)
So sei es!

Diese Worte des Marcellus beziehen sich, wie natürlich, auf das vorhergehende: Gott beschütz' ihn! Aber selbst wenn sie Hamlet spräche, so könnten sie doch auch bei ihm vernünftiger Weise keinen andern Sinn haben. Damit ist jedoch Herr Werder nicht einverstanden, denn er muß diese drei Wörtchen für den hellen Kopf haben, der mit sich und seiner Sache im Augenblicke fix und fertig ist, und mag sich hierfür allerdings auf die unsäglich plumpe Fälschung in den deutschen Übersetzungen berufen, die jene Worte: so sei es! Hamlet für sich und im entschlossenen Tone sprechen lassen.

Im Einklange damit ist es auch, daß derselbe Ausleger von den zwei Monaten, welche diese Szene von den nächstfolgenden trennen, nichts wissen will. Es ist dies nur selbstverständlich, denn eine solche Zeit verstreichen zu lassen, ohne das Geringste zu tun, wäre für jenen hellen Kopf, der seinen Weg sofort begriff, ihn deshalb auch gehen sollte, die denkbar schärfste Verurteilung. Über diese fragliche Zeit gibt folgende Unterhaltung Aufschluß:

Hamlet.
Seht nur, wie fröhlich meine Mutter aussieht, und doch starb mein Vater vor noch nicht zwei Stunden.

Ofelia.

Nein! vor zweimal zwei Monaten, mein Prinz.

Hamlet.

So lange ‚ſchon? Ei, ſo mag der Teufel ſchwarz gehen: ich will einen Zobelpelz tragen. O Himmel! Vor zwei Monaten geſtorben und noch nicht vergeſſen.

Dieſe Stelle mißzuverſtehen, dürfte kaum möglich ſein: man hört, wie Hamlet mit den Worten ſpielt, und ſieht, wie Ofelia, ihrem Weſen getreu, ernſthaft dareinſchaut; es unterliegt gar keinem Zweifel, daß von ihr die wahre Angabe herrührt — und was ſagt Herr Werder dazu? ‚Wiſſen, wenn man ſie nicht für ein Paroli auf Hamlets: vor noch nicht zwei Stunden — halten mag, wiſſen ſoll man vor allem, daß dieſe Äußerung kein Moment iſt für das Stück und für Hamlets Tun und Laſſen; und darum beharrt er ſelbſt auch, wie ich geſagt, bei den alten zwei Monaten.‘ Das heißt, um die Sache nicht mißzuverſtehen: 2 Monate nach dem Tode des Königs, aber nur 12 Stunden etwa nach der Erſcheinung des Geiſtes.

In ſeinem großen Monologe des 2. Aktes aber gebraucht der Prinz folgende Worte:

Ich hege Taubenmut, mir fehlt's an Galle,
Die bitter macht den Druck, ſonſt hätt' ich längſt
Mit dieſes Sklaven Aas des Himmels Geier
Gemäſtet.

Längſt! und damit verbunden:

Und ich!
Ein blöder, ſchwachgemuter Schurke ſchleiche
Wie Hans der Träumer meiner Sache fremd
Und kann nichts ſagen, nichts für einen König,
An deſſen Eigentum und teurem Leben
Verdammter Raub geſchah.

Und alles das ſollte am Morgen nach der Erſcheinung des Geiſtes und der Aufdeckung des Mordes geſprochen ſein? Um das zu tun, hätte Hamlet in der Tat nicht mehr ganz bei Verſtande ſein müſſen.

Rom, 5. September.

My tables — meet it is, I set it down!

Es gibt Shakespearekenner, die aus dieser Stelle, in der doch allen Verständigen deutlich genug der Prinz aus tiefster, seelischer Erschütterung heraus gesundet, seine weitere völlige Verrücktheit ableiten — in einem Drama also, das lauter Zweck, Plan, Ziel sein soll, der Held: ein Verrückter. Andere wieder behaupten, daß er von da ab zum mindesten den Tollen spiele; es behaupten das alle, Goethe allein ausgenommen, und berufen sich dafür auf die Worte Hamlets zu den Freunden:

— schwört mir, so Gott euch helfe,
Wie fremd und seltsam ich mich nehmen mag,
Da mir's vielleicht in Zukunft dienlich scheint,
Ein wunderliches Wesen anzunehmen —

Aber erstens sagt ja Hamlet nur: vielleicht! und zweitens: seit wann bedeutet denn wunderlich das gleiche wie toll? Die Freunde haben ihn, sobald der Geist verschwunden ist, gesucht. Sie möchten jetzt begreiflicherweise näheres erfahren, und der Prinz, der vorerst natürlich noch gar nicht wissen kann, wie weit er sich ihnen eigentlich anvertrauen darf, gibt ihnen ausweichende und seltsame Antworten. Hamlet hat soeben Auskunft über ein furchtbares Verbrechen erhalten, dem von vornherein der Charakter des allertiefsten Geheimnisses aufgedrückt erscheint, denn zu der Entdeckung des Mörders kann er nur auf den versteckteſten Wegen gelangen, nicht aber, indem er seinen Verdacht in das Land hinausschreit, so den Übeltäter warnt und sich selbst damit einem gewaltsamen Tode unbedacht aussetzt. Selbst der allergewöhnlichste Instinkt würde es an dieser Stelle auch einem jeden anderen zugeraunt haben, daß hier zunächst ein Geheimnis vor aller Welt zu bewahren sei. Darum auch Hamlets erste Bereitwilligkeit zu sprechen, und gleich darauf sein plötzliches Zurückweichen. Das ist seinerseits im höchsten Maße natürlich, wenn auch ebenso selbstverständlich Horatio ein solches Verhalten als wirbelichte und irre Worte kennzeichnen muß. Zugleich empfindet Hamlet, daß ihn diese völlige Kenntnis der Sachlage innerlich gegen früher

durchaus verändern muß — seinem Oheim, seiner Mutter wie überhaupt dem ganzen dänischen Hofe gegenüber, an dem alle ohne Ausnahme nur das gerechteste Mißtrauen zu verdienen scheinen. So behandelt er beispielsweise die Mutter späterhin, die sich stets liebevoll und zärtlich zu ihm verhält, bald abweisend und kalt, bald ironisch, bald zornigen Schmerzes voll — von den höhnischen Ausfällen gegen Klaudius ganz zu schweigen; die aufdringlichen Hofschranzen, die ihn auszuforschen suchen, schlägt er für gewöhnlich mit den beißendsten Sarkasmen in die Flucht. Alle, die wir im Geheimnisse sind, haben und werden auch stets ein solches Benehmen auf Grund der geistigen und moralischen Eigenschaften des Prinzen für das natürlichste von der Welt ansehen; es sind dies lediglich wieder die Shakespearegelehrten, die vielleicht alles sonst können, nur das eine, aber allernotwendigste nicht zu können scheinen — sich nämlich in die eigentümlich schwere und leidensvolle Lage dieses besonderen Menschen hineinzuversetzen — die ihn den Verrückten spielen lassen. Man bedenke doch vor allem, in welcher Stimmung und zu welchen Personen der Prinz jedesmal spricht; man ziehe dabei seinen Geist und seinen Charakter in Betracht, und sein Benehmen kann nicht klarer, nicht einfacher, nicht natürlicher sein. So verschieden er sich auch gibt, er erscheint gleichwohl immer sich selber getreu. Wenn ihm ein alter zudringlicher Narr mit der Frage kommt: Kennt Ihr mich? so antwortet er darauf, wie es sich gehört: Ihr seid ein Fischhändler! Hätte er vielleicht als vollkommener Tropf: Ihr seid der liebe Kammerherr Polonius — sagen sollen? Das wäre freilich für den durchtriebenen Hofmann und etwaige Zuhörer ein großes Gaudium, aber für die geistige Beschaffenheit des Prinzen wäre der gelungene Spaß von keinem Vorteil gewesen. Hält Polonius es für angemessen, seine Komik an dem scheinbar tollen Prinzen zu probieren, so kann Hamlet doch gar nicht anders, als ihm mit derselben Münze heimzahlen, und zwar in der Höhe, wie sie der Torheit und der Unverschämtheit des Mannes gebührt. Der Nähe des Königs weicht Hamlet aus; auf die Fragen jenes hat er stets eine Entgegnung, die ungehörig zu sein scheint und

dennoch die sachgemäßeste ist: dem andern ist es, als hätte er in die leere Luft gesprochen, aber was ihm gleichwohl aus dieser zurückschallt, ist voll von Hohn und blutiger Ironie; so oft sich Klaudius an Hamlet versucht, immer wird ihm vernehmlich genug, in bitterster und zugleich vollkommenster Art die Antwort zuteil: zwischen uns soll keine Gemeinschaft sein. Das war's, worauf es diesem gegenüber ankam, aber das heißt noch lange nicht eine Rolle spielen, sondern im Gegenteil im höchsten Sinne sich treu und naturwahr bleiben. Was auch dieser Prinz vor unseren Augen spricht und tut, stets erweckt er in uns das Gefühl und die Überzeugung, daß alles, was und wie er es gibt, im Charakter der lautersten Wahrheit gehalten ist: ihm gegenüber bekennt sich der vorurteilslose Sinn nur zu dem einen unerschütterlichen Glauben und Wissen, daß es so sein muß und nicht anders sein darf. Dieser Eindruck, den Hamlets Erscheinung, sein Tun und Lassen unfehlbar auf jeden macht, der ohne Voreingenommenheit ihm zuhört und zusieht, ist die sicherste Widerlegung jener Afterweisheit, die mit ihrer Nase ein jedes Wort nur nach seinen Schriftzeichen beschnüffelt. Die anderen freilich, die ganz oder doch zum Teil außerhalb des Geheimnisses stehen, die Frauen insbesondere, aber auch die Männer des dänischen Hofes, die vieles wußten, manches vermuteten und selbst das Schlimmste ahnen mochten und dennoch in angeborener Niederträchtigkeit und Ehrfurcht vor der Majestät ersterben — all diese Personen müssen das veränderte Wesen des Prinzen, der mit seinen schmerzhaftesten Pfeilen naturgemäß zumeist gerade die allerhöchsten Herrschaften bedenkt, je nach ihrer Stellung zur Sache hier aufrichtig dort vorgeblich für höchst seltsam, wo nicht gar für verrückt halten und erklären. Daß ein so verändertes Verhältnis am königlichen Hofe von Dänemark ein ungeheures Aufsehen hervorrufen würde, war nicht schwer vorauszusehen; und damit sich zu dieser Auffälligkeit nicht auch noch ein ihn wie seine Aufgabe schädigender Verdacht gesellen möge, bittet eben Hamlet seine Freunde: sie möchten sich mäuschenstill verhalten, was Wunderliches sie immer an ihm weiterhin bemerken sollten, und nicht durch Redensarten als:

Nun, nun, wir wissen —
Wir könnten, wenn wir wollten —
Ja, wenn wir reden möchten —
Es gibt ihrer, wenn sie nur dürften —

die Augen der Menschen mehr als dienlich auf ihn und seine geheime Sache lenken. Wie bitter notwendig gerade diese Vorsicht ist, dafür legt wohl der Geist, der 4 Mal sein: schwört! aus der Tiefe hinaufruft, ein höchst beredtes Zeugnis ab.

Im übrigen ist doch eines sonnenklar. Will jemand den Tollen zweckbewußt spielen, so muß doch sein ganzes Tun und Treiben, seine Sprache derart sinnlos sein, daß jedermann und gerade der Klügste allen voran sich eingestehen müßte: ja, an dem Menschen ist auch nicht eine Faser gesunden Sinnes. In dieser Art spielt Edgar den Tollen im ‚König Lear'. Aber wo wäre je den Handlungen und Worten Hamlets zu entnehmen, daß er sich wie ein Mensch geberdet, der den Verstand verloren hat? Im Gegenteil! es ist alles daran, vielfach wohl überaus leidenschaftlich gefärbt, immer jedoch vom allerhöchsten Verstande. Darum sagt auch der klügste Mann im Stücke, dessen Gewissen zudem belastet ist, und der deshalb das veränderte Benehmen des Prinzen im Zusammenhange mit seiner Schuld dunkel versteht, gelegentlich einmal:

— was er sprach, obwohl ein wenig wüst,
War nicht wie Wahnsinn.

Alle klugen Leute in der Welt, König Klaudius mit eingeschlossen, sind also der Meinung, daß Hamlet weder verrückt ist noch den Verrückten spielt, und das genügt.

Hamlet hat ein Geheimnis zu bewahren: das tut er; aber verschweigen heißt noch nicht sich verstellen. Im weiteren behandelt er alle Personen in der Art, wie sie sich zu ihm stellen. Diese wollen zumeist auf oder mit ihm spielen. Doch kann man nicht einmal sagen, daß er daraufhin auch gleich mit diesen spielt: er weist sie vielmehr nur zurück und tut solches aus seiner unabänderlichen Natur heraus und im vollkommensten Einklange mit seiner augenblicklichen Stimmung: denn er gibt sich nie anders, als er ist und fühlt. Wer

aber so wie Hamlet völlig in die Wahrhaftigkeit des Augenblicks aufgeht, der spielt immer nur sich und nie eine fremde Rolle.

Ein paar Mal geschieht es allerdings, daß Hamlet selbst von seiner Tollheit spricht. Das eine Mal zur Königin. Es ist dies in der großen Szene des 3. Aktes, gleich nach dem Schauspiele und dem Tode des Polonius.

Hamlet.
Ein Wort noch, gute Mutter.
Königin.
Was soll ich tun?
Hamlet.
Durchaus nicht das, was ich euch heiße tun.
Laßt den gebunsenen König euch ins Bett
Von neuem locken, in die Wangen euch
Mutwillig kneifen; euch sein Mäuschen nennen,
Und für ein paar verbuhlte Küss', ein Spielen
In eurem Nacken mit verdammten Fingern,
Bringt diesen ganzen Handel an den Tag,
Daß ich in keiner wahren Tollheit bin,
Nur toll aus List.

Nicht daß sie so handeln und so sprechen soll, sagt Hamlet; sondern er läßt sie mit bitterster Ironie das vornehmen, was vorzunehmen höchst wahrscheinlich ihre Gewohnheit war, und läßt sie das aussagen, was sie nach ihren Begriffen von dem Handel, wofern sie es überhaupt tut, ganz allein aussagen könnte, nämlich: daß ihr Sohn nicht wirklich toll ist, sondern sich nur toll zu stellen scheine. Das ist doch klar wie der Tag! Nach ihrer langen Unterredung im 3. Akt hält die Mutter den Sohn nicht mehr für verrückt; gleichwohl bleibt seine ganze Handlungsweise für sie nach wie vor im Dunkel; darum muß sie glauben, daß er aus Gründen, die sie nicht kennt, aus denen sie jedoch den Haß und den Abscheu gegen den König herausfühlt, den Wahnsinnigen zu spielen beliebt.

Das zweite Mal spricht Hamlet zu Laertes von seinem Wahnsinn in ähnlicher Weise, wie er einst zur Mutter von seiner Tugend gesprochen hat, nicht von der Tugend, die ihm selbst zu eigen, sondern von der Tugend im allgemeinen, zu deren Anwalt

er werden muß, um der Mutter ins Gewissen reden zu dürfen — so auch hier von seinem Wahnsinn: jenem nämlich, der in aller Munde ist, und der ihm solchergestalt zugleich hier noch zum Ausgangspunkte der rührendsten Bitte wird. Am Grabe Ofelias war es zwischen ihm und dem Bruder zum schlimmen Streit gekommen; ihm ist es herzlich leid:

— ich bin sehr bekümmert, Freund Horatio,
Daß mit Laertes ich mich selbst vergaß:
Denn in dem Bilde seiner Sache seh' ich
Der meinen Gegenstück —

sollte eigentlich heißen: Ebenbild oder Seitenstück — im Original: the portraiture of his — da nämlich auch Laertes der Vater ermordet wurde. Weil er es gewesen ist, der dies jenem zugefügt hat, und weil dies absichtslos, ohne sein Wissen und seinen Willen, nur infolge eines tückischen Zufalls, den er jedoch nicht näher erörtern darf, geschah, so nimmt er zum angeblichen Wahnsinn seine Zuflucht, um gerade auf diese Art in seine Bitte um Verzeihung ganz so, wie es diesem edelsten Herzen entspricht, einen flehenden, einen kindlich rührenden, den innigsten Ausdruck zu legen. Man hat nur nötig, jene Worte zu hören, und selbst dem Stumpfsinn wird ihre wahre Bedeutung zugänglich sein:

Gewährt Verzeihung, Herr, ich tat euch Unrecht;
Allein verzeiht um eurer Ehre willen.
Der Kreis hier weiß, ihr hörtet's auch gewiß,
Wie ich mit schwerem Trübsinn bin geplagt.
Was ich getan,
Das die Natur in euch, die Ehr' und Sitte
Hart aufgeregt, erklär' ich hier für Wahnsinn.
War's Hamlet, der Laertes kränkte? Nein!
Wenn Hamlet von sich selbst geschieden ist,
Und, weil er nicht er selbst, Laertes kränkt,
Dann tut es Hamlet nicht, Hamlet verläugnet's.
Wer tut es denn? Sein Wahnsinn. Ist es so,
So ist er ja auf der gekränkten Seite:
Sein Wahnsinn ist des armen Hamlet Feind.
Vor diesen Zeugen, Herr,
Laßt mein Verläugnen aller schlimmen Absicht

So weit vor eurer Großmut frei mich ſprechen,
Als ich den Pfeil nur ſandte über's Haus,
Und meinen Bruder traf —

er kann ſich gar nicht genug tun. Nur das edelſte Gemüt hat dieſen Reichtum an Worten und äußerſten Zugeſtändniſſen, wenn es gilt, ein Unrecht zu bekennen und wieder gut zu machen — nichts iſt ihm zu viel, und alles noch immer nicht gut und ausreichend genug.

Zu welch' verſchiedenen Anſichten und ſchnurrigen Schlüſſen dieſe im Grunde höchſt einfache Angelegenheit geführt hat — darüber berichtet ein kleiner Dialog in poſſierlicher und zugleich erſchöpfender Weiſe.

Guildenstern.
Oh! he is surely mad!
Ofelia.
Weh there again.
Opinion is divided. Some men hold
That he is the sanest far of all sane men —
Some that he is really sane, but shamming mad —
Some that he is really mad, but shamming sane —
Some that he will be mad — some that he was —
Some that he wouldn't be. But on the whole —
As far as J can make out what they meau —
The favourite theory's something like this:
Hamlet is idiotically sane
With lucid intervals of lunacy.

Rom, 4. September.

Drei Sprüche ſind erfüllt! Die Geiſtererſcheinung, Schreibtafel her! und das angebliche Spiel des Tollen haben ihre Erledigung erfahren, aber das Schwerſte ſteht noch aus. Was ſoll, was darf Hamlet tun?

Doch bevor ich zur Beantwortung dieſer Frage ſchreite, iſt es unerläßlich, genau den moraliſchen Boden zu umgrenzen, dem jene ſeeliſch ſchöne Blume ganz allein entwachſen konnte.

Shakeſpeare — und unter allen Dramatikern er allein — hat die Gewohnheit, ſittliche Fragen, die den Grund ſeiner

Schöpfungen bilden, bis ins Problem zu vertiefen. Wer es daher unternimmt, sich mit seinen Aufgaben zu beschäftigen, der muß für diese zuvor die feste sittliche Basis gewonnen haben, in der jene wurzeln. Bevor ich daran gehe zu sagen: das sollst du tun, muß diesem vorangegangen sein: das darfst du tun. Wohlan!

‚Die Rache ist mein, ich will vergelten,‘ so spricht der Herr. In diesem Worte göttlicher Vernunft werde ich die Aufgabe Hamlets zu begründen haben.

Hamlet sagt an einer Stelle: ‚Ich bin selbst leidlich tugendhaft; dennoch könnte ich mich solcher Dinge anklagen, daß es besser wäre, meine Mutter hätte mich nicht geboren. Ich bin sehr stolz, rachsüchtig, ehrgeizig; mir stehen mehr Vergehungen zu Dienst, als ich Gedanken habe sie zu hegen, Einbildungskraft ihnen Gestalt zu geben, oder Zeit sie auszuführen.‘ Wir sind alle, selbst die Tugendhaftesten unter uns, ausgemachte Sünder.

Die göttliche Rache bedeutet schlechthin Gerechtigkeit, wie sie eben nur dem heiligen Wesen eigen und möglich ist. Jeder Versuch des Menschen, sich der Rache gleichfalls zu bemächtigen, muß zur heillosen Ungerechtigkeit entarten: denn die menschliche Natur ist die Sündhaftigkeit, und deren Trachten nicht Gerechtigkeit, sondern in erster Linie Vergeltung des Bösen mit Bösem. Wir sind darauf bedacht, uns oder unsere Angehörigen zu rächen — heißt: unser Herz ist ganz von Zorn, Haß und unheiliger Leidenschaft erfüllt. Wir möchten den andern fühlen lassen, was wir durch ihn gelitten haben und noch leiden; was an Kummer und Pein, an Not und Jammer, an geringfügigstem oder höchstem Leid durch die Tat eines andern über uns oder unsere Liebsten kam, das sehnen wir uns, ihm zurückzuerstatten: nicht einfach, wenn möglich zehnfach, hundertfach. Wir wollen nicht im ersten Grade Gerechtigkeit, sondern sein Weh. In seiner Qual trachten wir die unsere zu vergessen, aus ihr Erleichterung und Labung zu trinken: denn die Rache ist süß, und wir sind böse von Natur.

Wir leiden — aber weil uns Böses widerfuhr, gibt uns das wieder ein Recht, selbst das Böse zu wollen? Fallen wir vom

Rachedurst verzehrt nicht noch tiefer als jener andere, der sich verbrecherisch an uns und unseren Nächsten verging? Als er die Untat beging, war er sich vielleicht nur zum geringsten Teile all ihrer Folgen bewußt; vielleicht, daß er von der frevelhaften Begierde seines Herzens völlig hingenommen nie bedachte, gewiß nie ganz ermaß, welch' tränenreiche und herzbrechende Pein er über uns und andere auszuschütten im Begriffe stand — wir jedoch, die wir den Kelch solchen Leidens soeben bis auf den Grund geleert, die wir wissen, weil wir es an uns selbst erfuhren, welche furchtbaren Wirkungen die Ruchlosigkeit hat, nehmen gerade deshalb unsere Zuflucht zu ihr und setzen auf die verbrecherische, aber noch immer menschliche Tat das teuflische Gelüste der Bosheit: denn unser einziges Sinnen ist fremde Qual, um uns an ihr zu weiden. In dem tosenden Racheschrei nach fremdem Leide erstirbt die leise mahnende Stimme der Gerechtigkeit, wenn sie sich überhaupt je vernehmen ließ. So sind wir beschaffen! Alle ohne Ausnahme, der eine mehr, der andere weniger, dem Bösen zugänglich und ihm ganz verfallen, sobald der Durst nach Rache uns übermannt.

Je inniger wir von der Wahrheit solcher Zustände überzeugt sind, desto völliger wird auch die Läuterung sein, die, eine Folge dieser Erkenntnis, unser ganzes Wesen erfaßt und nach und nach durchdringt. Der Beste, der Weiseste, der Geläutertste wird noch immer in eigenster Sache straucheln, wenn nicht fallen, denn das Wesen der Selbstrache ist die Bosheit.

Und der Mensch soll sich des weitern nicht unterfangen, Rache oder Vergeltung zu üben, denn wir sind alle insgesamt kurzsichtige Toren. Häuften wir auch die irdische Weisheit von Jahrtausenden zusammen und übertrügen wir sie auf einen einzigen, den kleinsten Fall, selbst in diesem wären wir unvermögend, ganz gerecht zu sein. Wer von uns könnte rühmend sagen, daß er sich selbst erkannt, daß er der stete Zeuge und unfehlbare Deuter seines geheimsten Dichtens und Trachtens sei und gewesen! Um wie viel weniger werden wir vermögen mit vollem Verständnis einer andern Menschenseele auf ihren tiefsten, verborgensten Grund zu schauen. Eine jede Schuld

sehen wir nur in ihrem äußerlichsten Zusammenhange von Ursache und Wirkung, während jene eigentliche, wahre, innerlichste Verschuldung, die da war, lange bevor sie sich in einer Tat offenbarte, zu ergründen und zu verstehen, jedem, auch dem Weisesten von uns, für immer versagt ist. Uns fehlt das Maß der Schuld, folglich auch das der Strafe. Nur wer in das Verborgene schaut, der Menschen Herz und Nieren prüft, wer allweise und allwissend und allgegenwärtig der Dinge Anfang und Ende zugleich kennt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit eins überdenkt, nur der Allheilige darf sich unterwinden zu sagen: ich werde vergelten, denn ich kann gerecht sein, und ich bin es.

So spricht die göttliche Vernunft, aber auch die menschliche reicht so weit, um sich der Schranken ihrer Kraft vollauf bewußt zu werden und sich demgemäß zu bescheiden. Diese letztere erkennt gleichfalls, daß es nicht Aufgabe der irdischen Gerechtigkeit sein kann, Vergeltung zu üben, d. h. zu strafen im eigentlichen Sinne; denn ein solcher Spruch könnte seiner Natur nach, da er sich immer nur auf einen in allen Dingen unzulänglichen menschlichen Verstand stützt und immer aus einem Wesen, das durchaus sündhaft ist, hervorgeht, nie anders als ungerecht ausfallen — eine Antwort, die als vollkommener Gegensatz zu den Forderungen der Gerechtigkeit nicht mehr zu überbieten ist. Gerechtigkeit wird verlangt, und Ungerechtigkeit in jedem Falle geübt. Es ist darum selbstverständlich, daß die irdische, d. h. menschliche Gerechtigkeit Ansprüche auf ihre Rache im eigentlichen Sinne aufzugeben hat, da sie unfähig ist, diese auf die einzig erlaubte, nämlich zweifellos gerechte Weise zu vollziehen. Der Herr vergilt, denn er ist heilig und allweise; die menschliche Gesellschaft ist das traurige Gegenteil davon, folglich hat sie sich auch der Anmaßung zu begeben, es hierin Gott gleich tun zu wollen. Es liegt außerhalb ihrer Natur und ihres Verstehens, auf gerechte Strafe in vergeltendem Sinne zu erkennen, und so muß sie sich an jener genügen lassen, die das Unrecht beseitigt und ihm vorzubeugen geeignet erscheint.

Die irdiſche Gerechtigkeit urteilt demgemäß, ſobald ſie das verletzte Recht, ſoweit es menſchenmöglich iſt, wiederherſtellt und einer Wiederverletzung desſelben, wo ſie glaubhaft erſcheint, unter weiſer Berückſichtigung des beſonderen Falles mit ſchützenden Maßregeln entgegentritt. Innerhalb ſo enggezogener Grenzen darf ſich neben der göttlichen Rache, die keine Schranke kennt, auch die menſchliche betätigen — ſo weit iſt ſie erlaubt, iſt ſie geboten. So lange in der Strafe, die ein irdiſches Gericht über den Verbrecher verhängt, jene beiden Momente nach gewiſſenhafteſter Prüfung zum alleinigen Ausdruck gelangen, iſt auch der Spruch gerecht; jeder Schritt darüber hinaus in die Abſicht zu vergelten, und er hört auf es zu ſein: denn für die Rache bedeutet menſchliches Trachten und Verſtehen Sünde und Ungerechtigkeit.

Verantwortlich nach ſeinem ganzen Daſein kann der fehlende Menſch ob ſeiner Tat nur jener höheren Macht ſein, aus deren Hand er dieſes Daſein, wie es einmal iſt, empfing. Nur ſie, die ein jedes Weſen in ſeiner Notwendigkeit begreift, die erſten wie die letzten Gründe einer jeden menſchlichen Handlung kennt, hat damit auch die Mittel gefunden zu entſcheiden, ob und in welchem Maße eine Tat Vergeltung erheiſcht oder von ſich weiſt — nicht aber die menſchliche Geſellſchaft, die weder von dem einen, noch von dem andern je etwas Rechtes weiß, ſich deſſen zu Zeiten auch bewußt wird, alsdann in ihrer Rache nichts anderes als ein Verbrechen erblickt und ſich gegen eine ſolche Tätigkeit mit aller Entſchiedenheit ausſpricht.

Es iſt hier von Bedeutung, daß wir durch Jahrtauſende hinauf zu verfolgen imſtande ſind, wie ſich im ſittlichen Empfinden der Menſchen die Abneigung gegen die Todesſtrafe regt, immer höher anſchwillt und endlich unwiderſtehlich auf deren Beſeitigung dringt, weil ſie zuletzt dem geklärteſten Bewußtſein zu einem unſühnbaren Frevel wurde. Keiner von uns hat ſich das Leben ſelbſt, und keiner im letzten Grunde das Leben einem anderen gegeben. Dem einen gefällt es, ſeinen Anfängen bis zu jenen äußerſten Grenzen nachzuſpüren, wo ein undurchdringliches Dunkel jeden weiteren Einblick verſagt; der andere empfängt ſein ganzes Daſein gläubig aus

einer höheren Hand. So oder anders angesehen — einem jeden von uns wurde nur das eine Recht: zu leben, und kein Recht, dieses Leben uns oder einem andern eigenmächtig abzuerkennen. Nur wo die Macht war, es zu geben, ruht auch das Recht, es wieder zu nehmen; und kein Mensch und keine menschliche Gesellschaft ist und war je befugt, dieses erste und natürlichste Recht des Menschen auf sein Leben zu verkümmern.

Ein Mord wurde begangen; der Mörder hat etwas genommen, worauf er kein Recht hatte, und zugleich das schlimmste Unrecht begangen, weil eine Wiedererstattung in solchem Falle unmöglich ist — und wir machen uns sofort rachedurstig darüber her, an jenem das gleiche Unrecht zu begehen, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil er dieselbe Untat vor uns beging; d. h. du hast gemordet, folglich habe ich das Recht, auch zu morden: die plumpeste und scheußlichste Begründung, die zu erdenken ist! Denn Mord bleibt Mord, welche Beweggründe man diesem auch unterzulegen bemüht sein sollte; er wird nie zu entschuldigen sein, selbst wo er begreiflich wird oder verzeihlich ist. Die Aberkennung des Lebens von seiten eines irdischen Gerichtes ist der frechste Eingriff einer ebenso sündhaften wie einsichtslosen Gesellschaft in ein ausschließlich göttliches Recht, ist die Tat einer ebenso gewissenlosen wie dreisten Torheit, ist ein zweifelloses Verbrechen selbst. So erklärt sich auch die auffallende Erscheinung, daß die Menschen aller Jahrhunderte auf den Henker dasselbe Gefühl des Abscheus und des Grauens übertrugen wie auf den Mörder; daß sie jenen, der doch in ihrem Auftrage das Richtbeil schwang, zum Abschaum der Menschheit verwiesen, ja ihn sogar häufig noch tiefer stellten als diejenigen, welche er zu richten hatte, weil er mit kaltem Blute mordete, wo bei anderen vielleicht die heißeste Leidenschaft fehlte. Nur das tiefbeleidigte Gerechtigkeitsgefühl kann zu einem solchen Ausdruck gelangen — ein Gefühl, das eingepflanzt der menschlichen Brust, ihr bei aller Sündhaftigkeit unverloren bleibt und sich um so makelloser ausspricht, je weiter es sich von jedem selbstsüchtigen Wollen entfernt und im reinen Erkennen die fleckenlose Gestalt der vergeltenden Gerechtigkeit einzig jenseits alles Irdischen erblickt.

Vorgänge und Zustände der menschlichen Brust legen hier ein unabweisliches Zeugnis ab. Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, mit Verstand auf alle jene Stimmen zu lauschen, die angesichts einer verbrecherischen Tat vernehmbar werden, der muß wahrnehmen, daß der Schrei nach Rache, d. h. Vergeltung des Bösen mit Bösem gerade aus solcher Brust am kräftigsten herausschallt, die selbst der Tummelplatz der rohesten Selbstsucht und der wildesten Leidenschaften ist; daß hingegen jener Ruf schwächer und schwächer wird und zuletzt ganz verhallt, wo sich das Herz fast ausschließlich in den selbstlosen Trieben edelster Menschlichkeit bewegt. Das umgekehrte Verhältnis findet dem Triumphe des Unrechts gegenüber statt. Das sittliche Bewußtsein fühlt sich durch die Dauer eines rechtlosen Zustandes aufs schmerzlichste betroffen, und es wird um so mehr leiden und um so ungestümer auf die schleunige Beseitigung eines solchen dringen, je reiner es seinem treibenden Wesen nach ist. Dieses Gefühl verliert jedoch immer mehr an seiner sittlichen Kraft, je weiter sich die menschliche Brust den unlautersten Regungen erschließt und wird nur allzuhäufig der Gleichgiltigkeit, wo nicht gar der Zufriedenheit Platz machen müssen, wenn die Selbstsucht ihren schnödesten Vorteil auf seiten des Unrechts erspäht. Das reine, wahrhaft sittliche Gefühl des Menschen fordert die Beseitigung des Unrechts und verdammt die Rache am Verbrecher, verdammt die letztere, nicht weil der Missetäter keine Strafe verdient, sondern weil es die menschliche Gesellschaft, gerecht zu strafen, außerstande erkennt. Zur Wiederherstellung des verletzten Rechts genügt menschliche Kraft; um aber der Vergeltung im vollkommenen Sinne zu entsprechen, bedarf es eines göttlichen Wesens. So heißt es denn auch: ‚Die Rache ist mein, ich will vergelten.‘

Aber auch hier wiederum darf niemals außeracht gelassen werden, daß all' das nicht als reife Erkenntnis, sondern ausschließlich als unbewußte, wenn auch übermächtige Empfindung aus dem Innern Hamlets heraus lebendig wirkt.

Was verlangt nun der Geist?

Rom, den 11. September.

Auf einem abgelegenen Teile der Terrasse von Helsingör hält der Geist, und hier, inmitten des nächtigen, von keinem menschlichen Laute unterbrochenen Schweigens gehorcht er endlich der dringenden Aufforderung des Sohnes, spricht, und beinahe seine ersten Worte sind:

Wenn du je deinen teuren Vater liebtest —
Räch' seinen schnöden, unerhörten Mord!

Räche den Mord! Da die Rache Gerechtigkeit zur ersten und unerläßlichen Bedingung macht, so versteht es sich von selbst, daß jene einem Menschen nur in dem Maße abverlangt werden kann, als er sie gerecht zu üben imstande ist; bis hierher und nicht weiter! Und erschienen auch hundert Geister, um mehr zu fordern, so wäre es doch nur Pflicht des allerbesten Sohnes, ein Ansinnen, das ebenso schlecht wie unsinnig wäre, kurzweg von sich zu weisen. Die mitternächtige Erscheinung gefällt sich jedoch keineswegs in solch' törichten Einfällen. Es wäre auch gar zu verwunderlich, wenn es dem Geiste eines so trefflichen Mannes, wie dies doch der alte Hamlet bei Lebzeiten gewesen sein soll, jetzt im Fegefeuer, das ihn gänzlich zu läutern bestimmt ist, beifallen könnte, mit den schlimmsten Rachegelüsten von der Welt zur Erde zurückzukehren, um den eigenen, geliebten Sohn zu Sünde und Frevel zu verführen — und das alles noch obendrein unter der gnädigen Gewähr des Allerhöchsten! Die Widersprüche in einer solchen Annahme und deren vollkommene Albernheit sind geeignet, selbst dem Stumpfsinn einzuleuchten. Was ein geistiges Wesen überhaupt — es komme aus dem Fegefeuer, oder wandle noch auf Erden — in einem Falle wie dem vorliegenden verlangen darf und muß, ist, daß der Mensch, gleichviel ob Sohn oder Fremder, welcher Kenntnis von der Missetat erhielt, zur Sühne des Verbrechens, soweit dieses in den angestrebten und erreichten Zielen triumphiert, ohne Säumen schreite, daß derselbe sich aber hierbei von jeder Rücksicht auf die Person des Verbrechers völlig unbeeinflußt erhalte. Der rechtlose Zustand soll beseitigt, und das Recht, soweit dies möglich, wieder hergestellt werden: die Ge-

rechtigkeit gebietet dies, und der Menſch kann ſolches auch leiſten. Den Verbrecher jedoch in vergeltender Weiſe zu ſtrafen, d. h. ihn nach Art ſeiner Verſchuldung zu richten und ſeine Miſſetat ihrer wahren Bedeutung nach an ihm gerecht zu rächen — dies zu tun und zu können liegt außerhalb aller menſchlichen Befugnis und Fähigkeit. Sollte der Menſch dies trotzdem verſuchen, ſo würde er nicht nur das Unrecht nicht geſühnt haben, da die Rache ſchlechthin Gerechtigkeit bedeutet, er ſelbſt würde noch dazu durch eine ungerechte Tat der Schuld verfallen ſein. Bei der irdiſchen Rache von der Perſon des Miſſetäters abzuſehen und allein die Beſeitigung des rechtloſen Zuſtandes anzuſtreben, will durchaus nicht beſagen, daß jener hierbei ganz ſtraflos ausginge: denn es liegt ſchon in der Natur der Sache, daß jeder Verſuch, ein Unrecht wieder gut zu machen, auch den Anſtifter desſelben mit Notwendigkeit in Mitleidenſchaft zieht. Ob das Leiden dabei groß oder klein ſein wird, darauf hat die irdiſche Gerechtigkeit nicht weiter zu achten; ſie hat ſich an der Sühne des Unrechts, wie ſie der beſondere Fall verlangt, und zwar als der einzig menſchlich möglichen Strafe genügen zu laſſen. Wenn daher für Klaudius neben der Gewiſſenspein noch je etwas von Strafe auf Erden von ſeiten eines menſchlichen Gerichtes abfallen darf, ſo wäre es allein jene geheime und furchtbarſte Qual, in welcher ſich der Mörder verzehren würde, falls er, dem Genuſſe ſeiner Verbrechen entzogen, wahrnehmen müßte, daß er um vergänglicher, ſchnell geſchwundener Güter willen das ewige Heil nutzlos aufs Spiel geſetzt und ſomit doppelt verloren habe. Darum ſagt auch der Geiſt nicht: räche mich! räche dich! vergilt ihm all' das Böſe, das er mir und dir angetan hat! er ſagt nicht: nimm den Dolch und ſtich dem Mörder damit in den Rücken oder in die Bruſt — nur übelberatene Kritiker ſind es, die ſolches fordern; ſondern er verlangt ganz unperſönlich lediglich die Sühne der Tat, d. h. die Wiederherſtellung des verletzten Rechtszuſtandes, ſoweit dies noch im Bereiche des Möglichen iſt.

Wie ſich Hamlet der Aufforderung des Geiſtes gegenüber zu verhalten habe, konnte ihm als denkenden und ſittlichen Menſchen

unmöglich lange verborgen bleiben — es hätte dazu keiner weiteren Erklärung bedurft; wenn der Geist diese trotzdem und zwar mit einer Deutlichkeit und Ausführlichkeit gibt, die selbst die ausschweifendsten Wünsche befriedigen muß, so bekundet er damit den unleugbaren Willen, über den eigentlichen Zweck seines Erscheinens wie über den Inhalt der in Aussicht genommenen Rache keinen wie auch immer gearteten Zweifel walten zu lassen. Mit ungewöhnlichem Nachdruck fügt er dem allgemein gehaltenen Gebote noch die besondere Erläuterung bei:

Hast du Natur in dir, so leid' es nicht,
Laß Dän'marks königliches Bett kein Lager
Für Blutschand' und verruchte Wollust sein —

Der Ehebruch also ist es, den der Geist vor allem im Sinne hat. Nicht so sehr um das Verbrechen des Mordes zu offenbaren, ist er dem Sohne erschienen, als vielmehr des verbrecherischen Zustandes halber, der jenem folgte, um dessentwillen er keine Ruhe findet, unter dem er auch im Fegefeuer leidet, und der ihn in Wahrheit ganz allein in die sichtbare Welt zurücktreibt. Nicht vor der Heirat ist er gekommen, sondern nach ihr. Freilich muß er dem Sohne den Mord aufdecken, um diesem mit seinem Verlangen überhaupt nur verständlich zu werden; denn wäre er eines natürlichen Todes gestorben, wie hätte er dann gegen die zweite Ehe der Königin Einspruch erheben können — aber es ist nicht das vergangene Verbrechen, das nicht mehr gut gemacht werden kann, sondern es ist das gegenwärtige und dauernde, das ihn in einem ewigen, nicht zeitlichen Rechte kränkt und ihn darum auch von neuem zur Erde zwingt.

In der Vorstellung des Geistes reicht das Verhältnis zu seinem Weibe über das Irdische hinweg in die Ewigkeit hinein. An ihm ist dreifacher Raub verübt worden: zeitliches Leben und der Thron sind irdische Güter und für ihn unwiederbringlich hin, aber sein Weib ist ihm nur zur Zeit verloren. Für ihn besteht seine Ehe nach wie vor, und das Verhältnis der Königin zu Klaudius ist ihm und kann ihm auch den Vorgängen entsprechend gar nichts anderes als Ehebruch sein. Das einzige, worauf er auf Erden noch Anspruch

hat, ist die Gattin, weil diese gleich ihm der Ewigkeit angehört, kein irdisches, sondern ein überweltliches Gut ist. Sie ist ihm geraubt worden, sie soll ihm wiedergegeben werden, die Gerechtigkeit verlangt es. Hier, in diesem Punkte wird sein unverlierbares, ewiges Recht noch immer verletzt. Diese Rechtsverletzung schreit zum Himmel, treibt den Verstorbenen zu den Lebenden zurück, um dem Sohne als den natürlichen Vertreter seiner Rechte auf Erden die Sorge ob dieses Frevels ans Herz zu legen. Kein persönliches Rachegelüst bewegt ihn dabei. In wie kräftigen Farben er auch den Mörder zeichnet, nichts verlautet dabei von Strafe, in welchem Sinne sie auch gedeutet werden möchte. Nicht um die Person geht's ihm, sondern um die Sache. Daß dieser Ehebruch aus der Welt geschafft werde, darauf kommt es ihm an. Ob Klaudius dabei in der Meinung der Welt gut oder übel fahre, ob er am Leben und im Besitze des Thrones bleibe, dünkt ihn gar keiner Betrachtung wert: denn ihm ist dies eine Sache der Lebenden und jenes Richters, der über Wolken thront. Worauf er aber hält und halten darf, ist, daß ihm sein gutes Recht auf seinen ewigen Besitz nicht geschmälert werde. Die verbrecherische Ehe, in der ihm die Gattin an der Seite des gekrönten Ungeheuers für immer verloren zu gehen droht, zu lösen verlangt er und damit das Einzige, was ihm am Herzen liegt. Das Einzige? wirklich? oder ist da nicht doch noch ein anderes vorhanden, dem er die gleiche Bedeutung, den gleichen Nachdruck schenkt?

> Doch wie du immer diese Tat betreibst,
> Befleck' dein Herz nicht.

In der Tat, das ist es!

Es ist gewiß nichts Ungewöhnliches, daß für die richtige Erfassung des gewichtigsten Umstandes ein einziges, scheinbar entbehrliches Wörtchen häufig ausschlaggebende Bedeutung erhält. Etwas dieser Art liegt hier vor. Die Worte: beflecke dein Herz nicht — beziehen sich durchaus auf die Tat im allgemeinen, und wenn Übersetzer und Kritiker eiligst ein Kolon dahintersetzten und daraufhin das Recht zu haben vermeinten, den Inhalt jener ausschließlich für das Verhältnis zur Mutter, nämlich:

— dein Gemüt erſinne
nichts gegen deine Mutter —

in Anſpruch nehmen zu können, ſo ſind ſie leider das Opfer eines gefährlichen Irrtums geworden. Sich die Dinge in dieſer Weiſe zurechtzulegen, geſtattet zur Not die Schlegelſche Überſetzung, aber im Original ſchaut es ganz anders damit aus; da lautet es:

But howsoever thou pursu'st this act,
Taint not thy mind, nor let thy soul contrive
Against thy mother aught.

Das heißt: ‚Doch wie du auch immer dieſe Sache verfolgen magſt, beflecke dein Herz nicht, noch laſſe dein Gemüt etwas gegen die Mutter erſinnen.‘ Sie ſehen, das Wörtchen: noch — hat den Kritikern den denkbar übelſten Streich geſpielt, denn auf einmal iſt dadurch für ſie die Aufgabe ihrer innerſten Bedeutung nach eine andere geworden. Jene vier Worte: beflecke dein Herz nicht! auf die Aufgabe im ganzen bezogen, wie es eben der Text verlangt, wollen ausdrücken, daß Hamlet bei der Ausführung nicht die Gunſt der Gelegenheit und äußerer Verhältniſſe, nicht Menſchen und Welt zu bedenken habe, ſondern vor allem ihre ſittliche Berechtigung; dieſe letztere ganz allein habe zu entſcheiden; und hat Hamlet an ihr ſeinen Plan geprüft und für echt befunden, ſo ſoll er auch zur Ausführung gelangen. Indem Herr Werder u. a.* der Tat dieſe Stelle vorenthält, iſt es ihm — freilich gegen den ausdrücklichen Willen des Dichters — erſt möglich geworden, den Schwerpunkt der Sache aus der reinſten, ſittlichen Begründung in den Schein der Berechtigung vor der Welt zu verlegen. Ihm gilt es demnach auch als völlig ausgemacht, daß Hamlet mit dem Könige verfahren könne, wie er wolle; er hänge, würge oder ſteche dieſen nieder, zu allem ſei er ohne weiteres berechtigt, ſobald nur die Welt ſich von der Schuld des Königs überzeugt. Sie wiſſen, lieber Freund, daß der Geiſt in dieſem Punkte ganz anderen Vorſtellungen huldigt; derſelbe ſchert ſich den Henker viel um die Welt, er erwähnt ihrer

* Vorleſungen über Hamlet.

gar nicht einmal; ihn kümmert es wenig, was die Leute dazu ſagen, wenn nur das reine Herz ſein Ja und Amen ſpricht; aber daß dieſes ſich zu einem jeden Plane, der ein äußerliches Ziel erreicht, derartig äußern dürfte, erſcheint ihm ſo wenig natürlich, daß er vielmehr nachdrücklich mahnt: beflecke dein Herz nicht! Herrn Werder kommt es allein darauf an, den König vor den Leuten zum Geſtändnis zu bringen, denn er ſtimmt mit Herrn Kreyßig darin überein, daß ‚Hamlet mit Klaudius im übrigen nach unſerm Gefühl ohne weitere Umſtände abfahren könnte‘ — ein ſehr unlauteres, im beſten Falle ein höchſt unklares Gefühl! Er iſt der Meinung, daß es dem Prinzen moraliſch freiſtünde, den Böſewicht nach dem Beweiſe durch das Schauſpiel zu töten, aber er fügt hinzu: ‚jenes moraliſche Dürfen iſt hier noch lange nicht die Sache‘ — im bedauerlichſten Gegenſatze zum Geiſte, der gerade die ſittliche Reinheit der Tat zum Kern der Sache machte, und der zweifellos höchſt unwillig geworden wäre, hätte man auch nur in Gedanken den Dolch gezückt.

Es iſt leicht zu verſtehen, daß eine jede Erfaſſung dieſer Aufgabe, die nicht in den Tiefen des ſittlichen Bewußtſeins nach Klarheit rang, ſich vielmehr ohne viel Bedenken an landläufigen Begriffen genügen ließ, gar nicht anders als oberflächlich ausfallen konnte, und daß ſie gerade deshalb auch dort irren mußte, wo die Faſſung des Gebots in unzweideutiger Weiſe den ſchroffſten Widerſpruch gegen die vorgefaßte, falſche Meinung erhob. Wurde das Wörtchen: noch — nicht überſehen, ſo hätte es beſeitigt werden müſſen — das iſt der Fluch der Oberflächlichkeit! Der Geiſt verlangt in dürren Worten nur das eine, daß die zweite Ehe gelöſt werde, und dies war der Natur der Sache nach auch das Einzige, was er als Geiſt noch beanſpruchen durfte. Aber er ermahnt zugleich den Sohn, ſich in all' ſeinem Tun ſchuldfrei zu erhalten, und insbeſondere der Mutter gegenüber ſich nicht zu vergehen. Denn was die Schuld der Gattin anbetrifft, ſo hätte es am allerwenigſten dem Sohne geziemt, der überirdiſchen Gerechtigkeit mit vergeltender Strafe vorzugreifen; ſie ſoll darum auch

Dem Himmel und den Dornen, die im Busen
Ihr stechend wohnen —

überlassen bleiben. So der Geist! Damit ist sein ganzes Gebot, aber noch nicht die Aufgabe Hamlets erschöpft: denn dieser hatte in seiner Eigenschaft als sittliches Wesen und Kundiger des Verbrechens die Verpflichtung gegen den rechtlosen Zustand, der eine Folge der Untat war, seinem ganzen Umfange nach einzuschreiten und sich nicht etwa mit der Hälfte schon zu begnügen. Nach dem Geständnisse des Klaudius selbst waren es Thron und Weib, die ihn zum Morde verführten: beide müssen ihm genommen werden, oder Hamlet versündigt sich selbst im Dienste der Gerechtigkeit, die gerade an ihn die Aufforderung erließ. Die Ehe zu lösen, den König zu entthronen und sich bei diesem Werke sittlich rein zu erhalten, ist seine Pflicht und zugleich der volle Inhalt seiner Aufgabe. Diese verlangt zu ihrer Lösung das Recht vor Gott und nicht den Schein der Berechtigung vor den Menschen, denn die letztere, so sicher sie sich auch vor menschlichen Augen benehmen mag, muß dennoch so lange als zweifelhaft und trügerisch angesehen werden, bis sie den Nachweis geführt hat, daß die Vorstellungen der Zeit und die ewigen Gebote der reinen Sittlichkeit ein und dasselbe sind.

Was kann Hamlet tun?

Rom, den 14. September.

Jemand erschlägt mir den Vater — und aus diesem Verbrechen leite ich das Recht her, ein gleiches mit dem Mörder zu tun? Die Folgerung ist eine Ausgeburt moralischen Stumpfsinns. Nach ihren mannigfachen Beweggründen mag eine solche Tat eine verschiedene und auch mildere Beurteilung erfahren, aber an ihrer Unrechtmäßigkeit und sittlichen Verwerflichkeit wird dadurch nichts geändert. Dort, wo die gewichtigsten Gemeininteressen auf dem Spiel stehen, dürfte dieses äußerste Auskunftsmittel verzeihlich erscheinen, kann aber moralisch niemals ganz gerechtfertigt werden.

Man sollte meinen, selbst Kinder müßten darüber im Reinen sein, daß die Tötung eines Menschen nur in der Gegenwehr oder in der Verteidigung eines anderen gestattet sei. Daß Hamlet nicht in der Lage ist, in letzterem Sinne gegen Klaudius zu handeln, ist klar. Der Mord ist geschehen; es gilt niemand mehr zu verteidigen, auch sich nicht. Der Mörder ist vollkommen befriedigt; er hat erreicht, wonach er trachtete: Thron und Weib — er bedroht niemand weiter. Selbst die Gefährdung der allgemeinen Wohlfahrt leistet der Gewalttat keinen Vorschub, denn auch in diesem Punkte hat sich nichts geändert: alles geht seinen gewohnten, alten Gang; man leidet nicht unter dem Thronwechsel, und man spürt nicht zum eigenen Schaden den Mörder auf dem Throne. Jede Möglichkeit, die Faust mit dem Dolche zu bewaffnen, ist dem Prinzen entzogen, es sei denn, der König wird dazu gebracht, sich in eigener Person über ihn herzumachen. Dieser Fall dürfte wahrscheinlich nie eintreten. Hamlet allein weiß von dem Verbrechen, aber das ist hierbei von keinem Belang; denn selbst wenn der König vor der ganzen Gesellschaft gestünde, würde er nicht zustechen, nicht Hamlet, wie wir ihn kennen und darum lieben und schätzen: es wäre eine Tat, die nicht bloß unverzeihlich, sondern auch eine Handlung, die uns auf das empfindlichste beleidigen müßte. Es ist unnötig, darüber noch Erklärungen abzugeben: man denke sich nur das ‚schöne, reine, edle, höchst moralische Wesen,' das so den Henker machte. Wie er vielleicht im Strom, Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft handeln dürfte, ohne unserer Achtung und des innigsten Mitgefühls verlustig zu gehen, darüber werden wir an Ort und Stelle noch unsere Betrachtungen haben. Vorderhand genügt es, daß ihm der Dolchstoß in jedem Falle untersagt bleibt. Freilich der Mord hätte mit eins den rechtlosen Zustand beseitigt: es wäre der kürzeste, zugleich aber auch der schlechteste Weg gewesen, denn Hamlet selbst hätte sich dabei verschuldet.

War denn aber diesem Klaudius in gar keiner Art beizukommen? Waren des mörderischen Königs Ansehen und Macht tatsächlich über alle Zufälle hinaus befestigt? Keineswegs! Das zornige

Rütteln eines einfachen Edelmannes bringt seinen Thron in ein bedenkliches Wanken. Mochte Hamlet nicht immerhin jenen Weg der öffentlichen Klage, nach getroffener Vorsorge für die Sicherheit des eigenen Lebens, und zwar mit Aussicht auf Erfolg einschlagen? Er hatte das ‚Merkwort und den Ruf zur Leidenschaft' — warum ließ er nicht beide ertönen? Nicht, weil man ihn ausgelacht hätte, um dies nur sogleich zu bemerken: es hätten sich ebensoviel Gläubige wie Zweifler gefunden; denn eine jede Sache, und wäre sie auch die verrückteste von der Welt, hat ihre Anhänger. Die Geschichte des Prinzen jedoch war nicht verrückt, nicht dumm, sie klang nur für den Augenblick unglaublich; aber auch hier war schon im schwierigsten Punkte geholfen: die Wahrheit der Geistererscheinung bezeugten die Wache und Horatio. Dem Kläger hätte weder der Anhang, noch die Partei gefehlt. Wenn trotzdem Hamlet vor einem solchen Schritte zurückbebt, so geschieht dies, weil er dabei zugleich mit dem Könige auch die Mutter treffen mußte.

Ich will hier nicht untersuchen, ob Hamlet noch immer im Recht geblieben wäre, wenn er in diesem Punkte — ich meine die Klage auf Mord — ohne Rücksicht für die Mutter gehandelt hätte: die Folgen würden gewiß aufs klarste dargetan haben, daß der Schlag, den er geführt, hart und lieblos gewesen. Kann das noch recht sein, was uns im späteren Verlaufe nichts als herbste Herzens- und Gewissenspein einträgt? Und mußte es dazu nicht kommen? Vor allem sei noch daran erinnert, daß es gegen das ausdrückliche Gebot des Geistes gewesen wäre: dieser will, daß die Mutter in jedem Falle aus dem Spiel bleibe; er versagt dem Sohne die Erlaubnis, sie über den Mord aufzuklären. Als Hamlet nach dem Schauspiele im Begriffe ist, ihr alles zu sagen; als ihm die furchtbaren Worte schon auf der Zunge schweben; als er die eigene Brust voll tobender Leidenschaft die Seelenpein der Mutter übersieht, nicht wahrnimmt, wie ihre Angst wächst und sich ins Ungeheure und Entsetzliche steigert, überhört, wie ihre flehenden Laute: o Hamlet, sprich nicht weiter! sprich nicht mehr! nicht weiter, süßer Hamlet!

um Eingang zu ſeinem Herzen betteln, da erſcheint der Geiſt,* und ſeine Worte ſind:

— ſchau! Entſetzen liegt auf deiner Mutter;
Tritt zwiſchen ſie und ihre Seel' im Kampf,
In Schwachen wirkt die Einbildung am ſtärkſten.

Was würde das Schickſal und das Ende dieſer Frau geweſen ſein, die einſt mit halbem Bewußtſein und in hilfloſer Schwäche einem teufliſchen Verführer erlag, und ſich jetzt den unerbittlichen Vorwürfen des Sohnes gegenüber gleich hilflos erweiſt, wenn ſie hätte erfahren müſſen, daß ihr Fehler die Urſache eines Brudermordes, und daß ſie ſelbſt die Gattin des Mörders ſei?

In Schwachen wirkt die Einbildung am ſtärkſten —

daß ſie nicht zum grauſigſten Ende hinwirke, das will ſelbſt der tief gekränkte und unſäglich leidende Gatte verhüten: um wie viel mehr ſollte dies nicht der Sohn bedenken, dem die Mutter von jeher nichts als überquellende Zärtlichkeit entgegenbrachte! Wo hätte er den Mut hergenommen und wie es ertragen, die eigene Mutter neben der Geliebten umnachteten Geiſtes zu ſehen, zu erleben, daß auch dieſe die

— Kleider, die ſich ſchwer getrunken,
Hinunter zogen in den ſchlamm'gen Tod —

und ſich dabei ſagen zu müſſen, daß er ſelbſt zu ſolchem Ende aufs eifrigſte mitgeholfen? Die Fürſorge des Vaters bewahrt ihn vor dieſem traurigſten Erlebniſſe.

Iſt man ſich erſt klar geworden, daß es Hamlet nicht einmal geſtattet war, die Mutter über den Mord aufzuklären, daß ſowohl

---

* An dieſer Stelle erledigt ſich auch in ganz ungezwungener Art jener viel umſtrittene Ausdruck vom ‚abgeſtumpften Vorſatz'. Der Geiſt erſcheint nicht nach dem Schauſpiel, er erſcheint nicht nach dem Gebete des Königs, er erſcheint nicht bei dem Tode des Polonius, aber er erſcheint bei der Unterredung mit der Mutter, wo der Aufgabe Hamlets eine wirkliche Gefahr droht. Hamlet iſt nahe daran, ſeiner Pflicht der Mutter gegenüber zu vergeſſen. Der Vorſatz iſt wie eine ſpitze Waffe, die ſich durch falſchen Gebrauch abſtumpft.

der Gatte wie auch der besonnene Sohn sich mit gleicher Entschiedenheit dagegen verwahren mußten, so wird es erst recht einleuchten, daß der letztere noch viel weniger von einem Mittel Gebrauch machen konnte, welches wohl ganz darnach angetan war, den Feldzug zu seinen Gunsten zu entscheiden, gegen das sich aber die Natur empört, nämlich von der Aufdeckung des Ehebruchs.

Sehr glaublich, daß sich der König nie und unter keinen Umständen zu einem Geständnisse hätte bewegen lassen, aber ganz gewiß ist es, daß es bei der Königin gelegentlich nur eines Schrittes bedurfte, um diese dahin zu bringen: und dieser Ehebruch zu Lebzeiten des ersten Gemahls, erst einmal eingestanden, war ganz der Art, die dunkelsten Vorgänge einer verbrecherischen Vergangenheit in überraschender Weise zu erhellen. Man habe nur vor Augen, wie sich die Ereignisse gruppieren und folgen: die Abwesenheit des Königssohnes, der Ehebruch, der plötzliche Tod, die angebliche, höchst ungewöhnliche, fast unglaubliche Todesart, das geheimnisvolle Dunkel, in dem sich die ganze Begebenheit abspielt, die Intrigen des Oheims bei der Wahl, die empörende Hast, mit der sich die beiden Ehebrecher im frevelhaften Bunde zusammenfinden — dieses alles miteinander verglichen, aufeinander bezogen, mit einem einzigen Blicke überschaut, und man wird nicht fehlgehen zu behaupten, daß Klaudius in dem Urteile der Welt bereits gerichtet ist. Zugestanden, daß er noch immer nicht als Mörder überführt ist, aber eine genauere Untersuchung der ganzen Angelegenheit hätte doch zu der Überzeugung führen müssen, daß zum wenigsten ein Mord vorliegt; und in einem solchen Falle pflegt man zu fragen: zu wessen Vorteil? Nicht der Tat geständig, nicht überführt bis auf den letzten Punkt, aber in seinem selbstsüchtigen Treiben und Trachten vollkommen entlarvt, hätte der verurteilende Spruch gegen Klaudius ausfallen müssen: so pflegt sich wenigstens eine ähnliche Sache vor unseren Gerichtshöfen abzuspielen, und ich sehe nicht ein, warum es in einer Tragödie anders hergehen sollte, da ja die äußeren Vorgänge des Dramas vor allem nichts weiter als eine Abspiegelung unseres Weltlebens sind und gar nichts anderes sein dürfen und können.

Nicht darin besteht die Schwierigkeit von Hamlets Lage, daß der Verbrecher überhaupt nicht zu entlarven ist, sondern einzig und allein in jenem unseligen Umstande, daß der Mörder zugleich der Verführer und der Gatte der Mutter ist. Was müßte das für ein Mensch sein, der sich unter ähnlichen Verhältnissen nicht entblödet hätte, die Schande seiner Mutter an die große Glocke zu hängen! Schlüge ein solcher sich nicht selbst zudem ins Gesicht? Die Mutter in ihrem vorgerückten Alter, wo der ‚Tumult im Blute zahm' ist, noch eines lüderlichen Lebenswandels zeihen, sie, die ihn vor 30 Jahren gebar — hieße das nicht frech genug die Zweifel herausfordern, welche daraufhin inbetreff seiner eigenen, rechtmäßigen, königlichen Abstammung laut werden müßten? Das sittliche Gefühl selbst der rohesten Völker hat noch immer das Kind mit Verachtung gebrandmarkt, das sich leichten Sinnes für befugt erachtete, in der Schande der Eltern sein Recht zu suchen und zu erhalten. Aber wozu uns in Befürchtungen erschöpfen, wo nicht der mindeste Grund zu solchen vorhanden ist! Weit entfernt, den Ehebruch in die Welt zu schreien, schont Hamlet sogar die Mutter, als es sich für ihn darum handelt, einmal noch jene furchtbaren Vorgänge im Bilde aufleben zu lassen: das Schauspiel, das in beredten Worten von allem anderen spricht, sagt uns kein Wort von der verletzten, ehelichen Treue. Begrub Hamlet dieses in unverbrüchliches Schweigen, so entfiel ihm damit auch der Plan, der allein geeignet gewesen wäre, zur Entlarvung des Verbrechers zu führen. Für das Urteil der Welt angreifbar zeigte sich der König an mehr als einer Stelle, aber Hamlet wollte ihn nicht angreifen, dort, wo jener allein zu verwunden war. Wie wir gesehen, gibt es ausgezeichnete Gründe für einen solchen Entschluß, und ihrer sind noch nicht alle. Der Dolchstoß, die öffentliche Klage ist dem Hamlet Shakespeares untersagt — was bleibt? Die Verschwörung.

Nicht den Mord, nicht den Ehebruch durfte dieser Prinz zum Ausgangspunkte seines Handelns machen: befreit von jedem Bedenken solcher Art zeigte sich allein die Usurpierung des Thrones. So wird er hier zum Heile seiner Aufgabe einsetzen?

Daß der Königsmörder, der nur infolge dieses Mordes zum Throne gelangen konnte, der Usurpator desselben ist, steht doch wohl fest. Ebenso unbestritten dürfte es sein, daß der Sohn des Ermordeten das Recht und auch die Pflicht hat, jenen des Thronraubes halber zu belangen, und es nichts daran ändert, ob alle Welt von jenem weiß, oder ob die Kenntnis davon ganz allein im Besitze eines einzigen, nämlich des Nächstbeteiligten, ist. Freilich ist mit einem so gearteten Wissen, das man sich bekannt zu geben scheut, bei einem geheimen Unternehmen wenig genützt, wo es vor allem darauf ankommt, sich den Leuten, die dazu gewonnen werden sollen, erst verständlich zu machen. Der Prinz, welcher freiwillig auf alle anderen stark und unfehlbar wirkenden Mittel verzichtete, würde sich so genötigt sehen, auf die Intrigen des Königs vor der Wahl als auf den letzten Ausgangspunkt zurückzugreifen. Nicht um das Recht selbst, da dieses zweifellos ist, handelt es sich hier, sondern nur um den Schein der Berechtigung vor der Menge. Wenn dieser Königssohn von seinen Hoffnungen spricht, so waren dieselben nicht von der Art, wie sie etwa ein hungriger Hund haben mag, der auf gutes Glück hin die Tische der Schmauser umkreist und wedelnd auf den Knochen lauert, den ihm vielleicht die unberechenbare Laune eines Zweibeiners vor die Schnauze wirft — Hamlets Ansprüche ruhten auf etwas besserem Grunde; nicht der Zufall beherrschte sie, sondern die Sicherheit; sie waren Wunsch und Forderung zu gleicher Zeit.

Das Land der Dänen im Stücke ist ein Wahlreich. So mancher von den Hamleterläuterern freilich meint, daß die Königin Erbin der Krone war, daß sie auch unter diesem Titel eingeführt werde als

— die hohe Witwe
Und Erbin dieses kriegerischen Staats,

und daß im Text die ‚imperial jointress' noch staatsrechtlich genauer klinge. Aber im Text heißt es in Wirklichkeit:

— our some time sister, now our queen,
Th'imperial jointress of this warlike state —

zu deutſch: ehemals unſere Schweſter, jetzt unſere Königin, die mit uns zuſammen dieſen kriegeriſchen Staat beherrſcht. Wo verlautet da etwas von einer Erbin? Bei Schlegel, aber nicht bei Shakeſpeare kommt ſie vor. Daß Klaudius die Königin ſeine Mitherrſcherin nennt, iſt bedeutungsleere Phraſe der Höflichkeit, die aber verſtändlich wird, wenn man bedenkt, daß der König wahrſcheinlich nur durch den Einfluß ſeiner Gemahlin den Thron gewinnen konnte. In der Tat fühlen denn auch dieſe Staatsrechtslehrer, daß ihre Behauptungen auf ſchwachen Füßen ſtehen; ſie ſehen ſich nach Stützen um. ‚Dem engliſchen Publikum,‘ ſchreibt u. a. Herr Werder, ‚war dieſe weibliche Nachfolge ganz geläufig.‘ Der Witwe? ‚Gertrud iſt Königin aus eigenem Rechte und macht ihren Schwager dadurch, daß ſie ihn ehelicht, zum König.‘ Darnach wäre alſo die Königin der rechtmäßige Herrſcher des Landes geweſen und ihre beiden Männer nur eine Art Prinzgemahl? Im ganzen Stück ſieht und hört man das reine Gegenteil. ‚Man denke ſich, Königin Eliſabet hätte einen Sohn erſter Ehe gehabt, dann einen zweiten Gemahl genommen, weder ihr noch ihren Untertanen wäre in den Sinn gekommen, daß nun der Sohn König werden und ſie von ihrem Throne ſteigen müſſe.‘ Dieſes ſtimmt! Aber die Königin Eliſabet war nicht erſt durch eine Heirat zum Throne gekommen, ſondern ſie hatte dieſen ſtaatsrechtlich von ihrem Vater ererbt; hätte ſie geheiratet, ſo wäre damit ihr Gemahl noch lange nicht König von England geworden — weder Philipp II. noch Prinz Albert von Koburg-Gotha brachten es dahin; ſie blieben vielmehr nur die Männer engliſcher Königinnen ohne jegliches Anrecht auf den Thron; und wäre die Königin Viktoria vor ihrem Gemahl geſtorben, nicht dieſer, ſondern der Sohn wäre ihr gefolgt. War demnach Gertrud Königin aus eigenem Recht, wie Herr Werder es will, und ſollen die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe Englands unter Eliſabet für ſeine weiteren Ausführungen den Ausſchlag geben, ſo folgt daraus, daß Klaudius zwar zum Manne der Königin, aber niemals durch dieſe Heirat allein zum Könige des Landes werden konnte. Doch was kümmern uns Staatsrecht, was

Königinnen, wo das Stück selbst vernehmlich genug spricht. Hören wir dieses!

Kurz vor seinem Tode verweist Hamlet betreffs der Nachfolge auf Fortinbras: ‚Er hat mein sterbend Wort.‘ So kann doch nur jemand sprechen, der bis zu einer gewissen Grenze wenigstens auch ein Recht hat, über den Thron zu verfügen. Und Fortinbras selbst sagt:

Ich habe alte Recht' an dieses Reich.

Zieht man solche Verfügungen und Aussprüche näher in Betracht, so wird sich der eigentümliche Charakter dieses Wahlreiches am zuverlässigsten dahin bestimmen, daß rechtmäßige Ansprüche auf den dänischen Thron durchaus unabhängig von einer Wahl vorhanden waren, und daß es in der Gewohnheit und dem fürstlichen Rechte der sterbenden Könige lag, ihren Nachfolger zu bezeichnen, und so den Ständen unter gewöhnlichen Umständen nicht viel mehr als die Bestätigung einer bereits entschiedenen Sache übrig zu lassen. Der dänische Wahlkörper mochte darnach noch immer die Befugnis haben, seine Stimme zu geben oder zu versagen, aber das letztere wohl nur in dem einen Falle, wenn durchaus stichhaltige, das Staatswohl berührende Gründe gegen jene von dem verstorbenen Könige getroffene Bestimmung vorlagen. So würde auch, wie die Dinge einmal liegen, nach menschlichem Ermessen Prinz Hamlet zum Throne gelangt sein, denn die Annahme ist nicht erlaubt, daß der alte König an Stelle des geliebten Sohnes seinen unbeliebten Bruder zum Nachfolger auserkoren hätte. Machte nun Klaudius durch die Mordtat eine letzte Willensäußerung des Königs in dieser Beziehung und zwar absichtlich unmöglich, so folgt daraus der unabweisliche Schluß, daß der Oheim seinen Neffen hierbei um natürliche wie fürstliche Rechte heimtückisch betrog, und daß Hamlet zweifellos befugt war, jenen darob zur Rechenschaft zu ziehen. Wie der Prinz den geschilderten Verhältnissen gemäß genau in diesem Sinne denkt, offenbart sich dort am nachdrücklichsten, wo er leidenschaftslos, ruhig und kalt all' die Verbrechen des Oheims vor Horatio aneinanderreiht:

Was dünkt dich, liegt's mir jetzo nah genug?
Der meinen König totschlug, meine Mutter
Zur Hure machte; zwischen die Erwählung
Und meine Hoffnungen sich eingedrängt —

so spricht man nur, wenn man erste Forderungen und berechtigte Hoffnungen hat, die sich bei längerem Leben des ruhmvollen und allgemein verehrten Vaters und ohne die verbrecherischen Umtriebe des Oheims auch fraglos erfüllt hätten, da es ja Hamlet war, der die Liebe des Volkes besaß, und nicht der Oheim. Herr Werder meint freilich in Bezug auf jene Worte: ‚mit dieser Erwählung müßte etwa die Wahl eines Mitregenten aus dem königlichen Hause gemeint sein, die notwendig geworden, wenn die Mutter Witwe geblieben wäre.' Was muß nicht alles sein und werden, damit das Ding den Herren in ihren Kram paßt! Konnten sich etwa die jungfräuliche Elisabet und die verwitwete Königin Viktoria nicht ohne einen solchen Mitregenten behelfen? Ja, hätte die Hand der chönigin selbst nur in dieser Weise den Thron zu vergeben gehabt, so wäre wenigstens Klaudius' äußere Stellung in jeder Richtung vollkommen gesichert gewesen — aber von der Wahl ist nun einmal die Rede, und daß er sich dazu drängte, und wie auch immer Herr Werder sich drehen und wenden mag, diese Dinge sind nicht aus der Welt zu schaffen. Klaudius wurde nicht gewählt, sondern er ließ sich wählen; er hat sich dort eingedrängt, wo von Rechts und Natur wegen, es liegt ja schon im Wort, ursprünglich kein Platz für ihn war; er benutzte die Abwesenheit seines Neffen — dieselbe war beim Morde wie bei der Wahl nach seinem Plane; er setzte alle Hebel, gute und schlechte, in Bewegung; er wußte Mittel und Wege zu finden, den Wahlkörper zu beeinflussen, sei es durch Versprechung oder Drohung, sei es durch Überredung oder Verführung oder durch wer weiß was für andere Künste — es ist überflüssig davon zu reden, denn das versteht sich alles von selbst! Solche Wähler waren nicht mehr frei, sie waren bestochen. Wie hätten sie auch aus freien Stücken ihre Stimme einem Menschen geben können, dem sie soeben noch Gesichter schnitten! Alles dies erzählt uns das Wörtchen: ein-

gedrängt, wenn wir es nur zu lesen verstehen. Hören wir es doch noch einmal aus Hamlets Munde und dann in den kräftigsten Ausdrücken, wenn er den Oheim vor seiner Mutter einen: Beutelschneider von Gewalt und Reich — schilt, der die Krone stahl und in seine Tasche steckte! War der Mann durch seine Frau zum rechtmäßigen Besitze gelangt — wie hätte ihn Hamlet des Betruges und des Diebstahls zeihen können? Es ist doch unmöglich anzunehmen, daß solche Worte nichts anderes als eine bedeutungslose Schimpferei sein sollten! Waren sie dagegen mehr als dies, so hatten sie auch Sinn und Grund. Nur möchte ich raten, den letzteren nicht blos aus dem Morde abzuleiten, denn dieser war lediglich die Beseitigung eines Hindernisses; die Stufen zum Throne waren vielmehr die Königin und die Wähler: diese galt es zu gewinnen, und der Mörder gewann sie. So war Klaudius allerdings zum Könige der Dänen geworden: ob er es auch rechtmäßig sei, blieb so lange unerledigt, bis sich jemand fand, der seine Besitztitel auf ihre Rechtmäßigkeit hin prüfte. Wer sich dazu ver- und unterstand, der mußte es nicht blos als sein Recht empfinden, er mußte auch die Macht haben, die Wahl nötigenfalls zu kassieren. Nach Vorgängen und Verhältnissen jedoch, die zum teil freilich nur Einem, anderenteils aber auch der ganzen dänischen Welt bekannt sein konnten, sobald sich jemand der Sache annahm, war Klaudius zweifellos der Usurpator des Thrones. Gegen ihn lag, soweit es den Lebenden betraf, Rechtsbeeinträchtigung vor, und es ruhte bei Hamlet in seiner doppelten Eigenschaft als Fürst und als Sohn das unumstößliche Recht, den gekrönten Verbrecher darob verantwortlich zu machen. So hat sich endlich der Punkt gefunden, von dem aus Hamlet, ohne sein Gewissen zu beschweren und ohne die Rücksicht gegen die Mutter zu verletzen, handeln darf?

Von jeher hat sich das sittliche Bewußtsein der Menschen gesträubt, eine Wahl für gültig hinzunehmen, die sich unter einem Zwange vollzog, der die innerliche Stimmabgabe von Grund aus fälschte: man stieß sie noch immer um, wofern es eine Möglichkeit dazu gab. Und diese Wahl hier mit ihrer inneren Geschichte in

Betrieb und Verlauf — sie mußte dem Prinzen Stoff zur Tätigkeit, sie mußte ihm Anhaltspunkte genug bieten, auf die hin es ihm frei stand, von der Aufdeckung des Mordes abzusehen und dennoch von seinen bei der Thronfolge gekränkten Rechten selbst öffentlich zu sprechen und weite Kreise dafür zu interessieren. Aber auch hier versagt Hamlet. Warum?

Die Natur des Prinzen wußte wenig von sinnlicher Leidenschaft. Seine Liebe zu Ofelia war, wie Goethe sagt, nur ‚das Vorgefühl süßer Bedürfnisse', und Ehrgeiz und Herrschsucht waren seinem Wesen überhaupt ferngeblieben: ‚o Gott, ich könnte in einer Nußschale eingesperrt sein und mich für einen König von unermeßlichem Gebiete halten.' War bei einem solchen Charakter zu erwarten, daß der Besitz des Thrones auf denselben je verführerische Gewalt ausüben könnte? Und doch war dies letztere notwendig, sollte es hier zu einem rechtschaffenen Unternehmen kommen. Jene Leidenschaften, die, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, die sinnliche Stärke eines Kriegshelden ausmachen, hätten in Hamlet begehrlich wirken müssen, um ihn zu einer Tätigkeit in solchem Sinne zu veranlassen; aber kaum ihr Hauch hatte ihn berührt. Den Besitz der Krone hätte er wünschen müssen, um infolge dessen etwas zu unternehmen, was auch zugleich seiner Aufgabe zugute gekommen wäre, aber er hatte keinen derartigen Wunsch. Ehrgeiz und Herrschsucht — mit einem Wort! die Begier hätte ihm Mittel und Wege an die Hand gegeben, hätte ihn Bedenken übersehen lassen, und seine Klugheit hätte für einen glücklichen Ausgang gesorgt, dort, wo die selbstlose Überlegung nur ein entadeltes und gewissenloses Unternehmen entdeckt. Denn dieses letztere hätte schon der persönlichen Sicherheit und des Gelingens halber ein geheimes, hätte im Charakter der Verschwörung bleiben müssen; Genossen wären auf jede Weise zu gewinnen gewesen, immer im Dunkeln und oft auf dunkle Art, und Hamlet war für alles andere eher, nur nicht für Lüge, Ränke und Intrige gemacht: der erste Schritt auf diesem Pfade hätte ihn überzeugen müssen, daß er für ihn unwegsam sei. Ging die Verschwörung vornehmlich gegen seine Natur, so schwand andererseits

die Möglichkeit der offenen Empörung, die gleichfalls denkbar, vor dem Spruche seines Gewissens: denn offen oder geheim, gleichviel in welcher Weise der Kampf um einen Thron geführt wird, nie geht es ohne große Erschütterung ab, und den Kampfplatz pflegen die Streiter mit Leichen zu besäen. Welch einen Verlauf, mehr oder minder furchtbar, ein solches Unternehmen haben wird, kann niemand im voraus berechnen; ein kluger und gewissenhafter Mann aber, und Hamlet war beides, bedenkt immer das Ende, und dies um so eher, je größer die Sache ist, um die es geht. Ihm, der nichts für sich selbst begehrte, mußte es als ein Frevel erscheinen, um einen Besitz, der ihm nichts galt, und eines einzigen Menschen halber, der nicht einmal das Leben des Schlechtesten im Königreiche wert war, das Glück, die Zukunft, das Dasein vielleicht von vielen Tausenden aufs Spiel zu setzen, um eines Unrechts willen, unter dem doch nur eine, wenn auch seine Familie litt, gleich ein ganzes Land leiden zu lassen. Solche Gedanken und Bedenken mußten Hamlet kommen, und ebenso notwendig mußten zum Schluß die letzteren den Ausschlag geben. Ja, wäre der neue König durch Leidenschaften und Mißregierung zu einer Plage des Landes geworden, so würde Hamlet zum allgemeinen Frommen auch jene großen Opfer nicht gescheut und in diesem Sinne gehandelt haben: aber alles im weiten Reiche war in dieser Beziehung so unverändert geblieben, wie wenn kein Regierungswechsel stattgefunden hätte.

Rom, 25. September.

Wenn Sie noch einmal, lieber Freund, mit Ihren Gedanken zu jenem Hamlet zurückkehren, wie Goethe und ich ihn geschildert haben, wenn Sie den Adel seines Geistes, die Tiefe seines Gemüts, die Reinheit seines Herzens von neuem überdenken, so werden Sie gleich mir begreifen, daß nur ein so geartetes Wesen von jenen furchtbaren Ereignissen in dem Maße überwältigt werden konnte, wie wir es soeben wahrgenommen haben. Die Erschütterung mußte eine um so gewaltigere sein, je inniger die Natur, auf die jene Summe

schrecklicher Erlebnisse einstürmte, zu empfinden vermochte, und je weniger sie der unlauteren Begehrlichkeit der Selbsucht unterworfen war; und jene Vorgänge mußten hier um so ausschließlicher nur nach innen wirken, als die Lauterkeit dieses Wesens von ihnen kaum einen Anreiz empfing, sich über das Leid hinweg noch nach außen hin zu betätigen.

Nicht ein Hauch von Rachsucht beschattet den reinen Spiegel dieser Seele. Ganz in Eintracht mit der rührenden Bitte des Vaters: gedenke mein! gibt auch er seiner Losung den gleichen Namen. Was an Entrüstung in seinem Inneren emporwallt, ist durchaus sittlicher Art; keine Regung von selbsüchtiger Begehr gönnt sich die Brust, die nur von heißester Liebe zu den Seinen, von unbeschreiblichem Jammer um den Ermordeten, von Schauder und Staunen erfüllt ist. Der Geist hatte sein flehendes Anliegen gesprochen — die Laute schlugen wohl an des Sohnes Ohr, sie drangen ihm auch zum Herzen, aber den vollen Inhalt des Gebots, wie hätte er den in einem solchen Augenblick ganz ermessen können! Und dennoch fühlt er eines, fühlt dies mit einer Sicherheit, die keine spätere Überlegung mehr zu Schanden machen wird, fühlt, daß er an seiner Aufgabe zu Grunde gehen muß, wofern er sich selbst getreu bleibt:

The time is out of joint: o cursed spite,
That ever I was born to set it right.

Mit Bezug aber auf den Monolog und diesen Schlußseufzer hat Goethe die allbekannten Worte geschrieben: ‚Ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zu Grunde, die es weder tragen, noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist. Wie er sich windet, dreht und ängstigt, vor und zurück tritt, immer erinnert wird, sich immer erinnert und zuletzt seinen Zweck fast aus dem Sinne verliert, ohne jedoch jemals wieder froh zu werden.‘

Es ist nur natürlich, daß die meisten Hamletkritiker sich nicht früher mit der Arbeit anzufangen getrauten, bevor sie nicht vor

Goethe eine Verbeugung gemacht und ihm in ihrer Art eine Huldigung dargebracht hatten. Das Opfer, zu dem sie sich schlau genug verstanden, war gewöhnlich das freimütige Zugeständnis, daß ja Goethe im Grunde schon das große Rätsel gelöst habe und ihnen daher eigentlich nichts weiter übrig bliebe, als seine zu kurz geratene Lösung etwas ausführlicher noch zu erläutern. Nachdem sie sich so vor dem bekreuzt hatten, an den sie in Wahrheit nicht glaubten, fingen sie an, ohne Scham aufzutischen, was im eigenen Haushalte an Unrat vorhanden war — überzeugt, in dem Zeichen Goethes so arg sündigen zu können, wie es ihnen behagte, und doch noch immer gegründete Hoffnung auf Ablaß zu behalten.

In seinem dicken Buche über Shakespeare schreibt unter anderem Gervinus: ‚Seine Mutter schildert Hamlet seinem Äußerlichen nach fett und von knappem Atem; mit jener Andeutung seiner Mutter übereinstimmend sagt Hamlet selbst, sein Oheim sei seinem Vater nicht ähnlicher als er dem Herkules. Es mangelt ihm darnach, bemerkt Goethe, die sinnliche Stärke des Helden.‘

Goethe spricht von der sinnlichen Stärke, die den Helden macht, und meint damit die stark begehrlichen Naturtriebe des Ehrgeizes und der Herrschsucht, ohne die es, wie natürlich, gar keinen Kriegshelden geben kann, und Gervinus denkt dabei an die — Muskeln eines Herkules.

Ein Versehen völlig anderer Art findet sich in den Vorlesungen über Hamlet des Herrn Werder: ‚Die Kritik, mit Ausnahme zweier Stimmen,* die ganze Kritik, Goethe an der Spitze, geht davon aus, daß Hamlet als Person durch einen ihm innewohnenden Mangel, oder Fehler, oder Gebrechen von vornherein den Hergang im Stücke verschulde.‘

Ich gebe dem Herrn die gesammte Kritik unbesehen preis aber Goethe und diese sind auf jeden Fall zweierlei, und das, was Goethe sagt, und wozu sich die niedere Kritik bekennt, war noch stets grundverschieden: man wird daher kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß es auch hier damit dieselbe Bewandtnis hat.

* Werder und Klein.

Nach dem Goetheſchen Wort iſt Hamlet das ‚höchſt moraliſche Weſen, ohne die ſinnliche Stärke, die den Helden macht'. Ohne ſinnliche Stärke ſein, heißt aber noch nicht, ohne Sinnlichkeit überhaupt ſein, ſondern von der letzteren nur ſo viel haben, daß dieſe zumeiſt im Dienſte der hoch entwickelten Sittlichkeit erſcheint. Eine derartige Natur mangelhaft ausgeſtattet zu nennen, dürfte ein gefährliches Wagnis ſein, zu dem ſich Goethe jedenfalls nicht verſtand, wenn auch ſeine gedankenleeren Kritiker ſich derart vergehen mochten. Ein ſolches mehr ſittlich als ſinnliches Weſen wird natürlich ſeine Aufgabe innerhalb der Welt anders auf- und anfaſſen als jenes zweite, bei dem die innerlich treibenden Kräfte das umgekehrte Verhältnis aufzuweiſen haben, denn in dieſem Mehr oder Weniger von Gewiſſen und Begierde bringt ſich ein jedes menſchliche Daſein zur Erſcheinung, da das vollkommene Gleichmaß ſolcher Kräfte, wenn je, ſo doch äußerſt ſelten vorhanden ſein möchte. Je ausſchließlicher nun jenes erſtere Weſen rein ſittlichen Beweggründen zugänglich iſt, und je klarer und leidenſchaftsloſer zugleich der Geiſt ſein Verhältnis zu der ihn umgebenden Welt und dem Zwecke ſeines Daſeins in dieſer begreift, um ſo mehr wird auch der ganze Menſch nur von dem einen Verlangen beherrſcht werden, all' ſein Tun und Laſſen auf dieſe geläuterte Erkenntnis hin zu regeln: er wird dies wollen, denn er weiß, was er will, und auch nicht anders können, denn ſo und nicht anders zu wollen, iſt eben ſeine unabänderliche Natur — wie es auch die der anderen iſt, die ihr volles Trachten auf das minder Gute oder gar Schlechte werfen. In dem Drange, ſich mit der Welt ſeiner erhöhten Stellung und ſeinem Tiefblicke in das Weſen der Dinge gemäß auseinanderzuſetzen, werden einem ſolchen Menſchen Schwierigkeiten erſtehen, wie ſie die niedere Art nicht kennt, weil ſie dieſelben überſieht; was dieſer kinderleicht, weil ſie ſich auf nichts Beſſeres verſteht, wird jenem kaum zu bewältigen erſcheinen, da derſelbe das Vollkommene kennt und ſich auch erringen will. Ganz in Eintracht mit ſeinem geklärten Verſtändniſſe gedenkt dieſer letztere auch ſeine ſchwerſten Aufgaben zu löſen und wird nur zu oft mit Entſetzen wahrnehmen müſſen, daß er nur ſo lange gewiſſenhaft

bleibt, als er betrachtet, und daß er fehlt, sobald er den ersten Schritt zur Handlung tut. Er möchte dem höchsten Gebote durchaus gerecht werden: will er dies, und seiner Natur nach kann er gar nicht anders als so wollen, so wird er fürs erste fühlen und zuletzt bewußt erkennen, daß ihm dieses unmöglich ist: nicht einmal sich jenem zu nähern, ist er imstande, ohne dabei gewahr zu werden, daß er, will er noch weiter schreiten, vorerst sich und zwar sein besseres Selbst zu verleugnen genötigt wäre. Und wollte er auch das letztere, so würde er sich doch schnell überzeugen, daß er dies nicht kann, denn jedes künstliche Wollen überhaupt und noch mehr jenes, das einem getrübten Bewußtsein abgezwungen wurde, muß notwendig an dem Despotismus des natürlichen Willens zerschellen. Nach den schmerzlichsten Kämpfen sagt dieser sein Nein und der Mensch ist soweit und oftmals noch weiter von seinem Ziele entfernt als zuvor. Eine jede Aufgabe ist freilich nicht darnach angetan, sich zu einem unlösbaren Problem auszugestalten, und noch weniger ist jeder Mensch derartig beschaffen, das Problem selbst als solches gelten zu lassen: aber jenes Gebot, das an Hamlet erging, ist von der gekennzeichneten Art und muß sich zudem gerade ihm als ein solches erweisen, als Wille und Erkenntnis gleich lauter und erhaben bei seinem Tun auf die schlechthin reine Lösung bringen. Keine Aufgabe jedoch, deren Inhalt es wie hier verlangt: irdisches, um Recht und Unrecht im Streite befangenes Wesen zu schlichten — ist vollkommen rein zu lösen, sondern immer nur nach Maßstab des in jedem Einzelnen vorhandenen natürlichen, sowohl geistigen wie sittlichen Vermögens. Da nun Hamlets ganzes Wesen, sein Denken und Trachten der Aufgabe über die übliche Befangenheit hinaus gerecht zu werden strebt, muß sie sich ihm in solcher Gestalt als zu schwer erweisen: denn so, wie er sie sieht, und wozu er spricht, daß es auch sein soll, dorthin zu gelangen, reicht kein menschliches Können hin. Das ist der Sinn des Goetheschen Wortes: ‚Das Unmögliche wird von ihm verlangt, nicht das Unmögliche an sich, sondern was ihm unmöglich ist;‘ denn jede Aufgabe erscheint schwer oder leicht, je nach der Art, wie sie betrachtet wird. In einer solchen Betrachtung

gelangt aber das sittliche Verständnis eines jeden von seiner Sache zum maßgebenden Ausdrucke, da ein jeder nur soweit gehen kann, als es ihm die Natur und sein Erkenntnisvermögen gestatten. Wie die Menschen ihre Lebensaufgaben begreifen, so werden sie diesen auch immer nach Maßgabe ihres Wollens und Erkennens nachzukommen versuchen, alle in ihrer besonderen, d. h. in millionenfach verschiedener Weise, denn ein jeder begreift anders; sie werden sie lösen, so gut sie's verstehen, und werden sich bei ihrem Tun und Lassen um so weniger mit sittlicher Begründung plagen, je unlauterer ihr Wille und je trüber und knechtischer diesem gegenüber ihr Verstand erscheint. Diese letzteren werden das Schlechteste tun und doch glauben, daß sie im Rechte sind, denn sie können nichts anderes sein, als sie sind, und nichts anderes geben, als sie haben. So entbrennt von den Höhen menschlichen Seins bis zu dessen Abgründen der Streit um die sittliche Erfüllung eines schweren Gebots. Je tiefer dieser sinkt, um so leichter und schneller wird er beendigt sein; aber hoch und immer höher, wie er andererseits emporstrebt, wird auch sein Gang immer mühsamer, seine Bürde immer erdrückender werden, bis der Mensch zuletzt unter der Schwere zusammenbricht und in Seufzern spricht: es ist zu viel. Und sie alle taten Recht, jene, die frohlockten, daß es so leicht war, und dieser Einzige, der es sich gramvoll eingestand, daß es unmöglich sei, denn alle handelten innerhalb ihres Vermögens, und sie hatten alle bis auf diesen Einen Unrecht; denn während jene in Schlechtigkeit und Irrtum befangen blieben, strebte er allein vom reinsten Herzen getrieben aus der Nacht irdischen Treibens zu jenen Höhen empor, deren Gipfel bereits das Leuchten der Himmel umzittert.

Einem solchen Dasein gegenüber, wie es Goethe in Gedanken hatte, von einem Mangel zu reden, ist ein starkes Stück; nicht Mängel, sondern seine Vorzüge sind es, die Hamlet zu diesem Geschäfte im gewöhnlichen Sinne untauglich machen, denn er steht so hoch, daß er bei jedem Schritte, den er in der angepriesenen Richtung täte, nur sinken kann, während seine Tadler, bei denen die Ratschläge so wohlfeil wie Brombeeren sind, in solcher Tiefe stecken,

daß sie, brächten sie auch ihre übelsten Pläne zur Ausführung, kaum noch zu fallen vermöchten. Bei diesen ist es daher sehr begreiflich, daß sie jenem nicht blos Mängel, sondern sogar Gebrechen aufladen, denn sein unverzeihlichster Fehler ist ja eben der, besser zu sein und Höheres anzustreben, als sie sind und können. Es ist dies der Ausdruck des unversöhnlichen Hasses, mit dem die gemeinere Art das Vortrefflichste von jeher verfolgte, weil ihr der Besitz desselben versagt wurde. Ach, sie ist grausamer, als sie denkt! Bedächte sie nur, daß gerade die stolzesten Wipfel der Sturm am tiefsten beugt, würde sich ihr Groll nicht in Mitgefühl verwandeln? Bewahre! sie würde finden, daß dem hochmütigen Patron ganz recht geschieht: denn warum wollen Bäume in den Himmel wachsen? Aber so ist es! Das Leid ist des Besten Gefährte. Die Aufgabe, welche der lautere Mensch in selbstloser Betrachtung gewonnen hat, und deren Erfüllung all' sein Denken und Empfinden ihm zur heiligsten Pflicht macht, sie soll gelöst werden, jedoch nur seiner Natur und seiner Erkenntnis gemäß, d. h. innerhalb des irdischen Weltgetriebes, aber schon in überweltlicher Art — unmöglich! Und so wallt aus jenem leidenschaftlichen Anteil, die dieser Mensch an der Lösung nimmt, und die er doch nicht treffen kann, die Verzweiflung empor; es kommen jene düsterſten Augenblicke des Lebens, wo er an sich selbst irre wird, wo er inmitten seiner Welt Millionen und Millionen von Menschen bemerkt, die einen gleichen oder ähnlichen Zweck haben, ihn verfolgen und ihn auch in ihrer Weise erreichen: und diesen gegenüber mit seiner Aufgabe, in der er die ganze Lust seines Daseins begraben hat, sich selbst, weit ab vom Ziele. Es überkommt ihn die Qual des Zweifels, ob er auch auf dem rechten Wege sei, der entsetzliche Gedanke, daß es vielleicht nur an ihm liegt, wenn es nicht besser von statten geht, wie dies ja auch die Taten anderer zu beweisen scheinen — der Gedanke, daß es nur seine Schuld ist, die alles verschleppt, gewinnt mehr und mehr Macht über ihn. So sieht er endlich nur, daß es so ist, ohne noch zu überlegen, warum dem so ist. Denn in dem furchtbaren Leiden ob seiner heiligsten und doch unerfüllt gebliebenen Pflicht ist ihm die Ruhe der Be-

ſinnung und der Glaube an ſich verloren gegangen. Immer von neuem mahnt und erinnert den gemarterten Geiſt das Leben und die Welt. Er glaubt Mängel oder Fehler an der eigenen Natur zu entdecken, die beſeitigt oder erſetzt werden ſollten, damit ſie endlich ſo ſei wie die der anderen und wie es für ſeine Sache notwendig ſein ſoll: und in der Leidenſchaft ſeines zornigen Schmerzes überſieht er, daß er's weder kann noch darf. Denn einer andern Welt gehört er an als der gemeine Haufe; eine Ferne trennt beide von einander, über die kein Fuß und keine Sprache trägt; weder er kann ſich zu ihnen herablaſſen, noch ſie ſich zu ihm emporſchwingen; auf der Höhe des Berges ſteht er, ſchon vom Hauche der Ewigkeit umwittert, während tief unter ihm im dunſtigen Tale die anderen im wirren Durcheinander nichts in und neben ſich vernehmen als die hungrige Stimme irdiſcher Begier. Und jener auf der Höhe glaubt wohl ſchmerzzerriſſen, auch er vermöchte es dieſen gleich zu tun; gleich ihnen läßt auch er jeden Ruf ertönen, der ihn zu ähnlichen Taten anzuſpornen und zu verführen vermöchte, um ſchaudernd gewahr zu werden, daß er, ſo oft er noch jener Stimme folgte — irrte, ſtrauchelte und fiel. So läßt ihn ſein Leid ſinken, und geſunken — klimmt er höher und immer höher empor, bis er endlich hart an der Pforte der Ewigkeit, den letzten, verſchleierten Blick zur Erde gewandt, zweifelnd fragt: war das die Aufgabe meines Lebens, die Welt zu überwinden? Sei's, wie es ſei! auch ich nahm's, wie ich's verſtand.

Es iſt dieſe Eigenart Hamlets, mit ſeinem ganzen Wollen und Können nur der reinen Idee zu leben, die ihn von jeder Berührung mit der Menge fern hält, und ſo für dieſe zu ſeinem größten, unverzeihlichen Fehler wird: denn der Pöbel haßt jeden, der ſich von ihm zum Höheren und Beſſeren hin unterſcheidet. Aber nicht Goethe iſt es, der den Prinzen ob ſeiner beſonderen Art zu ſein tadelt; man kann im Gegenteil nicht wärmer, nicht teilnahmsvoller, nicht ſchöner darüber ſprechen, als der es tat, dem es allein darauf ankam, die hehre Eigentümlichkeit einer ſolchen Natur zu begreifen und feſtzuſtellen, es ſind vielmehr jene anderen, die ſchein-

bar von ihm ausgehen und so ihn oft genug das Albernste sagen lassen, damit sein Name zur Reklame ihres gräulichen Unverstandes werde.

Zu den schnödesten Entstellungen dieser Art, in denen die Goethesche Kritik auf das schmählichste mißhandelt wird, gehören unter anderem auch die Auslassungen eines Goetheforschers.

Herr Hermann Grimm schreibt: ‚Die drei ersten Akte stellen dar, was Goethe als das innerste Wesen Hamlets erkannte: einen schwachen Charakter, auf dessen Schultern die Durchführung einer Rache als eine Last gelegt worden ist, die zu tragen ihm die Kraft fehlt.‘ Goethe spricht nun freilich niemals von einem schwachen, vielmehr von einem schönen, edlen, reinen, höchst moralischen Charakter, und knüpft daran die Folgerung, daß ein so beschaffener die hier gestellte Aufgabe niemals lösen könne, während ein anderer, in dem die begehrlichen Triebe des Ehrgeizes und der Herrschsucht vorherrschten, solches wohl ermöglichen möchte. Aber wer sieht hier nicht sofort, daß der junge Held, der auf Antrieb der beiden genannten Leidenschaften handeln wollte, damit auch zugleich ein von Hamlet grundverschiedenes Wesen geworden wäre? Die Schönheit und Reinheit der hamletischen Natur würden ihm gänzlich abgehen, und auch der Adel des Gemütes und dessen hohe Sittlichkeit dürften in jedem Falle eine beträchtliche Minderung erfahren. Man erkennt daraus, wie töricht es ist, solche Erscheinungen, die zum Teil unvereinbare Gegensätze darstellen, mit schwach oder stark kennzeichnen zu wollen. Denn der sinnlichen Stärke steht die moralische gegenüber, und es hängt lediglich von der Weltbetrachtung ab, unter der man solche Gestalten zu begreifen versucht, sie nicht schwach oder stark, wohl aber hoch oder niedrig zu taxieren. Es ist sicherlich nicht unmöglich, daß der junge Fortinbras beispielsweise die Mutter geschont und dennoch seine Aufgabe gelöst hätte; aber diese Aufgabe wäre nicht mehr die Hamlets gewesen: denn der erstere hätte nicht bloß unabsichtlich und widerwillig Polonius und die beiden Jugendgefährten daran gegeben, sondern er hätte höchst wahrscheinlich, um zum Ziele zu gelangen, mit vollem Vorbedacht und unter Zuhilfe-

nahme von List und Tücke Hunderte, ja Tausende dem Moloch seines Ehrgeizes in den Rachen werfen müssen. Das ist heidnisches Heldentum, welches nicht der Größe zu ermangeln braucht: nur darf man nie dabei vergessen, daß der christliche Held, der seinem Glauben zu Liebe ein Martyrium ohne gleichen über sich ergehen läßt, damit im Leiden eine moralische Stärke bekundet, der gegenüber eine jede sinnliche Kraftäußerung, sie sei noch so gewaltiger Art, dürftig und von beschränktem Werte erscheint.

Rom, 2. Oktober.

Einem geistig und sittlich so reich bedachten und hochentwickelten Wesen wie dem Hamlets mußten sich begreiflicherweise alle nur möglichen Einfälle, Entwürfe, Pläne, Gedanken und Bedenken bezüglich der Lösung seiner Aufgabe in reichster Fülle darbieten. Wenn man gleichwohl von dieser inneren Arbeit im Stücke selbst so gut wie nichts vernimmt, so liegt es eben daran, daß vor jeder möglichen Handlung seinerseits Hamlet doch erst eine vollkommene Gewißheit über den Mörder seines Vaters erhalten mußte, denn auf eine bloß gespenstige Vermutung hin handelt in durchgreifender Art kein gewissenhafter und zurechnungsfähiger Mensch. Gewiß alle Umstände im Stücke deuten auf Klaudius als den einzig möglichen Mörder im ganzen Reich; es fehlt nur die eine, aber ausschlaggebende Deutung, die von dem Übeltäter selbst ausgehen muß; und als diese letztere endlich tatsächlich erfolgt, tritt unheilvoller Weise gleich darauf ein Ereignis ein, das Hamlets moralische Kraft lahmlegt und ihn zudem noch nahezu bedingungslos an seinen mörderischen Oheim ausliefert.

Auch Herr Werder erblickt „Hamlets erste, nächste, unübergehbare Pflicht darin, den König zum Geständnisse zu bringen, ihn zu entlarven und zu überführen. Wie die Dinge stehen, so kann nur aus einem Munde die Wahrheit und Gerechtigkeit an den Tag kommen: aus dem Munde des gekrönten Verbrechers; und wenn nicht aus diesem oder wenigstens von dieser Seite her, so bleibt sie

vergraben und begraben bis an den jüngsten Tag. Das ist der Punkt: das Geheimnis des unnachweisbaren Verbrechens. Denn von gestehen ist ja keine Rede bei diesem Klaudius. Der gesteht nie.' Das kann doch nur bedeuten: Hamlets Aufgabe besteht darin, den Nachweis eines unnachweisbaren Verbrechens zu führen. Und dieses anmutige, naiv widerspruchsvolle Geplauder hat es sogar dahin gebracht, in dem so klugen Deutschland eine Schule zu begründen.

‚Nicht der Tod des Königs', so geht es weiter in dieser oberflächlich phantastischen Manier, ‚muß ihm zunächst und vor allem am Herzen liegen, sondern im Gegenteil! das Leben des Königs so sehr wie sein eigenes. Es könnte ihm jetzt, wo er den Frevel kennt, wo er ihn strafen soll, nichts Ärgeres passieren, als wenn der König plötzlich stürbe, unentlarvt, und so dem Gerichte entschlüpfte.' Armer Hamlet! wie würdest du aufgeatmet haben, aus welch' erleichtertem Herzen hättest du dankerfüllte Gebete zu den Sternen emporgesandt, wenn sich der Ewige dir in solcher Gnade offenbart und den Schurken hinweg gerufen hätte, noch bevor du ihn wiedersahst! Die Schmach deiner Tage wäre dahingewesen; Haß, Wut, Rachedurst und deren unlauteres Gefolge wären deiner Seele fern und der Gram um das Vergangene ganz allein in dem Herzen zurückgeblieben; wie aus dem gräßlichsten Traume wärest du erwacht, um nur noch schaudernd seinen geschwundenen Qualen nachzufühlen, allmählich zu vergessen und in milder Trauer endlich zu gesunden, und der böse Kritiker meint: gerade dies wäre dir das Aergste gewesen. Wäre denn Klaudius dem Gerichte entschlüpft, wenn er plötzlich gestorben? wäre er nicht vielmehr damit unverzüglich vor einen Richterstuhl gefordert worden, an dessen Furchtbarkeit kein irdischer hinanreicht: vor den Richterstuhl des Ewigen? Ach! der kritische Herr ist so sehr befangenen Geistes und so ganz mit seinen Gedanken nur auf dieser Erde, daß er gar nicht wahrnimmt, wie für dich und in deinem Stücke das Überweltliche und das Irdische unausgesetzt ineinandergreifen. Wie froh wärest du, nähme dir der Himmel den Klaudius ab! An deinem Leben muß dir freilich so lange wenigstens etwas gelegen sein, als das Leben des anderen

reicht, und das Unrecht dadurch triumphiert. Den König zu töten, dahin geht deine Aufgabe weder sogleich noch später und ebenso wenig, weil es ja schließlich auf dasselbe hinauskommt: ‚den für das Urteil der Welt zunächst unangreifbaren Mörder, mit Überzeugung der Dänen von der Gerechtigkeit dieser Prozedur, strafend zu richten.‘ All' solchen Phantasien gegenüber hat Hamlet vielmehr nur eine überaus klar und fest umgrenzte, an der Wirklichkeit streng gemessene und in seinem sittlichen Bewußtsein unabänderlich festgelegte Aufgabe, und diese ist: dem Mörder die Früchte seines Verbrechens zu entziehen, dabei aber unter allen Umständen die Mutter zu schonen und sich selbst stets vollkommen rein zu erhalten; zuvor aber sich über die Person des Missetäters völlige Gewißheit zu verschaffen. Und diese Gewißheit erhält er und auch wir, ganz abgesehen von der Aussage des Geistes: aber 2 Monate vergehen, ehe die Versuche des Prinzen sich nach dieser Seite hin von einem Erfolge gekrönt sehen.

Rom, 6. Oktober.

Der erste Akt der Tragödie hat uns mit den Verhältnissen des Stückes soweit bekannt gemacht und den Charakter des Helden in dem Maße bloßgelegt, daß uns nichts mehr in der Folge überraschen wird, noch rätselhaft bleiben kann. Was fürderhin kommt, geschieht, weil es geschehen muß. Der Zufall erscheint ganz ausgeschlossen, und nur zu verwundern bliebe es, wenn es beim Zusammenspiel solcher Charaktere und Verhältnisse anders käme. Nur dem blöden Sinne, der in die dichterische Gedankenflut Shakespeares wie in den nächtigen Strom der Unterwelt starrt, kann es begegnen, von jenen ‚Irrgängen des Gedankens, in denen man weder Anfang noch Ende sieht‘ oder von den ‚Minengängen seiner grübelnden Gedanken‘ zu faseln, die ‚des Tiefsinnes skandinavischer Rätsel spotten‘. Denen, die so sprechen, sind seine Gestalten gleich jenen Schatten der Unterwelt, die gespenstisch und lautlos an ihnen vorüberhuschen und sich erst zu reden bequemen, wenn sie Blut

getrunken haben: man hat ihnen davon gegeben, aber es ist Schafsblut gewesen.

Zwei Monate sind seit der Erscheinung des Geistes verflossen.

‚Ich habe seit kurzem', sagt Hamlet, ‚alle meine Munterkeit eingebüßt, meine gewohnten Übungen aufgegeben; und es steht in der Tat so übel um meine Gemütslage, daß die Erde, dieser treffliche Bau, mir nur ein kahles Vorgebirge scheint. Seht Ihr, dieser herrliche Baldachin, die Luft, dies wackre, umwölbende Firmament, dies majestätische Dach mit goldnem Feuer ausgelegt: kommt es mir doch nicht anders vor als ein fauler, verpesteter Haufe von Dünsten. Welch' ein Meisterwerk ist der Mensch! wie edel durch Vernunft! wie unbegrenzt an Fähigkeiten! in Gestalt und Bewegung wie bedeutend und wunderwürdig! im Handeln wie ähnlich einem Engel! im Begreifen wie ähnlich einem Gott! die Zierde der Welt! das Vorbild des Lebendigen! Und doch, was ist mir diese Quintessenz von Staub? Ich habe keine Freude am Menschen* — nein, auch am Weibe nicht' — und weil alledem so ist, von dem nur er weiß, warum dem so ist, die anderen aber nicht, so halten ihn alle übrigen bis auf einen, den ein schlechtes Gewissen mißtrauisch und scharfblickend macht, für wunderlich verstimmt, wo nicht gar für verrückt. Jener eine aber, den eine große Schuld drückt, zeigt sich besorgter um den Zustand des Prinzen als all' die anderen. Schulfreunde des letzteren werden herbeibefohlen, um ihn zu erforschen. Sie kommen; und Hamlet empfängt sie so, daß diesen zum wenigsten auf der Stelle klar sein sollte, daß sie es mit einem durchaus Gesunden, der aber vielleicht ein Geheimnis zu verbergen hat, zu tun haben.

Zugleich mit ihnen sind auch Schauspieler aus der Stadt angelangt, die in Hamlet ihren Gönner aufsuchen. Sie werden ein-

---

* Herr Elze schreibt hier in rührender Abhängigkeit gleich Schlegel: ich habe keine Freude am Manne — was einfach unsinnig ist. Der Nachsatz: nein, auch am Weibe keine, wenngleich ihr es durch euer Lächeln anzudeuten scheint — setzt dies außer allen Zweifel. Der Revisor hat augenscheinlich nicht gewußt, daß man zuallererst: Mensch — und dann erst: Mann — bedeutet.

geführt, und auf Verlangen des Prinzen sagt der Heldenspieler den: Tod des Priamos — her. Der Vortrag des grausigen Ereignisses, die Ergriffenheit des Schauspielers, der darüber erblaßt und Tränen vergießt, dieses große, eingebildete Leid um Hekuba, um eines Dichters Leid, es wirft sich wie eine unerträgliche Anklage auf das qualzerrissene Herz des fürstlichen Zuhörers. Monate sind vergangen seit und mit seinem wahren Leid, und nichts ist geschehen. Der Tag, die Nacht, eine jede Stunde hat ihm unablässig gesungen: es darf nicht sein! und es ist, und bleibt doch, wie es ist. Warum es so geblieben, sein Verstand hat es ihm wohl mehr als ein Mal vorgerechnet, ohne daß sein gerechter Schmerz jenem jemals ganz recht gegeben hätte. Er kann nichts tun, nein! nichts. Und doch soll etwas geschehen, die Sache verlangt es, Herz und Verstand, sie sagen ja und nein zu gleicher Zeit. In dem Zwielichte des Verständnisses, das die Leidenschaft erzeugt und fördert, verliert sich ihm die eigenste Natur zum rätselhaften Schatten. Er leidet nur noch und urteilt nicht mehr; er wird ungerecht gegen sich selbst. Eine Anklage folgt der andern, mit der er sich grundlos beschimpft: ‚Bin ich 'ne Memme?' Nein! ‚Wer nennt mich Schelm?' wer dürfte mich so nennen? Niemand! und doch ruft er hinterher:

Ha, nähm' ich's eben doch!* es ist nicht anders:
Ich hege Taubenmut, mir fehlt's an Galle,

---

* 'Swounds, I should take it. Herr Elze verbessert: Bei Gott! ich nähm' es hin. Wer nur ein wenig Verständnis für Ort und Stimmung hat, müßte bei aller sonstigen, sprachlichen Unwissenheit doch auf der Stelle wissen, daß: bei Gott! hier ganz ungehörig ist. 'Swounds! alles übrige, ja Hölle und Teufel stehen diesem Ausrufe näher als Gott. 'Swounds ist ein Fluch. Hamlet ist wütend:

Wer nennt mich Schelm? bricht mir den Kopf entzwei?
Rauft mir den Bart und bläst ihn mir ins Antlitz?
Zwickt an der Nase mich? und straft mich Lügen
Tief in den Hals hinein? Wer tut mir dies?

Und zu dieser scheußlichen Behandlung läßt Herr Elze Hamlet im weinerlichen Tone Ja und Amen sagen: bei Gott! ich würde es ruhig hin-

Die bitter macht den Druck, ſonſt hätt' ich längſt
Mit dieſes Sklaven Aas des Himmels Geier
Gemäſtet.

Gewiß! er iſt ohne Arg und Falſch und ohne Regungen zur Bosheit. Was ſonſt eine Auszeichnung iſt, dünkt ihn jetzt, da der wildeſte Aufruhr ſein Inneres durchtobt, eine Schmach zu ſein.

Blut'ger, kuppleriſcher Bube!
Fühlloſer, falſcher, geiler, ſchnöder Bube!

Daß die unbeſtechliche Lauterkeit ſeines Weſens ihn bisher noch vor jeder ſchuldvollen Tat bewahrte, und daß er gerade deshalb im neuerdings entflammten Gedanken an das abſcheuliche Verbrechen ſein übervolles Herz zum mindeſten in Worten ‚wie eine Hure' entladen muß — inmitten ſeiner Qual empfindet er dies wie einen tödlichen Schimpf, mit dem er ſich ſelbſt entehrte. An der umbrandeten Klippe dieſer Leidenſchaft und dieſes Leids wird ſein Daſein unfehlbar zerſchellen, oder er handle — ſei's, wie es ſei — er handle um jeden Preis. Er lebt nicht länger ohne eine Tat; ſo muß ſie herbei, müßte ſie auch erfunden werden; nicht umſonſt ſollen die Schauſpieler gekommen ſein:

Ich hab' gehört, daß ſchuldige Geſchöpfe
Bei einem Schauſpiel ſitzend, durch die Kunſt
Der Bühne ſo getroffen worden ſind
Im innerſten Gemüt, daß ſie ſogleich
Zu ihren Miſſetaten ſich bekannt:
Sie ſollen was
Wie die Ermordung meines Vaters ſpielen
Vor meinem Oheim: ich will ſeine Blicke
Beachten, will ihn bis ins Leben prüfen;
Stutzt er, ſo weiß ich meinen Weg.

Welch' ein verhängnisvoller Irrtum! Es iſt gewiß, die ganze Tat wird eine Komödie ſein. Die Tröpfe werden lachen, auch das iſt ſicher. Daß ihrem billigen Spaße ſelbſt der ‚Menſchheit ganzer

nehmen: während bei Shakeſpeare der Prinz in voller Wut über dieſe ſo zweideutige und empörende Lage mit einem: heiliges Sakrament! ich müßte es mir gefallen laſſen — dazwiſchen fährt.

Jammer' verfällt: daran hat sich die verständnisreichere Welt schon längst gewöhnt. Aber abgesehen von jenen Hohlköpfen, die stolz wie Könige in dem Plunder ihrer Bedürftigkeit einhermarschieren, wird der kluge und rechtschaffene Mensch sein zärtlichstes Mitgefühl jenem armen Prinzen zuwenden, auf den ein erbarmungsloses Schicksal nur darum die schwersten Prüfungen häuft, weil er rein und gut und dieses auch zu bleiben gewillt ist, und der in der Sturmflut unerträglicher Leiden nach der Selbsttäuschung als dem letzten, dem einzigen Rettungsmittel greift.

Stutzt er, so weiß ich meinen Weg!

Er wird diesen Weg nachher ebenso wenig wissen als zur Stunde, da er die Worte spricht: denn nichts wird dadurch an der Sachlage selbst geändert sein, und nur die Täuschung wird ihr Ende erreicht haben. Wohl ihm, wenn er dann noch imstande sein würde, dies zu erkennen und sich demgemäß zu bescheiden. Wie aber, wenn die wilde Leidenschaft, die jetzt schon gegen Zaum und Zügel wütet, sich infolge späterer Ereignisse ganz entfesselt? wenn sie aller Besonnenheit ledig sich auf einen Abweg verliert, wo kein Halten mehr ist, es sei denn, sie stürzt? Doch wie dem auch immer sein und noch werden mag, zum ersten Male während dieser langen, qualvollen Zeit hat sich ihm endlich die Gelegenheit zu einer Handlung geboten. Das Schauspiel ist diese Handlung, die ihm Gewißheit bringen muß, und er wird handeln, es geschehe darauf, was da wolle.

Die hochgehenden Wogen haben sich vor der Hand geglättet. Die Hoffnung und der Glaube, daß die nächste Stunde schon die endliche Lösung einer schweren Frage bringen wird, sie haben das leidenschaftlich bewegte Herz zu schwermutsvoller Ruhe eingewiegt.

Rom, 10. Oktober.

Sein oder Nichtsein, das ist hier* die Frage!

Nicht doch! das ist hier keineswegs die Frage, denn Hamlet selbst hat mit ihr an dieser Stelle nichts mehr zu schaffen; er hat sich

---

* Schlegel hat den Hamlet im einzelnen wie im ganzen gründlich mißverstanden, und diesen Mißverständnissen zulieb schob er an einer

bereits entſchloſſen, den Kampf mit dem wütenden Geſchick aufzunehmen, gleichviel, ob er dabei umkomme oder nicht — er iſt fertig damit. Die Frage, ob es wohl nach dieſem Leben noch ein anderes gibt — denn das hat doch: ſein oder nicht ſein — zu bedeuten, kommt für ihn ſelbſt in dieſem Augenblicke gar nicht mehr in Betracht. Sie hat ihn beeinflußt — vordem, das iſt zweifellos; ſie hat ihn zum Nachdenken genötigt; ſie hat ihn vielleicht häufig genug gezwungen, ſtill zu ſtehen, wenn der Sturm der Leidenſchaft ihn ſich ſelbſt zu entführen drohte; aber alles das iſt geweſen. Seitdem in ihm der Entſchluß feſt geworden iſt, ſich zu wappnen gegen eine See von Plagen, ſeitdem er nicht länger

— die Pfeil' und Schleudern
Des wütenden Geſchicks —

ruhig hinzunehmen geſonnen, vielmehr aller Unbill in Kampf und Widerſtand auf jede Gefahr hin zu begegnen entſchloſſen iſt, ſeitdem geht die Betrachtung nicht mehr um ſeine Perſon, ſondern auf ein allen Menſchen gemeinſames Los. Das Schauſpiel wird ſeine erſte Handlung ſein und iſt zugleich ſeine heiligſte Pflicht, die zu erfüllen ihn nichts hindern ſoll, obſchon er weiß, daß dieſe ihn ſelbſt verraten

---

Stelle, die es in keinem Falle duldet, das Wörtchen: hier — ein, das der Text, wie es ſich von ſelbſt verſteht, nicht hat. Herr Elze, der den Hamlet der Schlegelſchen Überſetzung im Auftrage der deutſchen Shakeſpearegeſellſchaft ‚ſorgfältig' revidierte, beließ begreiflicherweiſe gerade die liebgewordenen Fehler auf ihrem alten Platze und ſorgte, damit ſich die alten nicht gar zu vereinſamt fühlen möchten, noch dazu für eine zahlreiche, jüngere Nachkommenſchaft. So blieb ‚hier', und die junge Brut nimmt ſich auch nicht übel aus: z. B. with a bare bodkin — mit einer bloßen Nadel, wie Schlegel überſetzt. Ganz getreu und ſinngemäß müßte es eigentlich heißen: ſchon mit einer Nadel, d. h. mit einem armſeligen, ſpitzen Werkzeug. Der Größe des Elends ſollte die Winzigkeit des Mittels, welches genügt, um ſich von jenem zu befreien, gegenüber geſtellt werden; Herr Elze aber fällt plump und zum Teil ſchon ſinnlos: mit einem bloßen Dolch — darauf. Mit einem bloßen Dolch! als ob man ſich, um nur eines zu ſagen, auch mit einem Dolche in der Scheide durchbohren könnte ꝛc.

und ihn nahezu schutzlos dem gewissenlosesten Menschen des Königreichs ausliefern muß, es sei denn, er komme der äußersten Gefahr diesmal in der Tat mit einem raschen Dolchstoße zuvor. Alles das weiß Hamlet, aber das Bewußtsein, endlich einer Pflicht genügen zu können, hat ihn völlig ruhig gemacht.

Der Monolog, welcher im Stücke mit den Worten: sein oder nicht sein — anhebt, ist nur der Schluß einer Betrachtung, zu der, wie natürlich, eigene Erlebnisse die Anregung gaben. Daß sich sodann der besondere Fall zu einem allen Menschen gemeinsamen erweitert und so zuletzt zu einer allgemein gültigen Erkenntnis führt, mag vielleicht manchen Leuten wunderlich erscheinen, ist aber trotzdem der allen weltbeschaulichen Geistern eigentümliche und durchaus notwendige Gedankenverlauf. Aus seinen Erinnerungen und aus seiner Erfahrung heraus überträgt Hamlet den Blick auf die übrige Menschheit, die gleich ihm duldet, und fragt sich zuletzt: was ist es doch, das so viele nötigt, die Pfeile und Schleudern des wütenden Geschickes zu ertragen, anstatt mit allen Mitteln dagegen anzukämpfen, wäre es auch auf die Gefahr hin, damit einem elenden Dasein ein sicheres Ende zu bereiten? Seine Antwort ist: die Betrachtung, daß auf dieses Leben noch ein anderes folgt.

Sein oder Nichtsein! sollte eigentlich zu Ende des Monologs stehen, aber die Phrase findet sich zu Anfang desselben: darüber haben die Hamletkritiker, wie begreiflich, den Verstand verloren. Der Gedankengang ist einfach folgender: gleich mir führen Tausende und Abertausende ein nahezu unerträgliches Leben; dem natürlichen Menschen erscheint in einem solchen Zustande oft das rücksichtsloseste Mittel, und müßte dieses sogar der Selbstmord sein, gerade als das beste, um schnell über diesen Jammer hinwegzukommen — was hält die Unglücklichen gleichwohl von dem äußersten Schritte oftmals zurück? Das Gewissen: der Gedanke an ein zukünftiges Leben und das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für das zurückgelegte. Je nachdem sich der Mensch vor schwerwiegenden Entschlüssen für Sein oder Nichtsein entscheidet, wird er auch handeln, und zwar der Gewissenhafte so, daß seine Unternehmungen häufig der Handlung

Namen verlieren. In diesem Schlusse vornehmlich ist für das Nachdenken der sicherste, ja ein ganz unumstößlicher Beweis geliefert, daß Hamlet in diesem Monologe nicht sich, nicht seine Lage zum Gegenstande der Untersuchung macht, nicht mehr für seinen Fall betrachtet, prüft, wägt und entscheidet, daß es nicht Augenblickswirklichkeit, sondern nur der Schimmer vorübergegangener Erlebnisse, das Nachzittern einer innersten, aber bereits durchlebten Empfindung ist, die von allem Persönlichen gelöst und doch noch von ihm bestrahlt, sich vom Einzelnen hinweg schon in das All verliert: denn das Verhältnis Hamlets zu seiner besonderen Sache war vorher bereits und zwar im entschiedenen Gegensatze zu der in diesem Selbstgespräche vorwaltenden, entsagenden Stimmung endgültig von ihm bestimmt. Dem Tone gemäß erwartet man noch zu hören: so will auch ich weiter dulden; während das Schauspiel und die Folgen, welche der Prinz in Gedanken mit jenem verbindet, das reine Gegenteil davon sind. So beleuchtet mag man endlich jene Worte lesen, die so vielfachen Anlaß zu dem abgeschmacktesten Gefasel gegeben haben, und sie verstehen — jene Worte:

So macht Gewissen Feige aus uns allen,

und ihre Wahrheit für alle, die Gewissen haben, auch für den Helden des Stückes, und doch ohne Wahrheit in diesem besonderen Falle, denn gerade das Gewissen ist es, das ihn selbst dicht vor einer furchtbaren Entscheidung nicht feig, vielmehr stark, entschlossen und ruhig gemacht hat.

Zu den merkwürdigsten Deutungen, die dieser Monolog erfahren, gehört auch der Unverstand: Hamlet brüte hier über Selbstmord. Die allgemeinere Natur dieses Selbstgespräches macht dies nun von vornherein unmöglich. Außerdem aber: weder hier, noch irgendwo im ganzen Stücke ist die Lage Hamlets im entferntesten derartig, daß sich ein Mensch, der nur einigermaßen bei Sinnen ist das Leben nehmen würde. Andere umzubringen, das wäre verständlich — sich selbst, völlig unbegreiflich, da einem gesunden Menschen zum letzteren alle Beweggründe fehlen. Wenn es trotzdem Leute gibt, die behaupten: Hamlet trüge sich mit Selbstmord-

gedanken, so könnte dies nur beweisen, daß jene selbst krank, geistig natürlich sehr krank sein müssen.

Einer der Herren, dem dieser Monolog mit seinem Inhalt wie ein unlösbares Problem auf den Kopf gefallen, ist Herr Rümelin. ‚In diesem Monologe herrscht,' so schreibt der letztere, ‚ein ganz anderer religiöser Standpunkt als im übrigen Stücke. Das letztere steht auf dem Boden eines sehr massiven Volksglaubens. Der alte Hamlet muß nach dem Tode bei Nacht auf der Erde wandeln, bis der Hahn kräht, und bei Tage im Fegfeuer fasten. Hamlet will den König nicht im Gebete töten, weil seine Seele sonst in den Himmel flöge, sondern im Rausch, im Zorn, im Taumel der Sinne, daß er die Ferse gegen den Himmel bäume, und seine Seele so schwarz und so verdammt sei wie die Hölle, wohin er fährt. Wie reimt es sich nun, daß derjenige, der sich so solider und handgreiflicher Ansichten über die letzten Dinge erfreut und ihre Beglaubigung selber durch die sichtbare Erscheinung eines abgeschiedenen Geistes erhalten hat, zugleich als noch ungelöstes Problem die Frage stellt: ob Sein oder Nichtsein?' Herr Rümelin irrt sich in — durchaus verständlicher Weise, denn als er dieses schrieb, hatte er weder den Text vor Augen, noch den Verstand bei der Sache; er hatte Schlegel gelesen:

Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage —

was freilich soviel bedeuten würde wie: für Hamlet und für diesen besonderen Fall; aber im echten Shakespeare lautet es:

To be, or not to be, that is the question:

ein Kolon! Herr Rümelin, welches besagen will, daß die Betrachtung: ob Sein, ob Nichtsein — die Menschen im allgemeinen zu beeinflussen pflegt, wenn sie vor der Frage stehen:

Ob's edler im Gemüt, die Pfeil' und Schleudern
Des wütenden Geschicks erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen
Durch Widerstand sie enden.

Das ist es.

Und Herr Rümelin irrt sich zum zweiten Male, wenn er meint, daß Hamlet als ungelöstes Problem die Frage stellt: ob im Schlafe wohl auch Träume vorkommen mögen? Hamlet ist viel weniger naiv, als Herr Rümelin sich ihn denkt. Daß im Schlafe auch Träume kommen, dies weiß der Prinz ebenso genau wie die ganze übrige Welt, die schon einmal geschlafen und auch geträumt hat. Sollte Herr Rümelin eine wunderliche Ausnahme von der Regel sein? und ließe sich so und für ihn das ungelöste Problem erklären? Aber was in der Tat Hamlet nicht weiß, das ist:

Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen —

welcher Art diese Träume sein werden, Herr Rümelin! Oder weiß etwa der Herr Kritiker schon immer im voraus, was er träumen wird? Minder bevorzugt wird vielleicht jeder andere hier eingestehen, daß er erst dann dahinter kommt, wenn sie ihn quälen oder entzücken, ob es böse, ob es gute Träume sind. Je nachdem man am Tage gelebt hat, werden auch vielleicht die Träume in der Nacht sein — wer könnte sich dafür verbürgen? Aber es ist sehr glaublich, daß dem so sein wird, und das zwingt uns, still zu stehen. Daß es Träume gibt, darüber ist sich Hamlet augenscheinlich klarer als Herr Rümelin; aber welcher Art diese sein dürften —

Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,

darüber kann man sehr verschiedener und immer unzulänglicher Ansicht sein. Und weil das letztere unwiderleglich ist, so geziemt es sich für den ernsthaften Menschen, doch auch dieses gewissenhaft zu bedenken, bevor er absichtlich den ewigen Schlaf aufsucht, aus dem es kein Erwachen im irdischen Sinne mehr gibt.

Und Herr Rümelin irrt sich zum dritten Male, wenn er schreibt: ‚Wie kann gerade derjenige von dem unentdeckten Lande, aus dessen Bereich kein Wanderer wiederkehrt, reden, der in der Nacht zuvor selber einen solchen Wanderer gesehen und gesprochen und von ihm die wichtigsten Aufschlüsse über irdische und jenseitige Dinge erhalten hat?' Würde Herr Rümelin, erschiene ihm — nicht der Geist, darauf ist für ihn wohl nicht zu hoffen, sondern nur ein

Geiſt, damit auch ſchon das Geiſterreich entdeckt haben? Und kehrte der Geiſt, der ſo erſchiene, damit auch ſchon in das alte Leben zurück? d. h. hatte er jenes unentdeckte Land verlaſſen, um von neuem wieder der irdiſchen Welt anzugehören? und war er ſomit nur ein Wanderer, der von der einen Welt zur andern hin und her geht und kommt und bleibt, wie es ihm gerade beliebt? Nicht doch! Man ſieht zwar den Geiſt, aber derſelbe bleibt, wo er iſt. Wie und wo überhaupt denkt ſich Herr Rümelin das Land der Geiſter? Nach der allgemeineren Vorſtellung der Menſchen iſt es überall, über uns, unter uns, neben uns, jedoch immer unſichtbar. Um neben dem Sohne zu ſein, dazu braucht der Geiſt nicht erſt eine große Reiſe zu machen; er hat nur nötig, ſichtbar zu werden. Weiß Herr Rümelin, wie ein Geiſt ſichtbar wird? Nach den Ereigniſſen, wie ſie ſich im Stücke finden, verleiht eine übernatürliche Macht dem Menſchen die Gabe, den Geiſt zu ſehen und zu vernehmen. Hamlet ſieht und hört ihn, die Königin nicht, trotzdem ſie bei der einen Erſcheinung zugegen iſt. Hamlet hat einen Geiſt geſehen, aber er hat damit noch keineswegs das Geiſterreich entdeckt; der Geiſt hat deswegen noch lange nicht ſeinen Bezirk verlaſſen, am allerwenigſten iſt er deswegen in das irdiſche Leben zurückgekehrt — zwiſchen Erſcheinen und Zurückkehren, Herr Rümelin, welch ein unbegreiflicher Unterſchied! nicht wahr? Der Geiſt hat ſeinem Sohne damit noch keineswegs die wichtigſten Aufſchlüſſe über irdiſche und jenſeitige Dinge gegeben, denn ſoweit es das Jenſeits betrifft, ſo hat er ſie geradezu verweigert:

— Dieſe ewige Offenbarung faßt
Kein Ohr von Fleiſch und Blut —

und was das Irdiſche anbelangt, iſt Herr Rümelin vielleicht der Meinung, daß Hamlet dem Geiſte erſt eine genauere, moraliſche Vorſtellung von Brudermord und Ehebruch als wichtigen Aufſchluß über alltägliche Vorkommniſſe verdankt? ‚Da ſollen uns die Erklärer mit ihren künſtlichen Auskunftsmitteln vom Halſe bleiben,‘ ruft der empörte Kritiker, der mit ſeinen Maulwurfsaugen die Flecken in der Sonne entdecken will. Über eines hat der Sohn

vom Vater allerdings deutliche Auskunft erhalten: daß es nämlich im Todesſchlafe ſehr böſe Träume geben kann:

— Schon naht ſich meine Stunde,
Wenn ich den ſchwefelichten, qualvollen Flammen
Mich übergeben muß.

Und Herr Rümelin irrt ſich zum vierten Male — lieber Himmel! er irrt ſich des weiteren noch unzählige Male, aber es wird nachgerade zu viel, dem unterirdiſchen Minierer ein jedes Blinzeln gegen die Sonne vorzurechnen, darum ſoll dies hier als ſein letzter Frevel vermerkt werden. Er blinzelt: ‚der Gedankengang des Monologs hat übrigens etwas ganz Eigentümliches. Aus den beiden Prämiſſen: die Übel des gegenwärtigen Lebens ſind groß und gewiß, was nach dem Tode ſein wird, iſt ungewiß, ſollte man den Schluß erwarten: alſo wäre der Tauſch wohl zu wagen.‘ Sehr ſchön! nur daß die Prämiſſen des Herrn Rümelin nicht diejenigen Hamlets ſind; der letztere ſagt oder denkt vielmehr: die Übel des gegenwärtigen Lebens ſind groß, aber ſie ſind vergänglich; die möglichen Übel nach dem Tode können jedoch noch größer ſein und ſind in jedem Falle ewig: folglich tue ich nichts, was dieſelben noch zu erhöhen geeignet ſein möchte. Wagt Herr Rümelin noch immer den Sprung, der ihn zugleich verſchuldet?

Rom, 17. Oktober.

Die Stunde des Schauſpiels naht; der Hof verſammelt ſich:

Hamlet.
Fräulein, ſoll ich in eurem Schoße liegen?

Ofelia.
Nein, mein Prinz.

Hamlet.
Ich meine, den Kopf auf euren Schoß gelegt.

Ofelia.
Ja, mein Prinz.

Hamlet.
Denkt ihr, ich hätte erbauliche Dinge im Sinn?

Ofelia.

Ich denke nichts.

Hamlet.

Ein schöner Gedanke, zwischen den Beinen eines Mädchens Zu liegen.

Dieses Gespräch hat so manchem, wohlgesinnten Manne eine schwere Stunde bereitet. Um Shakespeare zu entschuldigen, hat ein solcher alsdann herausgefunden, daß zu seinen Zeiten das Publikum daran gewöhnt war, an jedem Bühnenabende, es mochte Trauerspiel oder Posse sein, wenigstens eine Sauerei zu hören: und nur diesem gesitteten Publikum zu Gefallen hätte er bald hier, bald dort eine Zote anbringen müssen. Vielleicht liegen die Dinge denn doch anders.

Nie hat es für diesen Prinzen, soweit er sich dessen selbst bewußt ist, einen bedeutungsvolleren Augenblick gegeben, als der es ist, innerhalb desselben er bereits steht. Die große, ja furchtbare Entscheidung über sein irdisches wie ewiges Leben naht — nein, sie ist schon da: er hat sie herausgefordert, er hat sie herbeigezwungen, er ist ihr unentrinnbar, wenn auch in einem anderen Sinne, als er denkt, verfallen. Er lebt nur noch, insofern er harrt; all' sein Denken und Fühlen ist in diese einzige Erwartung gebannt. Und doch muß es scheinen, als ginge ihn die Sache nichts an, denn der König soll sich verraten: und so folgen jene Gespräche, in denen von ihm kaum mehr noch als seine Lippen tätig sind, seine geistige Mitarbeit jedoch bis auf einen armseligen Rest gänzlich geschwunden ist — Gespräche, über die allein der Instinkt noch regiert, und in deren seelische Leere eine fieberhafte, aber noch gewaltsam niedergehaltene Aufregung von Zeit zu Zeit ihre fahle, jäh aufflackernde Flamme wirft. Ein Königreich für ein Gespräch! das den Dingen und den Umständen gemäß charakteristischer und natürlicher wäre. Besser machen, nur immer besser machen!

Die Vorstellung beginnt. Den bekannten verbrecherischen Vorgängen ähnlich wird im Schauspiel der König von seinem Bruder ermordet, worauf die Witwe sich mit dem Mörder vermählt. Klau-

bius sieht sein Geheimnis entdeckt, und in der Bestürzung darüber läuft er davon.

Stutzt er, so weiß ich meinen Weg —

hatte Hamlet vor wenigen Stunden erst gesprochen, und nun? Warum hat ihm aber auch Herr Hebler fehlen müssen? Wäre ihm dieser nur zur Seite gewesen, er hätte sich unfehlbar über den König hergemacht, ‚denn auf einen günstigeren Augenblick als den unmittelbar nach dem Schauspiel war nicht zu hoffen: der König, durch sein improvisiertes, unwillkürliches Mitspiel seines Verbrechens so gut wie geständig, die nötigen Zeugen dieses Geständnisses und der zu vollbringenden Tat anwesend. Der letzteren mochte immerhin noch ein kurzes Zuredestellen vorangehen. Warum denn nun stellt er sich dem Davonlaufenden nicht in den Weg? Warum nötigt er denselben nicht, das soeben in Geberden abgelegte Geständnis gefälligst in Worten zu wiederholen? Warum übernimmt, als derselbe nach Lichtern ruft, nicht er es, ihm heimzuleuchten?‘ Das Zuredestellen hätte in diesem besonderen Falle freilich wenig gefruchtet — aber in der Tat! Herr Hebler hat nicht so ganz unrecht: warum sticht Hamlet hier nicht wirklich zu, da für die Sachlage dieser Augenblick tatsächlich der allergünstigste im ganzen Stücke ist? Darauf wäre zu erwidern: Hamlet zieht darum nicht den Dolch, weil der Gedanke, den König zu töten, in ihm nie wirkliches Leben gewonnen hat, der Entschluß dazu ihm nie gekommen war und auch bei reiflicher Überlegung nie kommen wird. Was er ahnte, war ihm, wie er verlangte, jetzt bestätigt worden. Die Verzweiflung aber, mit der er sich an diese Bestätigung wie an eine erlösende Tat geklammert, hat ihn betrogen. Ein Etwas, das in ihm zum Teil wie ein Geheimnis wirksam ist, und das sich mächtiger als Leid und Leidenschaft erweist, hält ihn nach wie vor von der verbrecherischen Handlung zurück. Noch hatte seine edle Natur jeder Gelegenheit siegreich widerstanden, die mit vollem Bewußtsein nur die Gemeinheit ergreift; aber auch er wird unterliegen, wofern er sich überraschen läßt: denn wer die Gefahr aufsucht, kann leicht darin umkommen. Der König weiß, daß sein Geheimnis entdeckt ist, und Hamlet ist sich der großen

Gefahr dieſer Mitwiſſenſchaft vollkommen bewußt. Wer der wildeſten Leidenſchaft nachgibt, anſtatt ſie zu bändigen, verliert gelegentlich die Herrſchaft über ſie, und wer über Blut brütet, wird Blut ſehen. Das Schauſpiel iſt wohl ſein Treffer geweſen, denn dieſes allein hat ihm die unerläßliche Gewißheit gebracht, aber es iſt auch zugleich ſein Fehler, denn es hat ihn dem Mörder verraten: das Rad eines furchtbaren Schickſals, das gemeinſam Gerechte und Ungerechte ergreift, iſt damit in Bewegung geſetzt worden und wird auch ihn erfaſſen. In dem ſchwelgeriſchen Jubel über den gelungenen Streich und in ſeiner ungezügelten Erregung iſt er ſo weit gekommen, um zu ſagen:

Nun tränk' ich wohl heiß Blut
Und täte Dinge, die der bittre* Tag
Mit Schaudern ſäh!

Jenes geringſte Maß von Beſonnenheit und Ruhe, auf das niemand, auch nicht der vornehmſte Geiſt verzichten darf, um allen Lagen des Lebens gerecht zu werden, iſt Hamlet bereits verloren gegangen.

Die Königin läßt den Sohn zu ſich entbieten, um ihm Vorſtellungen über ſein dem Anſcheine nach ſo ungehöriges Benehmen zu machen.

Auf ſeinem Wege zur Mutter trifft er auf den betenden Mörder:

Jetzt könnt' ich's tun, bequem, er iſt im Beten —

er zaudert; er überlegt —

Nein!
Hinein du Schwert! ſei ſchrecklicher gezückt!
Wann er berauſcht iſt, ſchlafend, in der Wut,
In ſeines Bett's blutſchänderiſchen Freuden,

---

* Der ‚bittere Tag' iſt ganz ſinnlos, wenngleich Herr Elze ihn für ſinnreich hält; es könnte höchſtens der: beſſere Tag — the better day im Gegenſatz zur Spukezeit der Nacht heißen; oder man müßte bitter mit business verbinden: ſolch' furchtbare Tat — ſo wie zweifellos Shakeſpeare ſelbſt gewollt hat und in den Folio-Ausgaben auch wirklich geleſen wird.

Beim Doppeln, Fluchen oder anderm Tun,
Das keine Spur des Heiles an ſich hat:
Dann ſtoß ihn nieder, daß gen Himmel er
Die Ferſen bäumen mag, und ſeine Seele,
So ſchwarz und ſo verdammt ſei wie die Hölle,
Wohin er fährt.

Dieſe Worte befinden ſich ſcheinbar im äußerſten Widerſpruche zu dem ‚ſchönen, edlen, reinen, höchſt moraliſchem Weſen', das Hamlet tatſächlich iſt, denn dieſer zeigt ſich hier von wildeſter, abgründigſter Rachſucht anſcheinend ganz erfüllt. Allein! das Rätſelweſen der menſchlichen Natur wird uns vielleicht auch diesmal wieder einen völlig genügenden Ausweg ſchaffen.

Die Ergebniſſe des Schauſpiels haben das Innere des Prinzen begreiflicherweiſe in die denkbar heftigſte Erregung verſetzt, denn jetzt iſt es auch für ihn völlig gewiß, daß Klaudius der Mörder ſeines Vaters iſt. Und dieſen Mörder findet er beim Beten. Bequem wär' es wohl, es jetzt zu tun — aber auch ſchön? Der Prinz hebt den Arm und läßt ihn wieder ſinken. Den Menſchen da hinterrücks niederzuſtechen? Er kann es nicht. Es wäre feig und niederträchtig. All' das macht ſich in der Handlungsweiſe des Prinzen nur als Gefühl, nicht als Betrachtung geltend. Die Lage Hamlets ſeinem Vater, ſeiner Mutter, ſeiner Aufgabe gegenüber iſt jetzt bereits ſo unerträglich geworden, daß alles in ihm nach einer ſchnellen Löſung fiebert. Die Leidenſchaft in ihm ruft: mach' endlich ein Ende! aber die vornehme Natur des Prinzen vermag keinen gemeinen Streich zu führen. Der Umſtand, daß der Mörder betet und ihm dabei den Rücken zukehrt, ſchlägt den Arm des Prinzen nieder. Hamlet ſucht nach einer Entſchuldigung. Unfähig jedoch, ſich in dieſem Wirbel widerſprechendſter Gefühle, die in ihm toben, über den eigentlichen Grund ſeines Verhaltens klar zu werden, ſagt er nicht: ich kann nicht! ſondern: ich will nicht! ein andermal, wenn die Gelegenheit beſſer paßt! Und nun bitte ich alle denkfähigen Menſchen, ein wenig in dem Buche ihres Lebens zurückzublättern und ſich zu beobachten, wo auch ſie einmal durch allerhand Beweggründe dazu veranlaßt wurden, etwas zu verſuchen, was ihrer Natur

jedoch von Grund aus widerſtrebte. Sie waren durchaus entſchloſſen dazu, als ſich ihr Gefühl im letzten Augenblicke dagegen auflehnte. Sie konnten es tatſächlich nicht tun. Da aber die Gründe, die ihnen durchaus einen anderen Entſchluß aufdrängen wollten, vielleicht höchſt gebieteriſcher Natur waren, ſo ſagten auch ſie damals: ich will es nur jetzt nicht! bei einer paſſenderen Gelegenheit tue ich es beſtimmt. Sie haben es aber nie getan. Dies iſt ein unvermeidliches Geſchick, das ausnahmslos alle Menſchen trifft, ſobald dieſe ſich zu einer Handlung zwingen wollen, die im Grunde gegen ihre Natur iſt. Warum die jeweilige letzte Gelegenheit noch immer nicht die paſſendſte war — die Begründung wird ſtets eine unzureichende ſein, oft ſinnlos, albern, lächerlich, grotesk, ungeheuerlich oder auch ſcharfſinnig, je nach den geiſtigen Kräften, die ſich dabei um eine Erklärung bemühen, aber immer und unter allen Umſtänden ohne innerliche Wahrheit und beſten Falles nur in einem ganz äußerlichen Sinne zutreffend. In dieſem ſeltſamen Augenblicke, in dem ein dunkles, aber allmächtiges Gefühl entſcheidet, wird ſich ſodann jener Vorgang, jene Erſcheinung oder Betrachtung als willkommenſter Vorwand darbieten, welche der gerade herrſchenden Stimmung die ausgiebigſten Mittel gewährt, ſich durch die Lage für nicht befriedigt zu erklären. Wenn Hamlet im Rücken des betenden Königs ausruft: jetzt will ich's tun! aus natürlichem Abſcheu aber, ſo ſelbſt den Henker und dazu noch in erniedrigender Art zu ſpielen, es doch nicht tut; alsdann nach einer Erklärung für jene dunkle Gefühlsregung ſucht und ſie in dem Ausrufe:

— und ſo führ' er gen Himmel!

zu finden meint, ſo iſt dieſe Ausflucht wohl durch die äußere Lage begründet, innerlich jedoch ohne alle Wahrheit. Denn die Aufgabe Hamlets handelte nicht davon, ſich darum zu kümmern, ob Klaudius in den Himmel oder in die Hölle fahre, ſondern daß die Tat geſühnt und die verbrecheriſche Ehe gelöſt werde — doch immer ſo, daß der Rächer ſelbſt ſich dabei in keiner Weiſe beflecke.

So viel von dem Sinne einer Ausflucht, die wahrſcheinlich in irgend einer Form ſchon alle von uns einmal gebraucht haben

mögen, ohne daß wir uns jedoch über den inneren Wert derſelben je Rechenſchaft abgelegt hätten.

Allerdings kommt es ja ſpäter bezüglich Klaudius zu einer Gelegenheit, welche der in dem kurzen Monolog geſchilderten tatſächlich vollauf entſpricht, nur hat dieſe Hamlet nicht herbeigeführt, noch hätte er ſie je ſelbſt planvoll herbeiführen können, vielmehr tut dies eine höhere Macht, die auch ihn dabei opfert.

Eines aber iſt nach dieſem Vorgange ganz gewiß: Hamlet wird nie, ſo lange er ſelbſt noch der Erde angehört, den Henker ſelbſt machen.

Rom, 24. Oktober.

Hamlet iſt bei der Mutter.

Nach dem Schauſpiele, meint Herr Werder, war es für Hamlet ‚das Sachlichnächſte, die Mutter aufzuklären und ihr ins Gewiſſen zu reden.‘ Die Mutter aufzuklären hatte der Geiſt nun freilich verboten, und der Mutter ins Gewiſſen zu reden, dieſes Sachlichnächſte hätte Hamlet doch ſchon viel früher und mit beſtem Grunde haben können. Zum Überfluß ſucht nicht er die Mutter auf, ſondern dieſe verlangt nach ihm. Herr Werder hätte ſich auf etwas Beſſeres beſinnen müſſen, um in der Planloſigkeit des Prinzen das Sachlichnächſte zu entdecken.

In der Tat! vom Schauſpiele ab bis zum Tode des Polonius wird Hamlet von nichts weiter als von entfeſſelter, planloſer Leidenſchaft bewegt. So ſteht er auch der Mutter gegenüber. Als ſie ihn zu ſich beſchied, hatte er beſchloſſen, Dolche zu reden; und ſo geſchieht es. Die Königin, von ſeiner Wildheit erſchreckt, und gleichzeitig in dem Glauben, daß er verrückt ſei, ruft um Hilfe. Eine Stimme hinter dem Vorhange des Zimmers antwortet mit denſelben Worten, und Hamlet unter dem Eindrucke, daß man ihm einen Hinterhalt gelegt — und er mußte nach dem Schauſpiele auf das Schlimmſte von ſeiten des Königs gefaßt ſein — ſtößt blitzſchnell mit ſeinem Degen durch den Teppich und tötet ſo den alten Polo-

nius, der sich ohne Mitwissen der Königin dahinter verborgen hatte, um das Gespräch zwischen Mutter und Sohn zu belauschen. Was Qual, Haß, Abscheu und sittliche Empörung in ihren machtvollsten Anläufen nicht zustande gebracht hatten, das gelang im unbewachten Augenblick der Überraschung und dem Schreck, die sich mit jenen verbanden. Aber so wenig hat Bewußtsein und Überlegung die rasche Tat begleitet, daß der Täter anfangs selbst kaum recht weiß, was er eigentlich vollbracht hat, und noch viel weniger, wen er getroffen.

Königin.
— Weh mir! Was tatest du?

Hamlet.
Fürwahr, ich weiß es nicht: ist es der König?

Von einem Verbrechen kann daher hier keine Rede sein, da der Tat jegliche Überlegung abging; nur das schreckende Bewußtsein einer im Dunkeln schleichenden Gefahr und der gebieterische Drang der Notwehr hatten den Stoß geführt. Daß er sich keines sichern Augenblickes mehr vor der Tücke des königlichen Mörders zu erfreuen hätte, dessen war sich Hamlet seit dem Schauspiele vollkommen bewußt. Nicht darin täuschte sich der Prinz, daß er sich und sein Leben unausgesetzt von den äußersten Gefahren bedroht sah: denn Klaudius hatte sofort, nachdem er erfuhr, daß sein Verbrechen einen Mitwisser hatte, und noch vor dem Tode des Polonius die Seereise und den Untergang des Neffen beschlossen — worin sich aber der erstere in höchst überraschender Weise versah, das war der Ort und die ganze Art des Anschlags. Ein wenig Ruhe und Überlegung hätten genügt, um Hamlet überzeugen zu müssen, daß der König vorläufig nichts gegen ihn vor aller Welt unternehmen würde, und daß der Sohn an keinem andern Orte der ganzen Erde so sicher wäre wie im Zimmer seiner Mutter. Wo waren aber Ruhe und Überlegung geblieben! Mit allen Mitteln, deren er nur habhaft werden konnte, hatte sich der Prinz jener zu entledigen versucht. Aus einem noch immer urteilssicheren Zustande heraus hatte er nicht vermocht, die Hand an den König zu legen, so mußte endlich der Versuch gemacht werden, das kalte Blut in siedende Wallung zu

bringen, um zu erproben, ob sich dann leichter handeln ließe. An dem Schauspiele, in dem die scheußlichen Verbrechen der Vergangenheit ein zweites Leben gewannen, entzündete sich der glimmende Funke zum hellodernden Brande. Umsonst! auch jetzt noch ist für die geplante Tat nicht genug gewonnen, aber die Ruhe des Urteils ist darüber verloren gegangen, und gegen die Sicherheit des Daseins hat er die Todesgefahr eingetauscht. Unter solchen Umständen ist dieser Tod des Polonius ein Unglück, das Hamlet freilich verschuldete, da er mit klarem Bewußtsein jenen Zustand herbeinötigte, in dem allein solche Handlungen möglich werden: aber die Not seines Lebens und auch die Pflicht, die ihn dazu trieben, waren so unbeschreiblich groß, daß sie das Maß seiner Schuld beinahe bis auf ein Nichts herabmilderten. Wie sie zu messen sei, darüber gibt er selbst die beste Auskunft, indem er zu Laertes sagt:

— Vor diesen Zeugen, Herr,
Laßt mein Verläugnen aller schlimmen Absicht
So weit vor eurer Großmut frei mich sprechen,
Als ich den Pfeil nur sandte über's Haus
Und meinen Bruder traf.

Das klarste Verständnis seiner Lage wie seines Verhältnisses zu jener blutigen Tat bekunden sodann die anderen Verse:

— Der Himmel hat gewollt,
Um mich durch dies, und dies durch mich zu strafen,
Daß ich ihm Diener muß und Geißel sein.
Ich will ihn schon besorgen, und den Tod,
Den ich ihm gab, vertreten.

Daneben gerückt muß man eine Betrachtung des Herrn Werder lesen, mit der sich der Blick in die tragische Tiefe des Stückes öffnen soll. ‚Ganz etwas Neues liegt vor, etwas Überraschendes, auf das wir nicht vorbereitet sind: Hamlet macht einen Fehler! Und dieser Fehler ist Hamlet!' Es ist ein wenig unverständlich, warum es überraschen sollte, daß Hamlet auch einmal einen Fehler macht, wo das Umgekehrte unter diesen Verhältnissen gerade das Merkwürdigste und gewiß ganz unnatürlich gewesen wäre.

Übrigens ist der Tod des Polonius nicht Hamlets Fehler, sondern bereits seine Strafe; es gibt keine besseren Zeugen dafür als jene Worte des Prinzen selbst, mit denen er die Dinge in das richtige Verhältnis zu einander bringt:

— Der Himmel hat gewollt,
Um mich durch dies zu strafen —

folglich muß der Fehler doch vorangegangen sein. Dieser aber ist das Schauspiel; und es ist daher auch grundfalsch, wenn Herr Werder den Totschlag zum Ausgangspunkt aller kommenden unheilvollen Ereignisse macht, wenn er meint, daß nur infolge dessen ‚der anfängliche Plan des Königs geändert, darum statt des Auftrages, den rückständigen Tribut einzufordern, dem Prinzen sein Todesurteil mitgegeben' wurde. Denn mit dem letzteren und auch mit allem weiteren bis auf das spätere Eingreifen Laertes' einzig und allein hat der Tod des alten Hofmannes nichts zu schaffen. Der Entschluß, den Prinzen den Tribut einfordern zu lassen, wurde nach seiner Zusammenkunft mit Ofelia, die der König belauschte, gefaßt und wurde in das Todesurteil sogleich nach dem Schauspiele und noch vor dem Tode des Polonius umgeändert. Alles, was Herr Werder hier mit der letzteren Begebenheit in höchst willkürlichen Zusammenhang bringt, hat durchaus nur auf das Schauspiel Bezug, das in der Tat Hamlets erster und großer Fehler ist, weil er damit die ihm und seiner Sache feindlichen Kräfte, die teils in ihm, teils neben ihm schlummern, aufstört und in Bewegung setzt, und so beim schlagfertigen Zusammenspiele solcher Charaktere und solcher Umstände zuallererst sein Todesurteil, sodann den Tod des Polonius, den Wahnsinn der schönen Ofelia, den Untergang seiner biederen Jugendfreunde und zuletzt sein gewaltsames Ende in notwendiger Folge herbeizwingt.

Das ist freilich tragisch: einer unerläßlichen, heiligen Pflicht in der einzig möglichen Art zu gehorchen und damit doch zugleich einen tödlichen Fehler zu begehen, der ihn wie andere dem Untergange weiht.

Herr Kreyßig, dessen kritische Selbständigkeit dort vor allem zutage tritt, wo er Gervinus nicht blos abschreibt, dessen Urteile

vielmehr ins Groteskalberne verzerrt, ist, wie überall, so auch hier auf den armen Prinzen sehr schlecht zu sprechen: ‚nicht ein Gedanke von Reue', sagt er, ‚überkomme ihn angesichts seines Opfers; er höhne es.' Hamlet empfindet den Tod des Polonius aufs tiefste als eine Strafe des Himmels; und das soll nicht einmal ein Gedanke von Reue sein? Ausdrücklich heißt es außerdem:

— Für diesen Herrn
Tut es mir leid —

wie sich wohl die Reue bei Herrn Kreyßig äußern mag, indem er sich freut und glücklich ist? Was jedoch diesen bedeutenden Kritiker vermutlich zumeist verdrossen hat, werden die Worte:

Du kläglicher, vorwitziger Narr!

gewesen sein. Wer so viel wie Herr Kreyßig über Shakespeare zu schreiben hatte, der konnte natürlich seine Zeit nicht bei Einzelheiten verlieren, oder er hätte sonst auch hier wahrnehmen können, daß aus diesen Worten Hamlets der Grimm und der Zorn und nicht der Hohn spricht: der Zorn über sich und seine Tat und freilich auch über den alten Narren, der sich vorwitzig genug und in übelwollender Absicht in die Stoßweite des feindlichen Degens drängte. Die Erbitterung des Prinzen ist durchaus gerecht, denn Polonius hat seinen Tod zum Teil selbst verschuldet. An dem Urteile, das hier über den kläglichen, vorwitzigen Narren gesprochen wird, ist nichts hinwegzudeuteln; es heißt:

— Nimm dein Los!
Du siehst, zuviel Geschäftigkeit ist mißlich.

Im ‚Wilhelm Meister' äußert sich Serlo über den alten Mann in folgender Weise: ‚ich verspreche diesmal einen recht würdigen Mann zum besten zu geben; ich werde die gehörige Ruhe und Sicherheit, Leerheit und Bedeutsamkeit, Annehmlichkeit und geschmackloses Wesen, Freiheit und Aufpassen, treuherzige Schalkheit und erlogene, da wo sie hingehören, recht zierlich aufstellen. Ich will einen solchen grauen, redlichen, ausdauernden, der Zeit dienenden Halbschelm aufs allerhöflichste vorstellen und vortragen. Ich will reden wie ein

Buch, wenn ich mich vorbereitet habe, und wie ein Tor, wenn ich bei guter Laune bin. Ich werde abgeschmackt sein, um jedem nach dem Maule zu reden, und immer so fein, es nicht zu merken, wenn mich die Leute zum besten haben.'

Dieser würdige Mann, der zugleich ein der Zeit dienender Halbschelm ist, konnte dabei noch immer — nein! kein guter Vater, aber doch ein Vater sein, der seine Kinder liebt und von diesen wiedergeliebt wird: denn die Zärtlichkeit verwandter Naturen zu einander hat zunächst nichts mit der Würdigkeit zu schaffen. Diese Art von Liebe macht aber den Schelm zu keinem Ehrenmanne. Dieser Kammerherr, der den ruchlosesten Mann auf dem Throne ein ganzes Leben hindurch gekannt hat, der dessen allergrößte Missetat nicht zu kennen braucht, um dennoch zu wissen, daß sein allergnädigster König, dem er mit einer Hingebung dient, die ihn fast zum Einflüsterer und Förderer schlechter Handlungen machte, ein abgefeimter Schurke ist — dieser treue Diener eines schurkischen Herrn ist der echte Vater jenes trefflichen Jünglings, der im ehrlichen Kampfspiele die vergiftete Klinge in die Brust des arglosen Gegners stößt, ist der echte Vater jenes edlen Mädchens, das sich ohne Zögern dazu hergibt, vermittelst ihrer Liebe Verrat an dem Geliebten zu begehen. Oh, diese Familie Polonius war sehr klug! zu weltklug, zu sehr auf ihren Vorteil bedacht, um noch edel, noch ehrlich sein zu können. Sie waren einander so ähnlich und so innig miteinander darin verwachsen, daß sie unheilbar zu kränkeln begannen, als ihrem dreifach gegliederten Stamme die Hauptwurzel entzogen wurde. Auf das Äußere hin die vornehmste Welterscheinung, waren sie innerlich ganz hohl und von Grund aus niedrig. Der alte Mann wußte möglicherweise nichts von dem Morde des Königs, und selbst zu morden hätte er sich vielleicht nie getraut; aber von jener Missetat zu hören, hätte ihn auch nicht weiter geschreckt, und zu jedem Anschlag gegen das Leben des Prinzen hätte er mit gefalteten Händen stets sein frommes Amen gesagt: der zehnfache Mörder wäre noch immer sein gnädiger König geblieben. Daß er einem solchen Könige, und darum der Schlechtig-

keit in Person nicht widerwillig, sondern in unerschöpflichem Mitgefühle ergeben ist, das bricht dem Halbschelm mit vollem Rechte das Genick. Nicht einen Gran von Teilname verdient sein Fall; daß Sohn und Tochter anders dabei empfinden, ändert nichts an der Gerechtigkeit des wohlverdienten Geschickes.

Rom, den 20. Oktober.

Was schon vorher beschlossen, geschrieben und versiegelt war, das wird jetzt nach dem Tode des Polonius in äußerster Hast befördert. Der König schickt seinen Neffen noch in derselben Nacht nach England, damit er dort seinen Tod fände:

Folgt auf dem Fuß ihm, lockt ihn schnell an Bord;
Verzögert nicht: er muß die Nacht von hinnen.

Auf seinem Wege nach dem Schiffe trifft Hamlet auf den Zug des jungen Fortinbras:

Hamlet.
Weß sind die Truppen, lieber Herr?

Hauptmann.
Sie sind von Norweg, Herr.

Hamlet.
Wozu bestimmt, ich bitt' euch?

Hauptmann.
Sie rücken gegen Polen.

Hamlet.
Wer führt sie an?

Hauptmann.
Des alten Norwegs Neffe, Fortinbras.

Hamlet.
Und geht es auf das ganze Polen, oder
Auf einen Grenzort nur?

Hauptmann.
Um wahr zu reden und mit keinem Zusatz,
Wir gehn ein kleines Fleckchen zu gewinnen,
Das keinen Vorteil als den Namen bringt.

Für fünf Dukaten, fünf, möcht' ich's nicht pachten.
Auch bringt's dem Norweg oder Polen sicher
Nicht mehr, wenn man auf Erbzins es verkauft.

Hamlet.

So wird's der Pole nimmermehr verteid'gen.

Hauptmann.

Doch, es ist schon besetzt.

Hamlet.

Zweitausend Seelen, zwanzigtausend Goldstück'
Entscheiden diesen Lumpenzwist noch nicht.
Dies ist des Wohlstands und der Ruh' Geschwür,
Das innen aufbricht, während sich von außen
Kein Grund des Todes zeigt.

Damit ist dem Unternehmen des jungen Fortinbras das Urteil gesprochen — ein verdammendes! und doch sagt der Prinz gleich darauf:

Wie jeder Anlaß mich verklagt!

Verklagt ist freilich, wenn nicht ganz falsch, so doch mißverständlich; der Ausdruck ist in jedem Falle zu stark — er entstellt. Inform against me heißt: gegen mich aussagen, zeugen; selbst klagen ginge noch, aber im: verklagen — läge schon eine Berechtigung der Klage, während die bloße Aussage wohl gegen jemand spricht, aber noch nichts beweist — man kann Recht behalten gegen tausend solcher Aussagen. Was Hamlet soeben selbst verurteilt hat, kann sich nicht ihm gegenüber sofort wieder mit Recht behaupten; es kann ihn nicht verklagen, wenn es auch und nicht blos dieses eine, sondern alles — der Gang und das Treiben einer ganzen Welt gegen ihn aussagt. Er sieht sich allein und hat Millionen gegen sich. Über jedes fremde Geschick wie über das des jungen Fortinbras verbreitet sich das Licht seines Geistes in ungetrübter, willensfreier Erkenntnis, aber innerhalb des eigenen Loses, befangen im eigenen Wollen und Leid, hat er nicht mehr die ruhige Klarheit und zuletzt auch nicht mehr den Mut, um gegen eine Welt von Widersachern sich selbst recht zu geben. Verzweifelnd gibt er sich auf; sie alle sprechen gegen ihn:

So dieſes Heer, von ſolcher Zahl und Stärke,
Von einem zarten Prinzen angeführt,
Deß Mut, von hoher Ehrbegier geſchwellt,
Die Stirn dem unſichtbaren Ausgang beut,
Und gibt ſein ſterblich und verletzbar Teil
Dem Glück, dem Tode, den Gefahren preis
Für eine Eierſchale.

Man kann nicht vernichtender über das ſinnloſe und unſittliche Streben des jungen Fortinbras aburteilen, als es Hamlet tut, indem er den Preis mit einer Eierſchale vergleicht — und trotzdem der ſehnſuchtsvolle Wunſch darunter: wär' ich wie er! Freilich! im wahren Sinne groß handelt nur der, welcher ſich eines großen Gegenſtandes halber regt — und dies iſt bei Fortinbras nicht der Fall; aber er, Hamlet? Hätte er nicht den beſten Grund dazu? Warum geſchieht trotzdem nicht, was doch geſchehen ſoll?

Sei's viehiſches Vergeſſen —

was es nicht iſt, oder

Ein banger Zweifel, welcher zu genau
Bedenkt den Ausgang — ein Gedanke, der,
Zerlegt man ihn, ein Viertel Weisheit nur
Und ſtets drei Viertel Feigheit hat —

die Überſetzung iſt hier ungenau:

some craven scruple
Of thinking too precisely on th'event

müßte heißen: bange Zweifel, die zu gewiſſenhaft die ganze Tat bedenken; denn scruple bedeutet gewiſſenhaftes Bedenken, und in event liegt mehr als der bloße Ausgang einer Tat, es iſt das Ereignis in ſeiner Fülle. Natürlich beſtehen ſolche Bedenken aus ein Viertel Weisheit und drei Viertel Feigheit — denn ſo ſpricht die Welt und ſeine ſelbſtquäleriſche Verzweiflung, und Hamlet iſt bereit, beiden das letzte Wort zu laſſen.

Für eine Grille, ein Phantom des Ruhmes,

für jene Eierſchale werden zahlloſe Menſchenopfer gebracht, und er nimmt es ruhig hin, daß auch dieſes unſinnige, eitle und gewiſſen-

lose Unternehmen die Schande dessen, der solcher Dinge nicht fähig ist — seine Schande verkünden soll. Völlig gebrochen, völlig widerstandslos entsagt der unglückliche Prinz sich selbst und glaubt es zu können, um so zu sein wie die anderen, deren Beispiele ihn dazu mahnen. Ja, von Stund' an trachtet nur noch allein

Nach Blut, Gedanken, oder seid verachtet.

Wer nun glauben wollte, daß in diesen Worten eine Sinnesänderung oder der wirkliche Vorsatz zu einer blutigen Kraftäußerung enthalten sei, der würde in der Tat in dem merkwürdigsten Irrtum befangen sein; ganz im Gegenteil sind dieselben der erste, verzweiflungsvolle Seufzer, mit dem die noch immer widerstrebende Seele entsagt, der letzte Ausdruck einer untergehenden Leidenschaft, die im dämmernden Verglühen noch einmal den verirrten, todesmüden Wanderer umfängt.*

Von Herrn Hermann Grimm etwas zu hören, ist immer ergötzlich und nicht am wenigsten bei dieser Gelegenheit. Er schreibt: ‚Der Ausgang der Szene, die nach dem Morde des Polonius und nach den tödlichen Vorwürfen gegen die Königin endlich wie in Nichts verläuft, setzt uns kaum mehr in Erstaunen. Es ist das natürliche Zusammensinken nach einem Fieberparoxismus. Es würde uns nicht wundern, wenn Hamlet auf dem Leichname des Polonius stehend eine lange Rede über tote, alte Männer hielte und dergleichen. Man will nun gar nicht mehr entscheiden, wie es mit Hamlet bestellt ist; man ergibt sich in die Laune des Dichters, der nur noch Überraschungen bringt und nichts mehr, was sich ahnen ließe' — wozu natürlich neben allem anderen auch das Schicksal der holden Ofelia gehört. Darüber in folgendem, lieber Freund, ein paar Worte.

---

* Um auch ein Wort über die Akteinteilung zu sagen, so sei bemerkt, daß der dritte Akt erst an dieser Stelle enden darf; vom Schauspiel bis zu diesem Monolog duldet das Stück vernünftiger Weise keine Unterbrechung. Dagegen müßte die ganze erste Szene des bisher beliebten dritten Aktes, der Monolog: Sein oder Nichtsein — und die Begegnung Hamlets mit Ofelia auf den Schluß des zweiten Aktes fallen.

Rom, 27. Oktober.

Während Hamlet auf der See ist, verfällt Laertes' liebliche Schwester in Wahnsinn.

Der jähe Tod des Vaters, der durch die Hand des Geliebten fällt, den alle Welt und auch sie für toll hält; der Bruder fern; all' ihre Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen, die sie still für sich, aber mit höchster Innigkeit gehegt, mit einem Schlage vernichtet; jeder Verbindung mit dem Geliebten für immer entrückt; ihr ganzes, stolzes Lebensglück, das sie sich für die Zukunft träumte, im Nu zerstört — das bringt sie um den Verstand. Von ihr heißt es im ‚Wilhelm Meister' Goethes:

‚Ihr ganzes Wesen schwebt in reiner, süßer Sinnlichkeit. Ihre Neigung zu dem Prinzen, auf dessen Hand sie Anspruch machen darf, fließt so aus der Quelle, das gute Herz überläßt sich so ganz seinem Verlangen, daß Vater und Bruder beide fürchten, beide geradezu und unbescheiden warnen. Der Wohlstand wie der leichte Flor auf ihrem Busen kann die Bewegung ihres Herzens nicht verbergen, er wird vielmehr ein Verräter dieser leisen Bewegung. Ihre Einbildungskraft ist angesteckt, ihre stille Bescheidenheit atmet eine liebevolle Begierde, und sollte die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen schütteln, so würde die Frucht sogleich herabfallen.

‚Und nun,' sagte Aurelie, ‚wenn sie sich verlassen sieht, verstoßen, verschmäht, wenn in der Seele ihres wahnsinnigen Geliebten sich das Höchste zum Tiefsten wendet und er ihr statt des süßen Bechers der Liebe den bitteren Kelch hinreicht —

‚Ihr Herz bricht,' rief Wilhelm aus, ‚das ganze Gerüst ihres Daseins rückt aus seinen Fugen, der Tod ihres Vaters stürmt herein, und das schöne Gebäude stürzt völlig zusammen.'

Und als Aurelie im weiteren fragt: ‚hätte der Dichter seiner Wahnsinnigen nicht andere Liedchen unterlegen sollen? Was sollen Zweideutigkeiten und Albernheiten im Munde dieses edlen Mädchens?' antwortet Wilhelm Meister: ‚auch in diesen Sonderbarkeiten, auch in dieser anscheinenden Unschicklichkeit liegt ein großer Sinn. Wissen wir doch gleich zu Anfang des Stückes, womit das Gemüt des

guten Kindes beschäftigt ist. Still lebte sie vor sich hin, aber kaum verbarg sie ihre Sehnsucht, ihre Wünsche. Heimlich klangen die Töne der Lüsternheit in ihrer Seele, und wie oft mag sie versucht haben, gleich einer unvorsichtigen Wärterin, ihre Sinnlichkeit zur Ruhe zu singen mit Liedchen, die sie nur noch mehr wach halten mußten. Zuletzt, da ihr jede Gewalt über sich selbst entrissen ist, da ihr Herz auf der Zunge schwebt, wird diese Zunge ihre Verräterin, und in der Unschuld des Wahnsinns ergötzt sie sich vor König und Königin an dem Nachklang ihrer geliebten, losen Lieder: vom Mädchen, das gewonnen ward; vom Mädchen, das zum Knaben schleicht und so weiter.' So viel, um sich über das Verhältnis Ofelias zu Hamlet klar zu werden.

Dieses schöne Mädchen, dessen äußere Erscheinung so reizend und verführerisch war, hatte sich nicht blos den Zutritt zu dem Herzen des jugendlichen Prinzen erwirkt, es hatte auch die eigene Brust mit dem eigenen, lieblichen Bilde ganz und ausschließlich erfüllt. In ihrem Herzen thronte sie selbst, der sie sich mit allen Regungen ihres Lebens ergab: und nichts anderes hatte Raum daneben. Sie liebte Hamlet, aber nur um ihretwillen. Ihr ganzes Liebesbedürfnis erscheint wie in holdeste Sinnlichkeit gebannt, gleichsam als Entgelt dafür, daß ihr das Geschick die selbstlosen Triebe einer hehren Natur versagt hatte. Nur um sich war sie besorgt, und um den Geliebten erst, wenn es auch ihr galt. Wie schön verstand sie zu sprechen, und wie wortkarg war sie zugleich! Das fremde Wohl und Wehe war ihrem Herzen nicht geläufig, und dem, was sie in ihrem Inneren verbarg, sich selbst, ihrem geheimsten Wünschen und Verlangen laute Worte zu leihen, verbot der Anstand und die Klugheit. So schwieg sie und sann nur über sich und über ihr erträumtes Glück. Daß sie ihrem Vater gehorsam war, als er ihr den Verkehr mit dem fürstlichen Geliebten untersagte, wer dürfte es ihr verübeln? Daß sie dem so Abgewiesenen die alten Geschenke zurückgibt und sich dabei stellt, als hätte er das Verhältnis abgebrochen, vielleicht nur um so den ungern Verbannten zu einer neuen Äußerung seiner Gefühle zu vermögen — diesen

Mangel an Zartgefühl und an Wahrheit als die kleine Liſt eines verliebten Mädchens zu deuten und zu entſchuldigen, wer trieb die Härte ſo weit, es nicht zu geſtatten? Daß ſie aber ſo handelt und ſo ſpricht, nicht für ſich allein und allein zu ihrem Frommen, ſondern im Auftrage anderer, die im Hintergrunde lauſchen, daß ſie ihn für andere aushorcht — dies iſt die Weiſe, die ihr erbarmungslos das Urteil ſpricht. Es iſt umſonſt, zu ſagen, ſie hätte ſich nichts Schlimmes dabei gedacht; daß ſie dies nicht tat, bezeugt eben die Wertloſigkeit ihrer Natur: ein edler Sinn hätte es nie dahin gebracht. Sie ſah, daß der Geliebte unſäglich litt, daß er unglücklich war; ſie hätte dem Vater gehorſam ſein können, und doch mit dem erſteren leiden dürfen, und doch, ja ſelbſt mit ihren Handlungen auf ſeiner Seite ſein müſſen. Hätte eine reine, ſelbſtloſe Neigung ſie an den Prinzen gefeſſelt, ſo würde auch in einer Welt von Widerſprüchen ihr guter Geiſt in untrüglich ſicherem Gefühle den Wahrſpruch herausgefunden haben: doch ihrem Weſen fehlte jeder ſittliche Gehalt. Nur ihr Mund iſt herrlicher Dinge voll, von denen das Herz nichts weiß: um ſo widerwärtiger berührt der Trug in dem erborgten, ſchönen Gewande. Wenn Hamlet die Angedenken, die er ihr in früheren Tagen gegeben, nicht zurücknehmen will und ſie mit den Worten: ich gab euch niemals etwas — abweiſt, dann antwortet ſie, ganz ſüße Anmut, milde Trauer und edelſte Wahrhaftigkeit:

> Mein edler Prinz, ihr wißt gar wohl, ihr tatet's,
> Und Worte ſüßen Hauchs dabei, die reicher
> Die Dinge machten. Da ihr Duft dahin,
> Nehmt dies zurück: dem edleren Gemüte
> Verarmt die Gabe mit des Gebers Güte.

Was anderes hätte wohl Hamlet darauf erwidern können als: ‚Gott hat euch ein Geſicht gegeben und ihr macht euch ein anderes! Ihr tänzelt, trippelt und ihr liſpelt, und gebt Gottes Kreaturen verhunzte Namen, und ſtellt euch aus Leichtfertigkeit unwiſſend. Geht mir! nichts weiter davon!' Da ruft die ſchöne Ofelia wohl:

> O welch' ein edler Geiſt iſt da zerſtört!

Aber nicht um ihn, um ſich trauert ſie dabei:

— Ich der Frauen elendeſte und ärmſte,
Die ſeiner Schwüre Honig ſog, ich ſehe
Die edle, hochgebietende Vernunft
Mißtönend wie verſtimmte Glocken jetzt;
Dies hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend
Durch Schwärmerei zerrüttet: weh mir, wehe!
Daß ich ſah, was ich ſah, und ſehe, was ich ſehe!

Weh mir! ſie hatte recht gerufen — ja, wehe ihr! Das Idol in ihrem Herzen, das Götzenbild ihrer Selbſtſucht, beginnt zu wanken; der Wahnſinn des Geliebten — ſie iſt von ſeiner Tollheit überzeugt — erſchüttert es in ſeinen Grundfeſten; ein einziger Stoß noch, und es ſtürzt in einem Falle der Schöpfer mit dem Geſchöpf. Wie an ein verführeriſches Trugbild, das in den ſchönſten Farben prangt, hatte das arme Mädchen ihr ganzes Daſein gehängt; und da jenes verſchwindet und nichts an ſeiner Stelle zurückbleibt, weil nichts anderes neben jenem Raum gefunden, womit die Verlaſſene das verwöhnte Auge tröſten und erlaben könnte, verliert ſich endlich der verwaiſte Sinn führerlos in die grauenhafte, uferloſe Leere. Die liebliche Ofelia mußte zugrunde gehen, weil ſie des ſittlichen Haltes entbehrte: nur darum hatten die Ereigniſſe jene zerſtörende Kraft. Sie kam in voller Argloſigkeit dieſem Loſe auf halbem Wege entgegen, das nur eines Unglücks bedurfte, um ſich erbarmungswürdig zu entſcheiden. Wer wäre vermeſſen genug, ſich auch hier um Schuld und Verſchuldung rechthaberiſch zu bemühen? Sie ſelbſt brachte bereitwillig ihr Inneres dem herben Geſchicke dar; und für das Unglück hatte der Mörder auf dem Throne geſorgt. Daß ihr Hamlet wie wahnſinnig erſcheint, hat dies in dem Willen des Geliebten gelegen? Daß der Vater von ſeiner Hand fällt, iſt dies ſeine Abſicht geweſen? Sein Unglück und auch ſein Fehler, gewiß! aber vielmehr jenes als dieſes, und alles zuſammen doch immer nur die verhängnisvolle Folge des abſcheulichſten Verbrechens. Daß er ſie rauh von ſich weiſt, als ſie ſich ihm unter unlauteren Vorwänden wieder zu nähern bemüht in demſelben Augenblicke, in welchem ſich auf ſein Geheiß ein furchtbares, aber unerforſchliches

Schickſal dräuend über ſeinem Haupte zuſammenballt und die Grüfte des Todes gähnen — welcher Tropf wagt hier das dreiſte Wort, daß der edle Mann damit ‚methodiſch und kaltblütig das Glück der Geliebten‘ opferte?* Wer iſt ſo blöden und frevelhaften Sinnes, um über offenen Gräbern zu koſen, zu liebeln und zu buhlen, und ſich deſſen noch zu rühmen? Was mußte vielmehr der leidvolle Mann, der ſich um den Tod bewirbt, angeſichts dieſes tändelnden Mädchens denken, das, ſich unterfängt, mit ihm zu ſpielen, das ihm ins Angeſicht Gottes Kreaturen verhunzte Namen gibt und ſich aus Leichtfertigkeit unwiſſend ſtellt? Daß er ſie hart anläßt, ſie hat es nicht beſſer verdient; und daß ſie für immer geſchieden ſeien: er ſprach die Wahrheit, er mußte ſo ſprechen, und ſchlimm wäre es geweſen, hätte er anders geſprochen. Denn er liebte Ofelia — ein Grund mehr, um unter ſolchen Verhältniſſen grauſam zu erſcheinen und gerade damit liebreich zu handeln:

— vierzigtauſend Brüder
Mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten
Nicht meine Summ' erreicht.

Und als er bei ſeiner Rückkehr den Tod der Geliebten erfährt, und daß ſie im Wahnſinn geendet, als er daneben Laertes' prahleriſche Klage vernimmt, da übermannt ihn ein ungeheures Weh:

— Wer iſt der, deß Gram
So voll Emphaſe tönt? deß Spruch des Wehs
Der Sterne Lauf beſchwört und macht ſie ſtill ſtehn
Wie ſchreckbefang'ne Hörer? Dies bin ich
Hamlet, der Däne.

Hiermit iſt alles umfangen, ſeine Liebe, ſein Leid, ſeine fragwürdige Schuld und ſein Recht zur Klage; ſein Gram um das jämmerliche Los des geliebten Kindes, an dem er ſelbſt als Diener des Geſchickes unfreiwillig mitgewirkt hatte, und das Bewußtſein, mehr als jeder andere um ſie und ſich klagen zu dürfen, ohne ſich ſelbſt dabei anklagen zu müſſen.

* Kreyßig.

Rom, 30. Oktober.

Während der Wahnsinn der holden Ofelia den Hof von Helsingör beschäftigt, ist Hamlet mit Rosenkranz und Güldenstern auf der hohen See.

Was diese beiden Schulfreunde des Prinzen angeht, so äußert sich Wilhelm Meister auf die Frage Serlos, ob beide Figuren für die Darstellung nicht besser in eine zusammenzuziehen seien, in folgender Weise: ‚Gott bewahre mich vor solchen Verkürzungen, die zugleich Sinn und Wirkung aufheben! Das, was diese beiden Menschen sind und tun, kann nicht durch einen vorgestellt werden. In solchen Kleinigkeiten zeigt sich Shakespeares Größe. Dieses leise Auftreten, dieses Schmiegen und Biegen, dieses Jasagen, Streicheln und Schmeicheln, diese Behendigkeit, dies Schwänzeln, diese Allheit und Leerheit, diese rechtliche Schurkerei, diese Unfähigkeit, wie kann sie durch einen Menschen ausgedrückt werden? Es sollten ihrer wenigstens ein Dutzend sein, wenn man sie haben könnte; denn sie sind bloß in Gesellschaft etwas, sie sind die Gesellschaft, und Shakespeare war sehr bescheiden und weise, daß er nur zwei ihrer Vertreter auftreten ließ.‘

Vollkommen eingeweiht in die Verhältnisse des königlichen Hofes von Dänemark hatten diese vortrefflichen Jünglinge nach dem Schauspiele, das geradezu eine Anklage des Königs war, nichts Eiligeres zu tun, als sich allen Beschlüssen des letzteren über den unglücklichen Prinzen dienstfertig zur Verfügung zu stellen. Da zeigte sich keines Augenblickes Zaudern, wohin sich zu wenden: hier lag die zum Teil offenkundige Schlechtigkeit, aber auch zugleich ihr Eigennutz und Gewinn, dort das edle Leid, in ihrem Sinne durch Ohnmacht ganz erniedrigt, und sie ergaben sich widerstandslos jener Seite, die ihre wahlverwandten Naturen magnetisch an sich zog. Salbungsvoll betet der eine:

Es ist gewissenhafte, heil'ge Furcht,
Die vielen, vielen Seelen zu erhalten,
Die Eure Majestät belebt und nährt —

und der andere fügt mit gleicher Feierlichkeit hinzu:

Schon das beſondre, einzelne Leben muß
Mit aller Kraft und Rüſtung des Gemüts
Vor Schaden ſich bewahren; ſo viel mehr
Der Geiſt, an deſſen Heil das Leben vieler
Beruht und hängt —

Alſo ſchon das gemeinſte Leben hat ſich mit aller Kraft gegen jede Schädigung zu wehren? Nun, Herr Roſenkranz wird recht bald, ach, allzubald für ihn! die Wahrheit ſeiner frommen Weisheit an ſich ſelbſt zu bereuen haben.

Klaudius hatte in einem Briefe an ſeinen Vaſallen in England die dringendſte Aufforderung gerichtet, ſeinem Neffen Hamlet, ſobald dieſer den Fuß auf engliſchen Boden geſetzt, unverzüglich den Kopf abzuſchlagen. Den Brief zu beſorgen übernehmen die Schulfreunde, ohne jedoch von ſeinem Inhalt genauere Kenntnis zu haben. Aber die edlen Jünglinge haben aus des Königs eigenem Munde das Wort: ich mag ihn nicht! ſie ſehen die Haſt, mit der Klaudius ſie zum Schiffe drängt, um ſich Hamlets ſo ſchnell wie möglich zu entledigen, und ſie wiſſen, daß jener Brief nur Schlimmes für den Prinzen enthalten kann. Daß der König ihnen keine Mitteilung über den Inhalt machte, war zudem der beſte Beweis dafür, welch' allerſchlimmſter Art derſelbe war; aber daß ſie nichts darüber erfuhren, damit war ihnen gerade am beſten gedient. Sie hatten ſich dieſem Könige in allem Böſen und Guten mit Leib und Seele verſchrieben, aber ſie wollten dabei am liebſten nur die blindergebenen Werkzeuge ſein: und in dieſer Manier wird ihre Handlungsweiſe zur vollkommenſten Schurkerei. Ein ehrlicher Kerl hätte in einem ſolchen Falle Aufklärung verlangt; dieſe drangen nicht nur nicht darauf, ſie hätten ſich dieſelbe ſogar verbeten; ſie wollten Schurken ſein, aber dabei rechtlich erſcheinen. Dieſer König und ſie verſtanden ſich, ohne viel Worte zu machen. Nicht aus Furcht, daß ſie ſeinen Auftrag ablehnen möchten — ſie hätten trotz allem wie hungrige Fiſche darnach geſchnappt — verſchwieg er ihnen die Einzelheiten, ſondern weil der königliche Biedermann es nicht für würdig erachtete, ſich und ihnen die hohe Komödie noch einmal und

zwar bei grellſter Beleuchtung zu gönnen, ſie noch einmal und zwar dem Teufel ins Angeſicht plappern zu hören:

Es iſt gewiſſenhafte, heil'ge Furcht
Die vielen, vielen Seelen zu erhalten —

die drei Kumpane hätten ſich vor Lachen den Bauch halten müſſen, und das wäre gegen den fürſtlichen Anſtand geweſen. Während ein jeder von ihnen zur Rede des anderen erſtaunt: welch' eine Kanallie! denkt, reden ſie laut miteinander, als ob der heilige Geiſt ſie triebe, das reine Wort Gottes zu verkünden. Um dieſer Ehrfurcht willen, weil darin ihr unermeßlicher Vorteil zu liegen ſcheint, fragen ſie nichts, verlangen ſie nichts, deuten ſie nichts, geben ſie ihr ſelbſtändiges Daſein auf, um nur noch tote Maſchinen zu ſein, welche der königliche Verſtand ganz nach ſeinem Gutdünken lenkt. Darum ſtellen ſie ſich auch, als ob dieſe Seereiſe für Hamlet nichts anderes als eine bloße Vergnügungsfahrt ſei, denn ſich etwas Schlimmes laut dabei zu denken, wäre gegen die Ehrerbietung geweſen; darum ſegeln ſie auch weiter, obſchon die Weiterreiſe nach der Gefangennahme des Prinzen durch den Korſaren zwecklos geworden iſt, und beide ihre Miſſion als geſcheitert anſehen müſſen: denn ſie ſcheuten es als einen unziemlichen und nutzloſen Vorwitz, tiefer eingeweiht zu erſcheinen, als die nackten Worte des gnädigen Herrn, der ‚ſo viele, viele Seelen belebt und nährt', es zu ſein erlaubten. Sie wollten dem Könige dartun, daß ſie außer ihm nichts mehr waren, daß ſie nur noch in ihm und durch ihn lebten, um einſt die tröſtlichen Worte zu vernehmen: ſolch' herrlichſten Dienern gebührt der königlichſte Lohn. So ſegelten ſie nach England weiter und gingen zum wahren Labſal aller Rechtlichen darauf; denn es iſt wörtlich zu nehmen, was Hamlet von ihnen ſagt: ſie buhlten um dieſes Geſchäft.

Daß auch dieſen beiden Geſellen die zärtlichſten Tränen gefloſſen ſind — wer iſt ein Bürger dieſer Welt und dürfte ſich darüber verwundern? ‚Die mutwillige gegen Roſenkranz und Güldenſtern verübte Tücke können das von weltbetrauernder Gefühlsſeligkeit noch feuchte Auge nicht rühren. Es ſeien ja gemeine,

mittelmäßige Seelen, an deren Untergang nichts gelegen. Sie waren dem gnädigen Herrn langweilig.' Wer anders hätte wohl so zu schreiben vermocht als der vortreffliche Herr Kreyßig? Daß diese platten, niedrigen Naturen dem tief veranlagten Prinzen langweilig sein mußten — ist das zu verwundern? Daß sie gemeine und mittelmäßige Seelen waren — wer hätte den Mut, dies in Frage zu stellen? Und daß an ihrem Untergange nichts gelegen war — du lieber Himmel! nein, gar nichts! und schade nur, daß es nicht ihrer gleich mindestens hundert waren, die so in wohlverdienter Weise abgelohnt wurden. Aber die ‚mutwillige gegen Rosenkranz und Güldenstern verübte Tücke?' Ja, wenn das nachgewiesen werden könnte, daß Hamlet nur zum Spaß die beiden Gesellen in den Tod schickte, daß er nur darum den verhängnisvollen Brief fälschte, um seiner natürlichen Bosheit ein höchstes Gaudium zu bereiten, in diesem Falle fort mit ihm, und auch nicht ein Wort weiter über ihn! Aber ich möchte wohl wissen, wie Herr Kreyßig und auch alle übrigen, die sich an dem gleichen Gesäuer von Herzen gütlich tun, in ähnlicher Lage gehandelt hätten? Es geht ums Leben, um das liebe Leben, gute Herren, und es ist da nur ein Augenblick, der Ihnen noch gehört, und der auf die bitterernste Entscheidung bringt. Sie oder ein anderer — wählen Sie, und zwar auf der Stelle! Bedenken Sie wohl, es handelt sich nicht um Freunde, nicht einmal um gute Nebenmenschen, nicht um einen unglücklichen Zufall oder um eine Gelegenheit, die auf Ihren Opfermut zählten: es ist nichts dergleichen, es ist vielmehr ein mörderischer Hinterhalt, der Ihnen gelegt wurde, und aus dem Sie sich mit Sicherheit — hören Sie wohl? mit Sicherheit nur so zu retten vermögen, indem Sie die beiden Wächter, die jeden Ihrer Schritte bewachen, auf der Stelle niedermachen. Was werden Sie tun? Ich warte nicht Ihre Antwort ab, ich weiß sie im voraus. Es ist möglich, nicht unter Ihnen, bewahre! aber unter Leuten einer ganz besonderen Art, die sich von Grund aus von der Ihrigen unterscheidet, daß es dort jemanden gibt, der auch in solcher äußersten Gefahr nicht auf sich, sondern, wie gewöhnlich, auf des Himmels Macht und dessen Schluß vertraut — wer so

lebt, der allein mag den ersten Stein auf Hamlet werfen, wofern er es darf. Den Prinzen fand seine Notlage nicht in der Verfassung, anderswo als in sich selbst Rat und Hilfe zu suchen, und da dem so war, so mußte geschehen, was geschah. Nach menschlichem Ermessen gab es nur zweierlei: entweder sein Haupt fiel, oder die Köpfe seiner Gefährten wurden abgeschlagen, ohne daß ihnen das kleinste Wort der Widerrede und der Aufklärung verstattet war. Nur auf diese Weise konnte sich Hamlet das Leben über jeden Zufall hinaus sichern: und so wurde der Brief, der sein Todesurteil enthielt, in der Nacht, während die anderen schliefen, und in der Hast gefälscht.* Der einzige Augenblick, der ihm noch volle Sicherheit gewährte, duldete kein anderes Mittel; und so behält er scheinbar Recht, wenn er sagt:

Sie rühren mein Gewissen nicht.

Denn nicht Unschuldige schickt er so in den Tod, sondern Leute, die gerade um diese Todesart buhlten. Ihr Geschäft ist ein so unsauberes, daß kein Wasser es rein zu waschen vermöchte. Nicht einmal den Tod des Polonius können sie zu ihren Gunsten sprechen lassen, denn schon vor diesem unheilvollen Ereignisse waren sie mit dem Könige handelseinig geworden: nicht in bestimmter Weise um das Leben Hamlets, so doch im allgemeinen über alles, was den

* Es ist durchaus irrig, wenn man meint: schon die bloße Vernichtung des Briefes hätte genügt. Ganz und gar nicht! Wohl hatten Rosenkranz und Güldenstern keinen mündlichen Auftrag vom Könige erhalten, aber das konnte Hamlet natürlich nicht wissen. So mußte dieser darauf gefaßt sein, daß die Gefährten auch ohne das Schreiben der englischen Majestät die gleiche Botschaft übermitteln würden, der gegenüber Hamlet alsdann einen um so schwereren Stand hatte, als jene zu ihren Gunsten ja auf den Tod des Polonius verweisen und auch die Mannschaft des Schiffes als Zeugen für die angebliche Tollheit des Prinzen und dessen Gemeingefährlichkeit aufrufen konnten. Besten Falles hätte der König vielleicht, unsicher gemacht durch die gegensätzlichen Aussagen beider Parteien, die Entscheidung bis auf weitere Nachricht aus Dänemark hin vertagt, aber gerade diese würde ja das Todesurteil Hamlets lediglich bestätigt haben.

Prinzen betreffen mochte, vom Bösen bis zum Schlimmsten, Leben und Tod mit eingerechnet. Deswegen, weil nichts sie entschuldigt, ihre innere Schlechtigkeit sie im Gegenteil in allen Dingen verklagt, ist der Ausspruch Hamlets, soweit es sich um jene handelt, nur gerecht. Aber für Hamlet selbst? Freilich, in furchtbarer Not, die gar keine Säumnis zu gestatten schien — und doch ist es einmal da und kann nicht fortgeläugnet werden: zweien Angeklagten wurde das Urteil gesprochen, ohne daß der Richter sie vernahm, ihre Schuld prüfte und wog. Und kaum ist dies geschehen, so befreit ein wunderbares Geschick den Prinzen auch ohne sein Zutun aus einer Lage, in der er sich wenige Stunden vorher ohne den Richterspruch für völlig verloren erachten mußte. Die Gerechtigkeit des Urteils wird dabei nicht aufgehoben, aber daß es gerecht war, ist eine Sache des Zufalls gewesen. Auf das Ungefähre hin, rasch und gewissenlos wurde es gefällt, und wie sehr dies auch die wirkliche und in der Tat äußerste Not des Augenblickes entschuldigen mag, es bleibt trotzdem wahr: es geschah ihnen recht, ohne daß an ihnen recht gehandelt wurde. Dieses wunderliche Verhältnis ist es, was auch Hamlet nie ganz zur Ruhe kommen läßt, und was auch Horatio nachdenklich stimmt, wie sich dies deutlich genug in dem Gespräch verrät, das beide später darüber führen. Die Worte Horatios:

Und Rosenkranz und Güldenstern gehn d'rauf —

sind keine vorwurfsvolle Frage, wie Gervinus sich einbildete, denn der Text weiß nichts von einer solchen; aber sie werden auch nicht in dem Tone gesprochen, mit dem man ein befriedigendes, wenn gleich strenges Endergebnis aufnimmt, wie es wieder Herr Werder haben will — sie enthalten weder das eine noch das andere, sie sind vielmehr in dem Ausdrucke der Betroffenheit gehalten. Weil dem so ist, weil Hamlet dem Tone Horatios dieses abfühlt, und weil auch in ihm der Streit darüber nie ganz zum Austrage kommt, hat seine Antwort jenen scharfen und abweisenden Akzent, mit dem man jener Gewissensregungen am leichtesten Herr zu werden glaubt, die zur Hälfte Anklage, zur Hälfte Entschuldigung sind:

Ei, Freund! sie buhlten ja um das Geschäft.
Sie rühren mein Gewissen nicht: ihr Fall
Entspringt aus ihrer eignen Einmischung.

Es ist gewiß: sie rührten sein Gewissen nicht und konnten es nicht rühren, weil das volle Ereignis mit seinem Schlusse im allgemeinen ein gerechtes war; aber sie berührten sein Gewissen, weil er selbst innerhalb derselben Sache fehlte und jenen beiden gegenüber im Unrecht blieb. Wir müssen es angesichts der edlen Natur des Prinzen als völlig ausgemacht hinnehmen, daß jene furchtbare Entscheidung, die ihm der schreckliche Augenblick abzwang, auch nur für diesen und nur im schlimmsten Falle galt, und daß er außerdem kein Mittel und keinen Weg unversucht gelassen hätte, der zu seiner Rettung führen mochte, ohne gleichzeitig jene zu verderben — wäre ihm die Zeit dazu geblieben. Die Worte Horatios zu den Gesandten Englands:

Er gab zu ihrem Tode nie Befehl —

mögen das Schluß- und Merkwort zu der ganzen Betrachtung sein.

Rom, 2. November.

Laertes ist von Frankreich zurückgekehrt. In der Fremde hatte er vernommen, daß sein Vater eines geheimnisvollen Todes gestorben sei, und daß man den Toten heimlich wie einen Verbrecher ‚so unterm Husch' begraben habe; und im eigenen Hause sieht er endlich, wie die Schwester rettungslos dem nächtigen Wahnsinn verfällt.

Die Todesart, die heimliche Bestattung —
Kein Schwert, kein Wappen über seiner Gruft,
Kein hoher Brauch, noch förmliches Gepränge —
Sie rufen laut vom Himmel bis zur Erde,
Daß ich's zur Frage ziehen muß.

Das versteht sich.

Der Tropfen Bluts, der ruhig ist, erklärt
Für Bastard mich, schilt Hahnrei meinen Vater,
Brandmarkt als Metze meine treue Mutter —

Vortrefflich! und ſchlimm, wenn er nicht ſo fühlte.

Wie kam er um? ich laſſe mich nicht äffen.
Zur Hölle, Treu! zum ärgſten Teufel, Eide!
Gewiſſen, Frömmigkeit, zum tiefſten Schlund!
Ich trotze der Verdammnis! So weit kam's!
Ich ſchlage beide Welten in die Schanze,
Mag kommen, was da kommt! Nur Rache will ich
Vollauf für meinen Vater.

Ein wenig ſtark! es ſtehen der gerechten Leidenſchaft die kräftigen Worte gut, und doch! hat der junge Mann das Prahlen in Paris gelernt? Nur zu oft tobt die Zunge, wo das Gefühl verſtummt.

‚Was wollt Ihr unternehmen?‘ fragt der König. ‚Ihn in der Kirche erwürgen‘ — ah! Auch Klaudius iſt von dieſer Prozedur, wenngleich aus andern Gründen wie wir, nicht ſonderlich erbaut; er meint, es wäre beſſer, den Prinzen beim ehrlichen Kampfſpiel meuchleriſch aus der Welt zu ſchaffen:

Er achtlos, edel, frei von allem Arg,
Wird die Rapiere nicht genau beſehn;
So könnt ihr leicht mit ein paar kleinen Griffen
Euch eine nicht geſtumpfte Klinge wählen —

und ohne Zaudern fällt Laertes mit einem: ich will es tun — darauf. Und wie will er es zudem noch tun? Mit einem Gifte gegen das kein Kraut gewachſen,

Will ich die Spitze meines Degens wetzen,
So daß es, ſtreif' ich ihn nur obenhin,
Den Tod ihm bringt —

ein vollkommener Hallunke! Nicht überredet dazu; aus freien Stücken ſpendet er noch das Gift, damit die Sache nur ja ſicher ſei: und ſo wird er zum ‚Meiſter der Rache‘, wie ihn Gervinus liebt, und zu jenem ‚vollendeten jungen Edelmanne‘, als den ihn recht unerſchrocken Hermann Grimm zu preiſen verſteht.

Fände ſich wirklich jemand, der nicht geneigt wäre, der ungeſtümen Leidenſchaft des jugendlichen Mannes die reichlichſten Zugeſtändniſſe zu machen? ſelbſt noch im Übermaße in Anbetracht ſeines

guten Rechtes? Gleichwohl! Wo ist der einfache und wahrheitsinnige Sinn, den nicht der Pomp dieses Schmerzes nachdenklich stimmte? Spricht so der Adel und die Tiefe der Empfindung? Ist es nicht die Oberfläche, auf welcher dem Schmerze das Reden leicht wird? War dem Sohne der Verlust des Vaters vielleicht weniger empfindlich als die Weise, wie er starb? und war beides zusammen vielleicht noch immer von geringerem Belang für ihn als die Art, wie jener begraben wurde? wie ein Verbrecher ‚so unterm Husch', ohne alles förmliche Gepränge; kein ehrliches Begräbnis, wie es doch sonst Sitte und Gebrauch, weder dem Vater noch der Schwester — was sagt die Welt dazu, was denkt, was fordert sie? Die Welt verlangt des Kummers Kleid und Zier, verlangt nicht, was über allen Schein, sondern Geberden, die man spielen könnte: sie will sehen, will hören, sie will ihr großes Schauspiel haben. Und Laertes ist nicht umsonst ihr Mann. Ähnlich den Klageweibern im alten Rom wirft er sein gewaltiges Leid hoch in die Lüfte und bläst auf der Trompete seines Grames so lange und so laut, bis alle Welt es sieht, es hört und stillvergnügt und schreckbefangen staunt. Laertes weiß, was sich in dieser Welt gehört, und weil er darnach im besten Können handelt, ist er auch von jeher ihr erwählter Held gewesen. Er klagt nicht, weil ihm die Klage eines reinen Schmerzes zum Bedürfnis wird, sondern weil er es für schicklich und angesichts der bösen Welt und seines besonderen Falles für rätlich hält; nicht im Geheimen fließen seine Tränen, er braucht ein Publikum dazu. Wie ein eitles Judenweib, das an großen Volks- und Feiertagen mit verpfändeten Juwelen prunkt, so richtet auch er sich den Gram in Schwulst und Bombast her:

— Laßt noch die Erde weg,
Bis ich sie nochmals in die Arme fasse.
(Springt ins Grab.)
Nun häuft den Staub auf Lebende und Tote,
Bis ihr die Fläche habt zum Berg gemacht,
Hoch über Pelion und das blaue Haupt
Des wolkigen Olympos.

Prahlst du groß! um das zu vermögen, kann man wohl Vater

und Schweſter, aber nicht dieſelben ſich zum tiefgefühlten Leide verlieren. Mehr um ſich als um jene trauert er; nicht Gerechtigkeit, ſondern Rache fordert er; nicht jene, ſondern ſich will er rächen, und zwar an dem Manne, der ihn, wie er vermeint, der Welt gegenüber in eine ſchiefe und zweideutige Stellung gebracht hat. Er fragt nicht darnach, inwieweit derſelbe ſchuldig ſei; ſeiner niedrigen Selbſtſucht iſt es ſchon genug, daß der Schlag aus dieſer Richtung kam. Weil er ſich in ſeiner Eigenliebe tödlich verletzt fühlt, und zwar durch einen Menſchen, der höher ſteht und ſcheinbar ſchwer zu erreichen iſt, verfällt er der verbrecheriſchen Wut. Und in der Tat! ſeine Rache iſt von der niedrigſten Art, keine Entſchuldigung hält an ihrer Seite ſtand: alles wird ihm geboten, was nur der Edelſinn gewährt, ſeine Verzeihung erbeten, jede Genugtuung ihm in der Perſon des Prinzen ſelbſt in Ausſicht geſtellt, umſonſt! die vergiftete Klinge behält ihr Recht. Nicht mehr gerechte, ſondern ſchlechte Leidenſchaft ſpricht daraus: und weil dem ſo iſt, taut auch der verſchloſſene Mörder vor dem ‚vollendeten Edelmanne‘ auf, wird geſprächig, mitteilſam und tut dem Naturverwandten die herzige Abſicht kund, noch außerdem ein Giftfläſchlein für alle Fälle bereit zu halten. Unter ſolchen Vorſätzen ſehen die beiden Mordgeſellen der Ankunft des Prinzen entgegen.

Rom, 4. November.

Hamlet iſt wieder in Helſingör.

Kurz zuvor hatte er an Horatio geſchrieben: ‚Wir waren noch nicht zwei Tage auf der See, als ein ſtarkgerüſteter Korſar Jagd auf uns machte: da wir uns im Segeln zu langſam fanden, legten wir eine notgedrungene Tapferkeit an, und während des Handgemenges kam ich auf ihr Deck*; in dem Augenblicke machten ſie ſich

* I boarded them kann unmöglich: ich enterte — heißen, da man zuerſt entert und dann erſt handgemein wird. Der Korſar hatte geentert, und der Prinz war darauf in ſeiner ſtürmiſchen Tapferkeit ſogleich zum Angriff übergegangen.

von unserem Schiffe los, und so ward ich allein ihr Gefangener. Sorge, daß der König die Briefe bekommt, die ich sende — Rosenkranz und Güldenstern setzen ihre Reise nach England fort.' Was nun?

Will' und Geschick sind stets im Streit befangen.
Was wir ersinnen, ist des Zufalls Spiel.
Nur der Gedank' ist unser, nicht sein Ziel.

Das ist die in schmerzlichster Erfahrung errungene Erkenntnis, Hamlets Erkenntnis, die Frucht der jüngsten Tage. Was hatte er nicht gewollt! und wohin hatte es geendet! Noch immer lebt der Mörder, der Herr des Landes und der Gemahl der Königin, nach wie vor im ungestörten Besitze seines ruchlosen Gewinnes: dagegen Polonius tot, und jene beiden, Rosenkranz und Güldenstern, auf ihrem Weg zum Tode. Es tut das Herz ihm weh. Er will nichts mehr für sich allein; er gibt es auf, dem mächtigeren Geschicke, das verhüllt neben ihm einherschreitet, den Weg zu vertreten, um es nach seinem Gutdünken zu lenken: es komme, wie es komme; in Bereitschaft sein ist alles. So innerlich von dieser Welt schon gelöst, findet er sich auf dem Friedhof, von den Schauern der Endlichkeit umwittert. O Erde! du Markt der Eitelkeiten, auf dem

Ein Menschenleben ist, als zählt mans eins.

Er sieht den Schädel Yoriks: „Ich kannte ihn, Horatio; ein Bursche von unendlichem Humor, voll von den herrlichsten Einfällen. Er hat mich tausendmal auf dem Rücken getragen, und jetzt, wie schaudert meiner Einbildungskraft davor! mir wird ganz übel. Hier hingen diese Lippen, die ich geküßt habe, ich weiß nicht wie oft. Wo sind nun deine Schwänke, deine Sprünge, deine Lieder, deine Blitze von Lustigkeit, wobei die ganze Tafel in Lachen ausbrach? Ist jetzt keiner da, der sich über dein eigenes Grinsen aufhielte? Alles weggeschrumpft? Zu was für schnöden Bestimmungen wir kommen, Horatio!'

Der große Cäsar, tot und Staub geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem hohen Norden.

O daß die Erde, der die Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt.

Das ist das Ende aller Dinge und ihrer stolzesten Herrlichkeit.

‚Er philosophiert auf dem Kirchhofe,‘ schreibt der Sänger des vollendeten Edelmannes. ‚Wir kennen das schon! Über Yoriks Schädel vergißt er sich und die Welt um sich. Mitten im brennenden Hause würde er, statt sich zu retten, das im Holzwerk fortfressende Feuer wissenschaftlich beobachten, mitten im sinkenden Schiffe Berechnungen über die Geschwindigkeit machen, mit der es in die Tiefe geht. König, Königin, Fortinbras könnten tot daliegen, und Hamlet vom Volke zum Könige ausgerufen werden, er würde, statt die Stufen des Thrones hinaufzusteigen, über eine Fliege philosophieren, die auf jenes goldenen Zierraten herumspazierte.‘

Original, fahr hin in deiner Pracht!

Hamlet ist fertig mit dieser Welt, in welcher der Edle nur mit Mühe atmet; sie auf der Stelle zu verlassen, ihm wäre es gerade recht; ihm ist der Tod nicht Ende, sondern Anfang seiner Seligkeit; er ist bereit und harrt. Er hat es aufgegeben, die Ereignisse herbeizuzwingen; schmerzlicher als alles frühere hat ihn zuletzt noch der Tod der lieblichen Ofelia an seinen schweren Irrtum gemahnt. Er plant nicht mehr; er weiß, das Schicksal schreitet: dies ist ihm genug; er sucht es nicht, er will sich finden lassen. Zwar fragt er Horatio, dem er von dem letzten mörderischen Anschlage des Königs erzählt, ob es jetzt nicht vollkommen gewissenhaft* wäre, jenem mit

* Also conscience hat bisher die Rache verzögert, bekräftigt hier naiv genug Herr Werder. Wenn dem so ist, wie fährt dabei die geschickte Racheübung vor der Welt, zu deren leidenschaftlichstem Anwalt sich selbst gerade dieser Kritiker berief? Freilich hat Herr Werder eine gewaltige Scheu vor dem deutschen Wort: Gewissen; nach ihm müßte conscience eigentlich nie anders als Betrachtung heißen, was vornehmlich an dieser Stelle einen höchst erbaulichen Sinn abgäbe.

Der meinen König totschlug, meine Mutter
Zur Hure machte; zwischen die Erwählung
Und meine Hoffnungen sich eingedrängt:

eigener Hand den wohlverdienten Lohn zu geben, aber er spricht es nur hin, sein Wille ist fern von der Frage.

Hamlet entsagt. Um den Rächer zu spielen muß man allweise und allgerecht sein, und er ist weder weise noch gerecht gewesen: was er anstrebte, ging über menschliche Kraft. Gegen seine bessere Natur und gegen besseres Wissen hatte er der Qual des Lebens nachgegeben, hatte mit den stärksten Reizmitteln die Tat herbeizwingen wollen, die ihn drohend von sich wies: er hatte sich getäuscht und hatte gefehlt. Die eigne Natur empörte sich im letzten Augenblicke dagegen; sie schlug den Arm zur Seite, der Stoß verfehlte sein Ziel und traf daneben. Daß er traf, wo er fehlen sollte, ist freilich nur ein Unglück, aber welch' ein Unglück! Übergroßes Leid, Wahnsinn und vier Menschenleben hat es zu verzeichnen. Verbannt ist das Wort: Rache — aus dem Munde des Prinzen; er scheut davor zurück, es noch einmal auszusprechen, denn er weiß, daß ihm mit jener Stunde auf seinen Ruf ein feindliches Echo wach geworden. In Laertes' Los sieht er das Ebenbild des seinen und weiß diesen gegen sich; er fühlt sich unschuldig und doch verantwortlich; er schweigt. Das Schreiben, in welchem der König seinen Tod befahl, ist in seiner Hand; er läßt es unbenutzt; er läßt dasselbe nicht laut und vor aller Welt gegen den hinterlistigen Mörder klagen: auch davor schreckt er zurück, denn geschähe dies, so müßte er auch von jenem anderen Briefe sprechen, in dem er, er selbst, das Todesurteil zweien andern schrieb:

— gleich auf Sicht, ohn' alle Zögerung,

ja ohne ihnen selbst nur Frist zum Beichten zu geben. Allerdings tat er dies, weil er andernfalls wahrscheinlich verloren gewesen. Da dieses jedoch nur scheinbar war, sich auch so erwies und sich auf mehr als eine Weise noch als solcher Art erweisen mochte, er selbst aber dem Scheine die nähere Prüfung versagte, und vom Augen-

---

Die Angel warf nach meinem eignen Leben.
Mit solcher Hinterlist: is it not perfect conscience —
ist es nicht völlig gewissenhaft? u. s. w.

blicke übermannt, seine rasche Entscheidung traf: nicht weil sie schlechthin gerecht, sondern weil sie ihm für jeden Fall die denkbar vollkommenste Sicherheit gewährte, fällt ihm, wenn nicht der Tod von Rosenkranz und Güldenstern, so doch der gewissenlose Spruch zur Last. Er fühlt dies, fühlt es um so peinigender, je heftiger er sich dagegen sträubt. Er hat hierbei sein Inneres, aber auch nur hier befleckt. Die Aufgabe, wie er sie sich gedacht, ist nicht mehr von ihm zu lösen; er gibt sie auf. Er ist sich durchaus bewußt, daß sein Leben vor der Tücke des teuflischen Oheims keine Sekunde mehr gesichert ist, daß jener über neue Mordpläne brüten wird, seitdem er die Rückkehr des Neffen erfuhr, und seine Anschläge ins Werk setzen muß, ohne erst die Botschaft von England abzuwarten. Er weiß, daß er jenem verfällt, wofern er ihm nicht zuvorkommt, aber er unternimmt nichts mehr; er läßt es sich gefallen. Nur eine schleunige Tat kann ihn noch retten; sie kommt als Frage über seine Lippe, aber er ist zufrieden, als Horatio ihm ausweichend antwortet:

> Ihm muß von England bald gemeldet werden,
> Wie dort der Ausgang des Geschäftes ist.

Er stimmt dem Freunde bei: ‚Die Zwischenzeit ist mein!‘ sie ist es nicht; es gibt keine mehr für ihn; er sagt es, ohne selbst daran zu glauben: denn er fühlt, daß er bereits in jenem Schatten atmet, den das Verhängnis vor sich her wirft; aber er wappnet sein Herz gegen die Ahnungen; er läßt sich zu nichts mehr bewegen, er unternimmt nichts mehr dafür und dagegen; er erwartet das Geschick. Und es ist da.

Der junge Osrik, der einst ‚mit seiner Mutter Brust Umstände‘ machte, und der bereits in jungen Jahren soweit gekommen ist, um spitze und stumpfe Klingen, vergiftete und unvergiftete Rapiere, wenn es sein gnädiger König verlangt, mit unschuldiger Miene bereit zu halten und zu vertauschen, ladet auf königlichen Befehl den Prinzen zu einem Fechterspiele mit Laertes ein. Der Hof erscheint; der junge Osrik reicht Laertes das spitze und vergiftete Rapier; das Spiel beginnt. Laertes wird seinem hohen

Ruhme nicht ganz gerecht. Das edle Wort und der innige Ton, mit dem Hamlet sich die Verzeihung des jungen Mannes erbat, haben den letzteren nicht ganz ungerührt gelassen; er erscheint befangen und verwirrt. Das Gewissen regt sich; die vergiftete Klinge geht immer fehl. Zweimal schon hat Hamlet getroffen, da stachelt jenen endlich der Triumph des letzteren und der Hohn des Königs auf; er trifft und verwundet dabei seinen fürstlichen Gegner. Hamlet fühlt den Stoß, aber nicht die Wunde, und im Eifer, den Erfolg des anderen zu übertreffen, schlägt er einem erlaubten Fechtmanöver gemäß die Klinge desselben seitwärts nach unten und versucht ihn zu entwaffnen.* Es gelingt. Laertes, durch seinen schmählichen Erfolg erst recht bestürzt — er ist noch neu in dem Geschäft — läßt das vergiftete Rapier fahren, greift aber zugleich, um sich nicht ergeben zu müssen und um den Kampf fortsetzen zu können, nach der Klinge Hamlets: so werden die beiden Rapiere vertauscht. Der Kampf nimmt seinen Fortgang. Der König befiehlt: ‚Trennt sie! sie sind erhitzt.' Hamlet hört nicht darauf. Sie fechten weiter; Laertes wird getroffen und verwundet. Die Königin, die auf Hamlets Wohl kurz zuvor den giftigen Trank leerte, der für den Sohn bestimmt war, sinkt zu Boden. Da erst bemerkt Horatio, daß beide Kämpfer bluten. Die Königin ruft noch:

Der Trank! der Trank! Ich bin vergiftet!

Dann stirbt sie. Laertes fällt, und nahe dem Tode entdeckt er:

— Hamlet, du bist umgebracht.
Des Frevels Werkzeug ist in deiner Hand
Unabgestumpft, vergiftet; meine Arglist
Hat sich auf mich gewendet. Sieh! hier lieg' ich,
Nie wieder aufzustehn; vergiftet deine Mutter;
Ich kann nicht mehr — des Königs Schuld, des Königs!

---

* Shakespeare schreibt hier ausdrücklich vor: Laertes wounds Hamlet; then in scuffling they change rapiers — Herr Elze übersetzt gleich Schlegel „in scuffling" (handgemein werdend) mit: in der Hitze des Gefechts — und das nennt sich sorgfältig revidiert!

In dieſem furchtbarſten Augenblicke, in welchem der ruchloſe Mann die eigene und zwar geliebte Gattin ſeinem ſataniſchen Egoismus zulieb den Giftbecher trinken läßt, in welchem die Toten ihre Gräber verlaſſen, um gemeinſam mit den zu Tode getroffenen den achtfachen Mörder anzuklagen — den Mörder, den gleichwohl nur ein kleiner Schritt noch von dem bergenden Walle trennt, hinter dem er mit teufliſchem Behagen aller irdiſchen Vergeltung lachen könnte; angeſichts dieſes Hohnes über Recht und Gerechtigkeit, über zeitliches und ewiges Gebot, angeſichts dieſes Triumphes, vor dem der menſchliche Verſtand verzweifelt, hebt ſich der Arm Hamlets:

So tu denn, Gift, dein Werk!

Hamlet erſticht den König. Ob er es endlich durfte? Mögen wir uns begnügen, es dahin zu verſtehen, daß er nicht anders konnte: er mußte es tun, da der Inhalt dieſes letzten Augenblickes über jedes menſchliche Verſtändnis hinauswuchs. Um noch anders zu handeln, als er tat, hätte er mehr oder weniger als Menſch ſein müſſen, und Hamlet war nur Menſch, wie ſehr er auch dem Göttlichen und dies von ganzem Herzen ergeben war. Menſchlich im höchſten Sinne, nur wie er es vermochte, war ſeiner Aufgabe nahe zu kommen, einzig, wie es hier geſchah. Im letzten Lebensaugenblicke, jedem ſelbſtiſchen und irdiſchen Verlangen ſchon von Grund aus entfremdet, handelte er nur noch als Streiter des Rechts im Dienſte der Gerechtigkeit, ſoweit er zu erkennen imſtande war. Nur in der eigenen Todesſtunde, und darum nicht mehr um ſeinetwillen, ſondern allein noch der Gerechtigkeit zulieb, und in jenem bangen Zwielicht, unter welchem ſich das Endliche zum Ewigen erweitert, durfte er glauben, daß ganz und voll das Recht auf ſeiner Seite ſei, durfte glauben und dabei irren, und doch des Freiſpruches dort gewiß ſein, wo nicht zu irren ſchon über menſchliches Können und Verſtehen geht.

Sicherlich! Die Fortinbras und Laertes haben ihren guten Grund im Stücke. Neben Hamlet und ihm gegenüber ſind ſie geſtellt, nicht um ihn zu verdunkeln, ſondern um ganz im Gegenteil

seinem hehren, sonnengleichen Bilde zur schönsten Wirkung zu verhelfen. Um eine Eierschale stünde Fortinbras nicht an, zwanzigtausend Menschenleben leichtfertig und frohgemut zu opfern: eine herrliche Tatkraft! die sich von dem Wahne nährt, daß die ganze Welt nur zur Belustigung eines Grillenfängers vorhanden sei — welch' hoher, sittlicher Verstand! Und daneben Hamlet! Lag's ihm nicht nahe genug, das Dreifache an Mannschaft für eine Sache aufzubieten, die in den Augen der Welt doch eine gewaltig andere Bedeutung hat als ein Fleckchen Erde, das mit fünf Dukaten schon zu teuer bezahlt ist? und obschon er einen Vater zu rächen und einen Thron zu beanspruchen hatte, so erschien doch seinem Wissen und Gewissen die eigene Sache, weil sie eben nur die seine war, viel zu klein, um ihretwegen mehr als sich selbst dabei zu gefährden. Wo andere unbedenklich Hunderttausende für einen solchen oder für noch viel niedrigere Zwecke verbraucht hätten, verfallen ihm nur vier Menschenleben, und auch nicht einmal ihm, sondern seiner Qual, seiner Bestürzung und einer augenblicklichen Hast. Wie sträubt sich nicht trotz Schmach und unsäglicher Pein der edle Sinn des Prinzen dagegen, dem Menschen, und wäre es auch der ruchloseste und der ihn am bittersten gekränkt, das abzuerkennen, was Gott jenem gegeben und darum auch allein zu nehmen hat — das irdische Leben! Er rafft sich erst dann zu dem grauenhaften Entschlusse auf, als sich seinem besten Erkennen nach das Verbrechen zu einem ungehinderten Triumphe auf Erden anschickt. Dagegen Laertes! Der Edelmann steckt so wenig in dem ritterlichen Kleide, daß er schlimmer als ein Wegelagerer oder Raubmörder, der doch immer noch selbst bei seinen schlimmsten Plänen den Mut hat, das eigene Leben daranzusetzen, sich heimtückisch Mittel und Wege schafft, die ihn, wie er glaubt, in jedem Falle ungefährdet lassen, während sie den andern rettungslos dem Untergange weihen — und dies unter der Maske der Freundschaft, unter dem Gelöbnis, die Liebe, welche der Gegner ihm im edelsten Vertrauen bot, wert und in Ehren zu halten: Verrat und Meuchelmord zu gleicher Zeit. Darum fällt er auch gefangen in der eigenen Schlinge und sich zur Strafe wie alle

übrigen Personen des Stückes, die mit zäher und sündlicher Begier an diesem Leben hingen — sie alle sich zur Strafe und nur Hamlet sich zur Erlösung. Nur für diesen gelten die Worte:

Da bricht ein edles Herz. Gut' Nacht, mein Fürst!
Und Engelscharen singen dich zur Ruh'!

Rom, 7. November 1882.

Über die Art des Stückes hat Goethe die vortrefflichste Aufklärung gegeben:

‚Ich bin weit entfernt,' heißt es im Wilhelm Meister, ‚den Plan dieses Stückes zu tadeln, ich glaube vielmehr, daß kein größerer ersonnen worden sei, ja, er ist nicht ersonnen, er ist so. Es gefällt uns so wohl, es schmeichelt so sehr, wenn wir einen Helden sehen, der durch sich selbst handelt, der liebt und haßt, wenn es ihm sein Herz gebietet, der unternimmt und ausführt, alle Hindernisse abwendet und zu einem großen Zwecke gelangt. Geschichtschreiber und Dichter möchten uns gern überreden, daß ein so stolzes Los dem Menschen fallen könne. Hier werden wir anders belehrt; der Held hat keinen Plan, aber das Stück ist planvoll. Hier wird nicht etwa nach einer starr und eigensinnig durchgeführten Idee von Rache ein Bösewicht gestraft, nein, es geschieht eine ungeheure Tat, sie wälzt sich in ihren Folgen fort, reißt Unschuldige mit; der Verbrecher scheint dem Abgrunde, der ihm bestimmt ist, ausweichen zu wollen, und stürzt hinein, ebenda, wo er seinen Weg glücklich auszulaufen gedenkt. Denn das ist die Eigenschaft der Gräueltat, daß sie auch Böses über den Unschuldigen, wie der guten Handlung, daß sie viel Vorteile auch über den Unverdienten ausbreitet, ohne daß der Urheber von beiden oft weder bestraft noch belohnt wird. Hier in unserem Stücke wie wunderbar! das Fegefeuer sendet seinen Geist und fordert Rache, aber vergebens! Alle Umstände kommen zusammen und treiben die Rache, vergebens! Weder Irdischem noch Unterirdischem kann gelingen, was dem Schicksal allein vorbehalten ist. Die Gerichtsstunde kommt. Der Böse fällt mit dem Guten. Ein Geschlecht wird weggemäht, und das andere sproßt auf.'

Man wird daneben gewiß nicht ohne Bedauern lesen können, daß Herr Rümelin völlig anderer Ansicht ist: er findet Goethe gegenüber, der den Plan des Stückes für den größten erachtete, der je ersonnen, daß ganz im Gegenteil ‚hinsichtlich der Übereinstimmung der Charaktere und nach der pragmatischen Seite in Gang und Fügung der Handlung das Stück die größten Anstöße gibt, ja, daß es unter diesem Gesichtspunkte geradezu den unvollkommensten Werken des Dichters beizuzählen ist'.

Das böse Urteil des Kritikers wird kaum noch Verwunderung erregen, wenn man die ergötzlichen Vorstellungen bedenkt, die Herr Rümelin von dem Wesen der dramatischen Kunst im allgemeinen hat. Ihm ist es nämlich durchaus begreiflich, daß es Shakespeare ‚bei einer dramatischen Behandlung der Hamletsage als die Hauptsache erschien, unter der Decke verstellten Irrsinns Sprüche tiefsinniger Weisheit zu verbergen'. Da das Stück nun keineswegs das enthält, was dem großen dramatischen Kunstverstand des Herrn Rümelin als die Hauptsache erscheint, weder den verstellten Irrsinn, noch die Sprüche tiefsinniger Weisheit, der ganze Tiefsinn Shakespeares sich vielmehr ausschließlich an der vollkommensten Gestaltung der Handlung und Personen, wie sich dies beim Drama geziemt, genügen ließ, so wird es freilich begreiflich, daß der Kritiker sowohl mit dem Dichter wie mit dem Stücke höchst unzufrieden sein mußte. Zum Beispiel: ‚Laertes ist eine frische, ritterliche Gestalt, wenn er sich schließlich aber ohne alles Bedenken dazu versteht, bei einer bloßen Rapierübung eine geschärfte Waffe mit vergifteter Spitze zu gebrauchen und so den arglosen Gegner zu töten, so ist dies der gemeinste Schurkenstreich, der unritterlichste Meuchelmord, den man vergeblich mit der vorausgehenden 'Charakteristik in Einklang zu bringen sucht.' Herr Rümelin unterliegt hier einem Fehler seiner Einbildungskraft: die vorausgegangene Charakteristik lebt nur in seiner ungenügsamen Phantasie. Wir wissen von dem trefflichen Laertes vorerst nichts weiter, als daß er das moderne Babel über alles liebt, daß er demgemäß wohl sehr lebenslustig gewesen sein muß, denn um zu büßen und sich zu kasteien geht man nicht nach

Paris, und daß er zudem eine gute Klinge führt; aber man kann Lebemann und Haudegen ohne Frische und Ritterlichkeit sein, ganz abgesehen davon, daß die beiden letzten Eigenschaften erst recht nicht beieinander zu sein brauchen. Wenn schon diese Erkenntnis über das Vermögen des Erklärers geht, so darf man auf das eigentliche Maß seines Könnens mit Recht begierig sein. Weiter!

‚Der Dichter durfte uns nicht den Vater vorher als Hanswurst vorführen, wenn er die Tochter nachher über dessen Tod den Verstand verlieren läßt.‘ Vor allen Dingen ist Polonius kein Hanswurst; er ist ein spaßiger, alter Herr, der sich einem Prinzen zu Gefallen, den er für völlig verrückt hält, noch etwas dümmer stellt, als er wirklich ist; der aber daneben seinen Kindern ein vorsorglicher Vater sein kann, und sich unter Umständen auf diese Pflichten besser versteht als so mancher andere, der bei allen Gelegenheiten ernsthaft wie eine Kuh dareinschaut. Nicht der witzelnden Hofschranze, sondern des zärtlichen Vaters halber verliert Ofelia den Verstand, und auch nicht bloß des letzteren wegen, sondern weil sie gleichzeitig den Geliebten für wahnsinnig hält, und dieser ihr den Vater erschlägt. Aber gleich an alles zu denken — heißt das nicht zu viel von einem Kritiker verlangen? Weiter!

‚Wenn der Abstand zwischen Hamlets Vater und Klaudius nach Schönheit, Geist* und Charakter ein so unendlicher war, daß nur der offenbare Wahnsinn diesem in irgend einem Punkte den Vorzug geben konnte, wenn der sinnliche Beweggrund schon durch das Alter der Königin, der Mutter eines 30jährigen Sohnes wegfiel, wenn der erste Gatte sie so liebte, daß er des Himmels Winde nicht zu rauh ihr Antlitz ließ berühren, was war es dann noch, das sie gleichwohl zum Ehebruch und zur blutschänderischen Ehe trieb?‘ Wenn die Gewissenhaftigkeit eines Kritikers von so mangelhafter Beschaffenheit ist, daß er es nie dahin bringt, ganz seine Pflicht zu tun; wenn er trotz langem Leben immer der Grünling geblieben ist, um sich billig darüber verwundern zu dürfen, daß eine Frau von

* Des Witzes Zauber wird dem letzteren freilich von dem ermordeten Bruder ausdrücklich zuerkannt.

fünfzig Jahren noch wollüstig sein kann, und daß die Lüsternheit, von Schönheit, Geist, Charakter, Liebe, Treue ungerührt, weil unbefriedigt, sich um so leichter der Verführung überläßt, die sich ‚mit Witzes Zauber, mit Verrätergaben' gekräftigt und verschönt hat — was ist es gleichwohl, das einen solchen, leicht beschwingten, geistigen Backfisch, der von einer jeden Arbeit nur nascht und darum auch nie zu einem vollen Einblick in den Gegenstand seines Zeitvertreibs gelangt, dem sogar dies unverständlich ist, daß der erste Schritt auf abschüssiger Bahn den zweiten bei schwachen Naturen zur unausbleiblichen Folge hat: was ist es gleichwohl, das dieses unzureichende Gehirn gerade die Höhen und Tiefen menschlichen Könnens und Kennens mit seiner Kinderlaterne zu beleuchten treibt? Was es ist? Herr Rümelin mag Antwort geben. Und zum Schluß!

‚Hamlets Handlungen sind konfus und unzweckmäßig. Der Grund hiervon ist aber nicht, daß der Dichter ihn so darstellen wollte; sondern die unverkennbare Unzulänglichkeit in Hamlets Tun ist nicht sowohl für ihn als für Shakespeare charakterisierend.' Es ist jetzt in der Tat klar, daß Shakespeare nur halb soweit als unser Rümelin sah. Was sagt Herr Hermann Grimm dazu? Oh, der bleibt sich treu!

Dieser interessante Kunstkenner findet mit einer graziösen Schwenkung zum Übersinnlichen hin, daß doch Shakespeares Blick zuweilen eine ganz eigene Richtung nahm. ‚Enthält sein Werk Widersprüche,' äußert er sich, ‚die unauflösbar scheinen, so sind diese nicht zufällig hineingekommen, sondern Shakespeare wollte, daß sie darin seien, und setzte sie mit Bedacht in Szene.' Hier nähern wir uns bereits der inhaltsschweren Betrachtung, ob Shakespeare nicht schon über sich selbst hinaus sah. Die große Kunst Shakespeares soll nach Herrn Grimm darin bestehen, uns unausgesetzt ‚in der Ungewißheit über Hamlets Zurechnungsfähigkeit hin und her zu halten'. Dies soll des Dichters Absicht sein, und sein Vorhaben soll ihm auch gelingen. Die Jünger der tragischen Kunst können von den wertvollen Aufschlüssen dieser kritischen Heroen lernen, wie man in bester Form eine unsterbliche Dichtung macht. Herr Rümelin

verlangte, daß man einem verstellten Irrsinn Sprüche tiefsinniger Weisheit unterlege; Herrn Grimms Rezept ist noch viel vergnüglicher. Nach ihm genügt es schon, das verehrliche Publikum zu der unterhaltenden Frage anzuregen: ist er verrückt? ist sie verrückt? sind sie es beide? sind sie es nicht? ja oder nein? gerad oder ungerad? und das Wunder aller Werke ist getan. ‚Allerdings sagt Fortinbras' — und hiermit nehme ich von diesem tiefsinnigen Kunstlichter, wie ich hoffe, für immer Abschied — ‚beim Abschlusse des Stückes, Hamlet würde, wenn er den Thron bestiegen hätte, kraftvoll regiert haben, allein diese Verse gehören als letzter Trumpf in die Kategorie jener Widersprüche, mit denen der Dichter ein abschließendes, sicheres Urteil unmöglich machen wollte.' Wollte? ein Ding ohne Grund, ohne Entwickelung, ohne Zusammenhang, ohne Sinn und Verstand? der große Dichter? der dramatische Künstler? Da wäre es doch besser gewesen, es hätte dieser Dichter Schweine gehütet oder den Kälbern das Fell über die Ohren gezogen!

Herr Werder hat für den Zweck dieser Tragödie eine Erklärung gefunden, auf die es sich lohnt, einen Augenblick näher einzugehen. Der eigentliche Inhalt ist nach ihm hier die Sühne; denn ‚alle Tragödie ist Verkündigung der Gerechtigkeit, und im Hamlet handelt es sich um ihr durch eine Missetat aufgerufenes, göttliches Gericht, weil das menschliche in diesem Falle ohnmächtig ist'. Also Schuld und Sühne — der alte Jammer! und daneben noch zur erbaulichen Abwechselung die göttliche Gerechtigkeit. Freilich ohne Schuld ist keine Tragödie zu denken, denn ohne Schuld, gleichviel von welcher Seite her sie wirkt, wäre kein Leid; aber die Sühne! diese müßte in der Tat für alle und nicht blos für Hamlet Verkündigung der göttlichen Gerechtigkeit bedeuten. Welcher Dichter aber wäre aberwitzig genug, sich für ein so närrisches Unternehmen zu begeistern! Doch nicht der Fürst der Denker und Dichter? Armselige Stümper, als die wir uns ausnahmslos bei jedem irdischen Richterspruche ausweisen, wir sollten den frevelhaften Hochmut so weit treiben, uns die Allheiligkeit und die Allweisheit eines Gottes anzumaßen? Da wir uns auf die Gerechtigkeit schlechthin in keinem

Falle ganz verstehen, der Gang der göttlichen uns zudem stets das dunkelste Rätsel bleibt, wie könnten wir wahnwitzig genug sein zu vermeinen, daß zu einem Abglanze solcher Vollkommenheit die Werke unserer Bedürftigkeit würden. Worin uns ein für allemal der Einblick versagt bleibt, davon läßt sich auch nicht berichten, und weil dem so ist, kann auch der Inhalt einer Tragödie niemals Verkündigung göttlicher Gerechtigkeit sein, es sei denn von und für Toren.

Aber der Inhalt der Tragödie ist das Leid! Vermöge dieses Leids die mitfühlende Menschenbrust mit der innigsten Überzeugung zu beseelen, daß dieses Leben das größte aller Übel ist und der Tod Erlösung: das ist die wahre und in der Tat die einzige Aufgabe der tragischen Kunst. Trübselige Komödien, die sich Trauerspiele nennen, haben sich mit dem verblaßten Plunder von Schuld und Sühne behängt. Die Tragödie Shakespeares weiß nichts davon. Nicht darauf kommt es an, daß ein einzelner sich verschuldet und dabei zugrunde geht, sondern daß die Bosheit herrscht, daß je nach dem dichterischen Plane sowohl der Gute wie der Böse leidet, und daß der erstere immer, ja selbst der letztere häufig in diesem Leben die höchste Qual und nur in dem Tode noch die einzige Rettung erblickt. Der Held dürfte rein und ohne Sünde sein und müßte gerade deshalb zum Mittelpunkt der vollkommensten Tragödie werden. Nur für die Schlechten ist der Tod eine Strafe, und auch nicht einmal für diese immer, denn sobald in ihnen das Leid über die Triumphe ihrer Frevel hinauswächst, wird ihnen das Leben zur Hölle und der Tod zur Seligkeit. Dem Guten hinwieder ist der Tod immer nur die Erlösung von den weltlichen Übeln. Gleichviel aber, ob gut oder böse, sie müssen leiden, sogar im Übermaße, damit wir ihnen nicht nur gerührt ein paar Tränen weihen, damit wir nicht bloß für sie empfinden, vielmehr mit ihnen fühlen und uns gleich ihnen unter dem überwältigenden Eindrucke der Vorgänge aus dieser Welt hinaussehnen, die vornehmlich der Schauplatz der Sünde und des Jammers ist. Solches hat noch immer die echte Tragödie bewirkt, deren es freilich so viele gibt, daß man sie

an den Fingern abzählen kann, ohne dazu mehr als ein paar Sekunden zu verbrauchen. Leid und Weltflucht — dieſe ſind der Inhalt und das Ziel der tragiſchen Kunſt; die Gerechtigkeit läßt man dabei am beſten ganz ungeſchoren. Man kann nicht einen Schritt tun, ohne dabei zu ſtolpern. Was wir nicht zu erkennen vermögen, ſollen wir unerörtert laſſen. Welcher menſchliche Verſtand brächte es mit ſeinem Witze ſo weit, bei dem Loſe Hamlets zu entdecken, daß es ein gerechtes ſei? Er leidet, weil er gut iſt, und er geht zugrunde, weil die Welt im allgemeinen ſchlecht iſt. Wenn das Gerechtigkeit iſt, ſo iſt das eine, die ich nicht verſtehe, und zu der die Schlüſſel wohl jenſeits des Grabes liegen müſſen. Ihm fällt ein ſittliches Gebot zur Laſt, zu deſſen Vollführung er angeſichts der Verhältniſſe ſeiner Natur und ſeinem beſten Erkennen nach nichts unternehmen kann; er ſoll, und trotzdem darf er nicht. Es gab wohl einen Ausweg, aber Hamlet fand ihn nicht: der Gläubige hätte entſagen dürfen und müſſen. In der unerträglichen Qual ſolch' widerſtreitender, ſittlicher Gebote greift er, nur um ſich wenigſtens den Schein der Handlung zu retten, zu einem Mittel, das ihn ſeinem Oheim entdeckt: die bloße Entdeckung koſtet ihm das Leben. Freilich kommt dabei auch der Mörder um, aber es iſt völlig verkehrt, daraufhin von einer höheren Hilfe zu fabeln, mit der Hamlet ſeine Aufgabe gelöſt haben ſoll, denn zu allererſt löſt er ſie nicht, da die Tat endlich nicht ſeinem Weſen gemäß ausfällt — und dann:

‚Worin beſteht dieſe Hilfe?' fragt Herr Werder. ‚In einem Vorgange, der viel wunderbarer iſt als eine Geiſtererſcheinung, als das Umgehen des geſpenſtiſchen Klägers, der die Aufgabe bringt — darin: daß die waltende Macht das Geheimſte und Nächſte zu ihrer Verkündigung benutzt; daß ſie den Feind, den Verbrecher veranlaßt, aus dem eigenſten Hange ſeiner Natur her, wider ſich ſelbſt, dem Rächer auf halbem Wege in ſeinem verzweifelten Geſchäfte zu Hilfe zu kommen.' Nun! wenn die Gegenzüge des Klaudius, der ſein Verbrechen entdeckt und ſich in ſeinem Leben gefährdet erachtet, ſchon Wunder ſind, ſo ſind wir von nichts als von ſolchen umgeben. Man hebt den Arm, um einen Schlag abzuwehren: voilà le

miracle! Solch' wunderbaren Vorgängen gegenüber büßt freilich die Geistererscheinung viel von ihrem übernatürlichen Glanze ein. ‚Durch seine Praxis: durch neue Untat, zu der er verlockt und gedrängt wird durch Hamlets Angriff, durch neue Untat, darunter er die alte völlig zu vergraben und zu verschütten denkt, kommt auch sie endlich zutage; durch sein Tun, seinen Anschlag, durch seine feinste List, seine schlaueste Tücke; und je wirksamer zum Verderben Hamlets er die doppelten Fäden spinnt, desto unzerreißbarer für ihn selbst und auch noch ausreichend für die Gefährtin seiner Schuld wird die Schlinge. Sein Meisterstück wird sein Untergang.' Welch' ein wüster Traum! in dem, wie natürlich, auch nicht ein Zug der Wirklichkeit entspricht. Nicht aus seinem Hange, denn der Mord ist nicht sein Hang, sondern aus seinem Selbsterhaltungstriebe, den er so gut wie jeder andere hat, handelt Klaudius nach dem Schauspiele; und ihm widerfährt dabei eine Kleinigkeit, die Herr Werder in allen Verbrechergeschichten nachlesen kann: er kommt an dem eigenen Ungeschicke zu Fall. Was er ersinnt, ist nicht feinste List, nicht schlaueste Tücke, ist kein Meisterstück, vielmehr ein sehr plumpes Stück. Ja, sein erstes Verbrechen war ein Meisterstück! Vor dem hatte er in vollkommener Sicherheit geplant; er selbst hatte das Gift dem schlafenden Bruder ins Ohr geträufelt, nur er allein wußte davon. Aber indem er sich Hamlets zu entledigen beeilt, da er ihn nach England schickt, macht er sogleich ein ganzes Königreich zum Zeugen seines Verbrechens. Was er sodann mit Laertes ausheckt, ist sogar unglaublich tölpelhaft. Am eigenen Hofe vertraut er einem jungen Edelmanne seine schlimmsten Pläne an, macht diesen zum Mitgenossen seiner Verbrechen, überträgt diesem die ärgste Büberei, ohne sich dabei zu fragen, ob der letztere auch standhalten wird. Wie, wenn dieser sich besänne? wenn er ihn durchschaute? ihn oder auch sich im unbewachten Augenblicke verriete? Und angenommen auch, es ging alles, wie der König es sich dachte, der Mord ward in jedem Falle offenbar: Gift am Rapier und Gift zum Überfluß im Becher — der Mörder verfiel auf nichts; ihm war die Besonnenheit abhanden gekommen. Er pflanzte sich in die Nähe des

vergifteten Rapiers hin, er hatte es sich nicht überlegt, daß diese Klinge auch durch Zufall in Hamlets Hände geraten könnte. Er würde ähnlich dem früheren ein Meisterstück geliefert haben, wenn er es zustande gebracht hätte, Hamlet unter dem Scheine eines natürlichen Todes sterben zu lassen. Es mußte ihm daran liegen, seinen Neffen aus dem Wege zu räumen, aber auch ebenso sehr, daß die Untat dabei unentdeckt bliebe. Das letztere war nur dann mit voller Gewißheit zu erwarten, wenn er sich allein ans Werk gemacht hätte, aber dazu fehlte ihm vor allem das Gefühl der Sicherheit. Um das Vollkommenste auch im Verbrechen zu leisten, dazu bedarf es der ruhigen Vorbereitung: und der Mörder hatte weder Ruhe noch Zeit. Er wähnte sich in jedem Augenblicke seines Lebens bedroht; er hatte das Bewußtsein einer schlechten Tat, und daß sie entdeckt sei und der Rächer ihm auf den Fersen, und er handelt darum, wie alle in ähnlichen Fällen handeln — kopflos. Es wiederholt sich nur bei ihm, was wir auch sonst täglich beobachten können, daß der geriebenste Verbrecher, der soeben noch mit seinem überlegenen Verstande seine erste, verbrecherische Tat zur Ausführung brachte, sogleich darauf in der Furcht vor Entdeckung oder Strafe eine Unklugheit begeht, die ihm verhängnisvoll wird. Dies sind alltägliche Vorgänge, und wenn Herr Werder durchaus darauf besteht, daß wir selbst mit unserem gesamten Tun und Lassen nichts weiter als ein großes Wunder sind, so meinetwegen auch alltägliche Wunder, von denen sich die Geistererscheinung vielleicht nur darin unterscheidet, daß sie eben eine nächtige ist.

Im Schauspiele entdeckt sich Hamlet dem Könige; und auf diese Entdeckung und nicht erst auf den Tod des Polonius hin handelt der König. Für das Kampfspiel dieser beiden fürstlichen Streiter ist nur das erstere von ausschlaggebender Bedeutung; alles weitere ist nebensächlich, es könnte auch anders sein. Das Schauspiel ist der Fehler Hamlets und zugleich der Treffer für das Stück, insofern es den Verbrecher zu neuen Maßregeln nötigt, die in Furcht und Hast getroffen ihr Ziel verfehlen müssen. Herr Werder hat beim Fehler stets den Tod des Polonius im Kopfe, der im Gegen-

teil nur dessen unglückliche Folge ist. Was im übrigen bei diesem Werderschen Fehler und seinem Verhältnis zur Gottheit herauskommt, ist höchst seltsamer Natur. ‚Könnte man doch auch in Bezug auf den Prinzen sagen: aus dem Genie seiner Sache, das auch in ihm, weil er ihr als ihr Streiter dient, wirksam ist — aus einer Macht, die über das Wissen geht, macht er den Fehler, und darum auch sich zum Heil, zu seiner unsterblichen Befriedigung. Er soll ihn machen soll verloren sein.‘ Daß man auch einen Totschlag sich zum Heil, zur unsterblichen Befriedigung begehen kann, ist sicherlich eine Offenbarung, die Aufmerksamkeit wenngleich nicht Glauben verdient. Die Gottheit des Herrn Werder freilich spricht: es soll so sein! damit ich, einen Verbrecher bestrafen kann, mußt du dich erst versündigen — eine vortreffliche Gottheit! der man doch so schleunig wie möglich den Laufpaß geben sollte. ‚Daß er verbraucht wird, das ist sein Dienst. Wenn er in dem Augenblicke, wo er den Fehler begeht, die Folgen desselben wüßte: würde er nicht aus eigenstem Entschluß — obschon es Wohltat für ihn ist, daß dieser Heroismus ihm erspart bleibt — genau ebenso handeln, wie er es unwissend tut? Unbedingt würde er's. Er ist frei in seinem Verhängnis.‘ Frei im Verhängnisse! Und nun das andere! Die Folgen von Hamlets Fehler sind der vorzeitige Tod von sechs Personen. Angenommen, Hamlet hätte gewußt, daß er den Klaudius in jedem Falle, es sei jetzt oder später, töten wird; wenn sogleich, so würde es mit jenem allein abgetan sein, wenn später, so würden dieser Säumnis halber noch sechs andere Personen, darunter die eigene Mutter und Ofelia, daraufgehen — was wird er tun? Moralisch berechtigt vor der Gottheit, in deren Dienst er steht, ist er jetzt wie später: den König wie einen tollen Hund totzuschlagen — so sagt der Kritiker. Bei einem solchen Verhältnis der Dinge wird wohl ein jeder, der noch bei gesunden Sinnen ist, meinen, daß die Entscheidung nicht schwer fallen kann, und daß Hamlet den Mörder auf der Stelle niedermachen wird. Aber der Prinz gibt lieber sich und noch sechs andere daran. Und warum? ja, warum! Man könnte es zur Not begreifen, daß Hamlet auch allen weiteren Folgen zum Trotz vor der Tat darum

zurückbebt, weil er sie für frevelhaft erachtet, und er sie nur deshalb zuletzt doch vollführt, weil die Furchtbarkeit des Augenblicks ihn übermannt, und er nicht mehr Herr seiner selbst ist. Aber sie aufzuschieben, trotzdem sie rein und gerecht und jede Säumnis im Grunde ein Unrecht sein soll; sie aufzuschieben, obschon er weiß, daß er sich selbst deshalb im weiteren verschulden, er selbst mit noch sechs anderen darob zugrunde gehen wird; sie darum aufzuschieben, weil der Mörder nicht in Worten vor aller Welt eingesteht und die Dänen nicht die Geschworenen spielen können, obschon er weiß, daß weder das eine noch das andere jemals der Fall sein wird — ein solcher Mensch gehört ins Irrenhaus!

Es ist gut, an das Walten einer höheren Macht zu glauben, aber es ist töricht, sie erörtern zu wollen. Der Dichter darf das Schicksal gestalten, aber er kann es nicht erklären. Wir sehen, wie sich die Begebenheiten zu einem Geschicke verknüpfen, der Rest ist Schweigen. Wer dieses Dunkel zu deuten unternimmt, gehorcht einem anmaßlichen Unverstande und verfällt der Albernheit. Unser aller Schicksal ist uns das düsterste Rätsel; kein Dichter vermag es zu erleuchten, er kann es nur in seinem Äußeren festhalten und in diesem Sinne wiederschaffen. Man mag gläubig in allen Dingen der göttlichen Gerechtigkeit vertrauen, aber man soll sich nicht unterfangen, ihr im einzelnen nachzuspüren. All' unser Wissen ist Stückwerk; wir sehen nur Bruchstücke, nie das Ganze; darum muß uns oft das Gerechteste als schreiendes Unrecht erscheinen. Wer sich dann mit seinem kläglichen Witz an das Unverständliche wagt, wird er sich wundern dürfen, daß sein Versuch zu einem Brei abgeschmackter Einfälle führt, von dem nur die Sinnlosigkeit mit Behagen zehrt?

Die Aufgabe der Tragödie ist nicht die Verkündigung göttlicher Gerechtigkeit, denn uns fehlt jeder Einblick in diese, sondern Darstellung des Leids. Die Sünde ist unser Erbteil, und das Leid seine Frucht; darum können wir auch darstellen, was wir sind und was wir haben. Wo dies bis zur Vollkommenheit geschieht, bewirkt die tragische Kunst, und zwar sie ganz allein unter allen Künsten

und mit ihr nur noch die Religion und der christliche Glaube, jene höchste Läuterung der menschlichen Brust: die Lossagung von allem irdischen Wesen. Wo diese Wirkung ausbleibt, war alles nur trübselige Spaßmacherei. Die Tragödie hat weder Aufschluß zu geben noch zu deuten, denn wir sind überall und für alles befangenen Geistes; sie hat nur das Leid in dieser Welt zu wiederholen und dasselbe in einem einzigen Bilde zusammenzufassen, damit es an furchtbarer Wahrheit jede zerstückelte Wirklichkeit übertreffe: das ist der Triumph der tragischen Kunst und ihr alles — der Rest ist Schweigen. Nicht darum spricht Hamlet dieses Wort, weil er Aufschluß zu geben hat, und ihn nur der Tod daran verhindert, sondern weil er bereits alles gesagt hat, was er weiß: weil er sein Schicksal wohl erzählen, aber nicht erklären kann. Die Begebenheiten sind da: der Rest ist Schweigen.

Einem jungen Manne, der reinfühlend und von Herzen gut ist, und der darum auch nur das Beste will, ergibt sich unter Verhältnissen, die ganz darnach angetan sind, sein Inneres gleichzeitig auf das leidenschaftlichste zu erregen, das sittliche Gebot: das Recht zu schützen, ohne selbst dabei wissentlich unrecht zu tun. Dahin hat er selbst die sittliche Aufgabe seines Lebens innerhalb dieser Welt bestimmt, denn er erkennt so. Sein Leiden beginnt. Weil er sich in seinem Sinne rein erhalten will, muß er dem Triumphe des Verbrechens untätig zuschauen. Was hier unvereinbar erscheint, soll sich ihm trotzdem verbinden, und da er es nicht ermöglichen kann, leidet er unsäglich. Unter dem Antriebe der Verzweiflung wagt er endlich über sein Wissen hinweg einen Schritt in das dunkle Gebiet der Leidenschaft und — strauchelt. Folgenschwere Ereignisse haben ihn über den Irrtum belehrt, und er entscheidet, nur noch zu dulden: und gerade jetzt, in dem Augenblicke eines solchen Entschlusses, zwingt ihm eine seltsame Verknüpfung von Umständen jene Tat auf, gegen die er sich so lange gesträubt, im Gegensatze zu der er so viel gelitten, ja sich sogar verschuldet hat — jene Tat, die er seiner sichersten Erkenntnis zum Trotz und im vollen Widerspruche zu seiner Natur jetzt dennoch vollführen muß.

Dies ist die Tragödie vom Prinzen Hamlet und solches allein ihr düsteres Problem.

Berlin, 30. Dezember 1884.

Als diese Briefe vor 2 Jahren zum ersten Male erschienen, haben sie wohl Beachtung gefunden; ja, der Kritiker der ‚Vossischen Zeitung' meinte sogar, daß sie ihm tatsächlich die endliche Lösung des Rätsels Hamlet zu bringen schienen, aber das war doch nur eine ganz vereinzelte Stimme: was im übrigen laut wurde, ließ sich aus einer völlig verschiedenen Tonart vernehmen.

Kaum zehn Tage nach dem Erscheinen des Buches hatte schon, als wäre Gefahr im Verzuge, die ‚Berliner Nationalzeitung', die unter der Leitung Karl Frenzels* der Mittelpunkt einer großen, weitverzweigten norddeutschen literarischen Koterie geworden war, eine Besprechung desselben auf den Markt geworfen. Was für eine Aufnahme gerade diese Briefe im Schoße einer Koterie erfahren mußten, kann man sich unschwer vorstellen. Freilich! sachlich war dem Inhalte jener kaum beizukommen. Wenn gleichwohl eine sinnlose Wut dazu das Wort nehmen wollte, so war es nur natürlich, daß sie sich dabei in wahren Veitstänzen einer albernen Böswilligkeit ergehen mußte. Dieses Musterbeispiel, wie wissenschaftliche Kritik unliebsamen Erscheinungen gegenüber zu Zeiten betrieben wird, ist viel zu lehrreich, als daß man es ganz übersehen dürfte. In der ‚Nationalzeitung' also hieß es:

‚Als ich vor etwa Jahresfrist an dieser Stelle über die Schrift des Amerikaners Vining berichtete, welcher das Geheimnis

---

* Karl Frenzel, 1/3 Jesuit, 1/3 Komödiant und 1/3 Frisör, von dem aber trotz seiner ‚Berliner Dramaturgie' der heutige Tag nichts mehr weiß, war gerade mit jenen Eigenschaften wie dazu geschaffen, als Meister eines romantisch aufgeputzten Stiles zugleich der Großmeister einer literarischen Handelsgesellschaft zu werden. Nie hat es einen Menschen gegeben, der so wie er mit Idealen zu schachern verstanden hätte. Seine Arme reichten dabei gleichweit nach Osten wie nach Westen, nach Jerusalem wie nach Weimar. Dafür war sein kunstkritisches Vermögen zu allen Zeiten tatsächlich unter aller Kritik.

des Hamlet darin fand, daß dieser eigentlich ein Mädchen sei, da konnte man hoffen, mit solcher Erklärung würden die Untersuchungsakten über Hamlet endgültig abgeschlossen sein.'

Schon vor Jahresfrist war Herr Rudolf Genée der Meinung, daß die Welt, nachdem er über den Unsinn eines Amerikaners berichtet hätte, endlich hoffen durfte — welcher Art diese Hoffnung war, haben wir soeben gehört. Also nicht, nachdem Herr Vining seine glückliche Entdeckung gemacht, sondern erst als Herr Genée sich darüber geäußert hatte, durfte die Welt hoffen — was bedeutet das? Ein Leiden! Und ein großes Leiden muß es gewesen sein, das dann noch alles Weitere veranlaßte.

Bisher war die Annahme ziemlich allgemein verbreitet: gab es überhaupt für Hamlet ein Geheimnis zu bewahren, so war es eben ganz allein die Todesart seines Vaters; hier werden wir eines anderen belehrt. Der profunde Kenner der englischen Sprache, denn zu einem solchen schwingt sich dieser Kritiker hier auf, hat herausgefunden, daß nach Vining Hamlet als einziges Geheimnis vor der dänischen Gesellschaft sein Geschlecht zu verbergen hatte: er war ein Mädchen und spielte sich als Jüngling auf. Des Amerikaners ‚Geheimnis über Hamlet' — the mystery of Hamlet — war in dem umbildenden Verstande des Kritikers zu einem ‚Geheimnisse Hamlets' geworden. Ob er es ernstlich so gemeint? Es verlohnt nicht der Mühe, dem noch weiter nachzuforschen: ein Narr schreibt einen Unsinn nieder und denkt sich vor- und nachher tausenderlei dabei. Doch dies nur so nebenher. Den Haupttrumpf habe ich bis zuletzt verspart.

Die Stellung der Tragödie vom Prinzen Hamlet inmitten der dichterischen Erzeugnisse aller Zeiten und Völker ist den kunstverständigen Leuten hinlänglich bekannt; ebenso die Aufgaben, welche dieselbe der kritischen wie der philosophischen Betrachtung stellt, und die zu ihrer Lösung ein solches Maß sittlicher wie geistiger Kräfte zu verlangen scheinen, daß es nur einem von allen, die sich vermessen genug an die schwere Arbeit machten, in der Tat gelang, wahrhaft Erhebliches in der Sache zu leisten. Aber Goethe hatte

ſich vorzugsweiſe nur mit dem Charakter des Prinzen beſchäftigt und ſelbſt dieſen nicht einmal ganz erſchöpfend behandelt — iſt es da zu verwundern, daß zum mindeſten dem Stumpfſinne gegenüber alles auf demſelben Flecke verblieb, ſo gut als wäre eben nichts geſagt und nichts geklärt worden? Und doch gibt es kein Stück alter und neuer Zeit, welches für das tiefere Erfaſſen der tragiſchen Kunſt eine auch nur annähernd gleiche Bedeutung hätte als gerade dieſe Dichtung des großen Briten. Unter ſolchen Verhältniſſen bringt ein halbverrückter Menſch ſeine Einfälle zu Papier: und darauf hin darf ‚man‘ hoffen, daß gerade mit dieſem Urteil des zweifelloſen Wahnſinnes eine Angelegenheit, die in einem durchaus ungewöhnlichen Maße das Intereſſe der ganzen gebildeten Welt in Anſpruch genommen hat und ſtets nehmen wird, endgültig erledigt ſei. Und wer läßt die Welt ſo etwas hoffen? Herr Rudolf Genée. Und ſeit wann läßt Herr Genée die Welt ſo etwas hoffen? Erſt ſeitdem er ſelbſt ſich zu dem Unſinn geäußert hat. Das iſt derſelbe Herr Rudolf Genée, der nicht mehr zu erröten pflegt, wenn ihn ein Berliner Blatt den Altmeiſter der Shakeſpeareforſchung nennt.

Dieſes iſt Herr Rudolf Genée in ſeinem Wahn; es wäre unbillig, nicht auch daneben mit wenigen Zügen ein Bild von ihm vor dem Wahne zu entwerfen.

Ich ſpreche von jener glücklichen Zeit, in der dieſer Herr noch im ſchönſten Gefühle, zu dem Höchſten berufen zu ſein, wie ein Löwe die Arena der kritiſchen Geiſter betrat. Fremd war ihm noch die Entmutigung, unendlich fern die Neigung, zu ſchreiben, wie er es noch jüngſt getan: ‚hatte es auch doch nichts geholfen, daß ein Goethe das bis dahin als ein Rätſel daſtehende Charakterbild erhellte — die Selbſtgefälligkeit unſerer Shakeſpearegelehrten konnte ſich daran nicht genügen laſſen‘; er ſelbſt wollte damals noch mehr als der geprieſene Dichter, und drückte ſich mit den Worten: ‚Hamlet iſt der Menſch der neueren Zeit‘, den Lorbeer auf die wolkenſtürmende Stirn. Das ‚Mädchen Hamlet‘ und dieſer ‚Zukunftsmenſch‘ Shakeſpeares —

miracle! Solch' wunderbaren Vorgängen gegenüber büßt freilich die Geistererscheinung viel von ihrem übernatürlichen Glanze ein. ‚Durch seine Praxis: durch neue Untat, zu der er verlockt und gedrängt wird durch Hamlets Angriff, durch neue Untat, darunter er die alte völlig zu vergraben und zu verschütten denkt, kommt auch sie endlich zutage; durch sein Tun, seinen Anschlag, durch seine feinste List, seine schlaueste Tücke; und je wirksamer zum Verderben Hamlets er die doppelten Fäden spinnt, desto unzerreißbarer für ihn selbst und auch noch ausreichend für die Gefährtin seiner Schuld wird die Schlinge. Sein Meisterstück wird sein Untergang.' Welch' ein wüster Traum! in dem, wie natürlich, auch nicht ein Zug der Wirklichkeit entspricht. Nicht aus seinem Hange, denn der Mord ist nicht sein Hang, sondern aus seinem Selbsterhaltungstriebe, den er so gut wie jeder andere hat, handelt Klaudius nach dem Schauspiele; und ihm widerfährt dabei eine Kleinigkeit, die Herr Werder in allen Verbrechergeschichten nachlesen kann: er kommt an dem eigenen Ungeschicke zu Fall. Was er ersinnt, ist nicht feinste List, nicht schlaueste Tücke, ist kein Meisterstück, vielmehr ein sehr plumpes Stück. Ja, sein erstes Verbrechen war ein Meisterstück! Vor dem hatte er in vollkommener Sicherheit geplant; er selbst hatte das Gift dem schlafenden Bruder ins Ohr geträufelt, nur er allein wußte davon. Aber indem er sich Hamlets zu entledigen beeilt, da er ihn nach England schickt, macht er sogleich ein ganzes Königreich zum Zeugen seines Verbrechens. Was er sodann mit Laertes ausheckt, ist sogar unglaublich tölpelhaft. Am eigenen Hofe vertraut er einem jungen Edelmanne seine schlimmsten Pläne an, macht diesen zum Mitgenossen seiner Verbrechen, überträgt diesem die ärgste Büberei, ohne sich dabei zu fragen, ob der letztere auch standhalten wird. Wie, wenn dieser sich besänne? wenn er ihn durchschaute? ihn oder auch sich im unbewachten Augenblicke verriete? Und angenommen auch, es ging alles, wie der König es sich dachte, der Mord ward in jedem Falle offenbar: Gift am Rapier und Gift zum Überfluß im Becher — der Mörder verfiel auf nichts; ihm war die Besonnenheit abhanden gekommen. Er pflanzte sich in die Nähe des

vergifteten Rapiers hin, er hatte es ſich nicht überlegt, daß dieſe Klinge auch durch Zufall in Hamlets Hände geraten könnte. Er würde ähnlich dem früheren ein Meiſterſtück geliefert haben, wenn er es zuſtande gebracht hätte, Hamlet unter dem Scheine eines natürlichen Todes ſterben zu laſſen. Es mußte ihm daran liegen, ſeinen Neffen aus dem Wege zu räumen, aber auch ebenſo ſehr, daß die Untat dabei unentdeckt bliebe. Das letztere war nur dann mit voller Gewißheit zu erwarten, wenn er ſich allein ans Werk gemacht hätte, aber dazu fehlte ihm vor allem das Gefühl der Sicherheit. Um das Vollkommenſte auch im Verbrechen zu leiſten, dazu bedarf es der ruhigen Vorbereitung: und der Mörder hatte weder Ruhe noch Zeit. Er wähnte ſich in jedem Augenblicke ſeines Lebens bedroht; er hatte das Bewußtſein einer ſchlechten Tat, und daß ſie entdeckt ſei und der Rächer ihm auf den Ferſen, und er handelt darum, wie alle in ähnlichen Fällen handeln — kopflos. Es wiederholt ſich nur bei ihm, was wir auch ſonſt täglich beobachten können, daß der geriebenſte Verbrecher, der ſoeben noch mit ſeinem überlegenen Verſtande ſeine erſte, verbrecheriſche Tat zur Ausführung brachte, ſogleich darauf in der Furcht vor Entdeckung oder Strafe eine Unklugheit begeht, die ihm verhängnisvoll wird. Dies ſind alltägliche Vorgänge, und wenn Herr Werder durchaus darauf beſteht, daß wir ſelbſt mit unſerem geſamten Tun und Laſſen nichts weiter als ein großes Wunder ſind, ſo meinetwegen auch alltägliche Wunder, von denen ſich die Geiſtererſcheinung vielleicht nur darin unterſcheidet, daß ſie eben eine nächtige iſt.

Im Schauſpiele entdeckt ſich Hamlet dem Könige; und auf dieſe Entdeckung und nicht erſt auf den Tod des Polonius hin handelt der König. Für das Kampfſpiel dieſer beiden fürſtlichen Streiter iſt nur das erſtere von ausſchlaggebender Bedeutung; alles weitere iſt nebenſächlich, es könnte auch anders ſein. Das Schauſpiel iſt der Fehler Hamlets und zugleich der Treffer für das Stück, inſofern es den Verbrecher zu neuen Maßregeln nötigt, die in Furcht und Haſt getroffen ihr Ziel verfehlen müſſen. Herr Werder hat beim Fehler ſtets den Tod des Polonius im Kopfe, der im Gegen-

meine Anſichten ſind zum mindeſten eben ſo viel wert wie die eines jeden anderen. Ob das letztere wirklich der Fall iſt, müßte ſich doch unter verſtändigen Leuten wohl ab und zu nachweiſen laſſen. Und wenn es nun ſogar ein Leichtes wäre, einen derartigen Windbeutel oder Narren der ſtaunenden Menge in ſeiner ganzen Blöße vorzuführen, dann ſollte man vielleicht mit einem Scharwenzel nach rechts und einem Scharwenzel nach links von der höchſt beachtungswerten Seite ſprechen, der es leider zu unſerem unausſprechlichen Grame beliebt hat, mit uns in Widerſpruch zu geraten, und der es wirklich mit einem ungewöhnlichen Aufwande von Scharfſinn zu entdecken gelungen, daß Hamlet ein ‚Mädchen‘ oder ‚Deutſchland‘ oder ein ‚Zukunftsmenſch‘ ſei? man ſoll dies und dazu noch mit würdevollem Ernſte tun? Eine ſaubere Zumutung!

Der redliche Menſch hat ganz andere Obliegenheiten zu erfüllen. Nachdem er ſein beſtes Können daran geſetzt hat, der Wahrheit auf dem Gebiete ſeines Forſchens nahe zu kommen, ſoll er auch, mit gleichem Nachdrucke und ſo weit ſeine Kräfte reichen, dem mit Irrtum, Dummheit, Aberwitz und Schwindel aufgemäſteten Ungeheuer weit verbreiteter Meinungen zuleibe gehen, damit dem immer höher ſteigenden Übel endlich einmal gewehrt werde, und ſoll zu dieſem Zwecke einer Kreatur von Gottes Ungnaden nicht verhunzte Namen geben, ſondern ſolche, wie ſie ihr von rechtswegen gebühren.

Es nützt nichts, die Wahrheit ganz oder zum Teil zu beſitzen, und Beweiſe, klar wie die Sonne, dafür in Bereitſchaft zu halten, ſogar der Blödſinn wird in ſeiner Zuverſicht auf berechtigte Meinungsverſchiedenheit getroſt zu krähen fortfahren und wird nicht früher damit aufhören, als bis er öffentlich an den Pranger geſtellt, d. h. nach der Natur gezeichnet worden iſt. Denn die leichtfertige Menſchenart verlangt, daß ihr die Dinge handgreiflich gemacht werden, oder ſie hängt dem altgewohnten Trödel nach wie vor an. Darum ſoll alles, was ſchädlich wirken könnte, nicht mit Stillſchweigen übergangen und mit Nachſicht behandelt, ſondern ſo recht allen bemerkbar ins Tageslicht gerückt und ſeinem Weſen nach dargeſtellt werden. Was an gegneriſchen Anſichten oder Einwendungen irrig,

albern, närrisch, lügnerisch sein sollte, ist daher in seiner wahren Gestalt zu erfassen, und je nach dem es geartet, auch sachgemäß zu benennen. Dies ist die Tat, wie sie der Wissenschaft frommt, und darum auch die einzige, die ihr wie ihrem Diener geziemt.

Die Verblödung, welcher beispielsweise in Sachen Shakespeares der weitaus größte Teil der deutschen Leserwelt allmählich verfiel, verdanken wir vornehmlich jenen Großhändlern der Phrase, die wie Gervinus, Kreyßig, Grimm u. a. ihren klingenden Unsinn mit vollen Händen unter die Menge werfen durften, ohne daß sich jemand fand, der ihrem unverschämten Treiben Einhalt gebot. Die noch elenderen Nachbeter haben sodann das begonnene Werk gekrönt. Aber die Fragen, welche die Kunst aufwirft und welche die Wissenschaft zum Gegenstande ihrer Betrachtungen macht, sind von viel zu wichtiger Art, als daß sie nur dem Munde des schnell fertigen Schwadronörs anvertraut bleiben sollten. Ähnlich der Religion bestimmt die Kunst die Kultur der Völker und sorgt, je nachdem sie verstanden wird, für die sittliche Ausgestaltung des nationalen Lebens. Bei dem unbegrenzten Einflusse, der insbesondere von den Werken der Dichter auszugehen pflegt, kann es nicht gleichgültig sein, ob man sich daran gewöhnt, die in ‚Hamlet' ausgeprägte Lebensauffassung, oder etwa jene weittragenden Ideen, welche in ‚Faust' niedergelegt sind, für elende Schnurrpfeifereien anzusehen. Ernste und schwer wiegende Dinge müssen auch dem entsprechend behandelt werden, und nur der Berufene sollte sich mit ihnen zu schaffen machen. Wo dies nicht geschieht, wird es zur unabweislichen Pflicht, das dreiste Unterfangen, und dies mit allen Mitteln, deren die gerechte Sache zum Gelingen bedarf, als ein gemeinschädliches, selbst dem Stumpfsinn erkennbar, zu brandmarken. Wer so handelte, hat schon oft ein sehr angefeindetes, aber vielleicht gerade darum sein bestes Werk getan. Nur, daß er gerecht sei und der Wahrheit gemäß!

Ob sich diese letzteren Eigenschaften auch jenen Ausdrücken nachrühmen lassen, die in Bezug auf Gervinus angewandt wurden und gewiß in mehr als einer gesinnungstreuen Brust rachewütige

Gefühle entzündet haben, darüber kann der Leser natürlich nur ein Urteil gewinnen, wenn er dieselben im Zusammenhange mit den dahin gehörigen und durchaus erschöpfenden Ausführungen überdenkt. Ich habe hier Vergnüglicheres zu tun, als mich selbst abzuschreiben, und wende so Herrn Rudolf Genée von neuem mein Antlitz zu. Was nun?

‚Wie es mit Herrn Mauerhofs eigener Weisheit gegenüber dem Unverstande aller anderen beschaffen ist, soll hier nur in ein paar Beispielen gezeigt werden. Dem Wesen Ofelias, wie nach seiner Ansicht der Dichter es geschildert, fehlt jeder sittliche Gehalt. Das ist nun mehr oder weniger neu, wenn auch schon Tieck und andere ihm den Weg zu solchem Paradoxon gewiesen haben. Ganz neu scheint es mir aber zu sein, wenn der Verfasser hinsichtlich des simulierten Wahnsinnes Hamlets allen Ernstes bestreitet, daß dieser den Tollen spiele. Er schreibt: daß Hamlet wirklich toll sei, darauf kann nur der Blödsinn, daß er den Tollen spielt, nur der Unverstand verfallen. Dieser Unverstand wäre hier nun aber zweifellos auf seiten des Dichters. Ganz abgesehen von Hamlets Benehmen gegen Ofelia, gegen Polonius, Rosenkranz und Güldenstern, läßt ihn der Dichter vorher seine Freunde warnen, sie möchten ihn nicht verraten, wenn er in Zukunft ein wunderliches Wesen annehmen werde; ja am Schlusse der großen Szene mit seiner Mutter sagt er zu dieser: sie möge nur hingehen und dem Könige mitteilen, daß er in keiner wahren Tollheit sei, nur toll aus List. Dies gilt aber Herrn Mauerhof nichts.‘ Nicht doch! es gilt dem letzteren im Gegenteil sehr viel; es hat ihm sogar so viel gegolten, daß er es sich nicht verdrießen ließ, ganze Seiten voll der stichhaltigsten Begründungen zusammenzustellen: der geriebene Berichterstatter hat nur mit schlauem Wahnsinn dieselben wohlweislich im Stillen belassen und mit der Schlußfolgerung desto lauter aufgespielt, um sein geliebtes Publikum, das noch immer an den alten Trödel gewöhnt ist, so recht von Grund aus zu verdutzen.

Warum nur diese leidenschaftliche Sucht, den armen Prinzen für verrückt zu erklären? Man verstehe doch recht! Der gespielte

Wahnſinn darf ſich hierbei in nichts von dem echten unterſcheiden; denn ſoll das Spiel, dem Zwecke entſprechend, den Eindruck der Wahrheit machen, ſo müſſen natürlich die Taten und Worte des Spielers auch ſtreng in dem Charakter der reinſten Tollheit gehalten ſein. Nun zeigt aber alles, was Hamlet ſagt, neben einer unverfälſchten Empfindung, die völlig naturecht aus einer jeden augenblicklichen Lage emporwächſt, zugleich noch den behendeſten Witz und die allerfeinſte Klugheit, ſich mit Dingen und Perſonen ausnahmslos in ſachgemäßeſter Art auseinanderzuſetzen. Wenn ſo, wo bleibt dann der ſimulierte Wahnſinn? Wo? fährt hier eine erboſte Stimme dazwiſchen; man fragt noch: wo? Hier! Hier ſtehe ich, Rudolf Genée, der Altmeiſter der deutſchen Shakeſpeareforſchung, und ſtrecke meine Fühler aus, ſoweit ſie reichen, und fühle ſogleich Hunderte meiner teuerſten Freunde, die gleich mir die rechtſchaffenſten Männer von der Welt ſind, und jener junge Menſch verliert ſich einmal ſogar bis zu der Behauptung: ehrlich ſein, heißt, wie es in dieſer Welt hergeht, ein Auserwählter unter Zehntauſenden ſein. Sich bis dahin verlieren, heißt aber, ſeinen Verſtand ſchon lange vorher verloren haben. Und das wäre alles? Glaubt ihr etwa? Iſt es je ſchon dageweſen, daß ein dreißigjähriger Junggeſelle ſeinem verliebten und geliebten Mädchen keinen beſſern Rat zu erteilen vermag, als ins Kloſter zu gehen? Hätte nicht jeder andere an Stelle dieſes verrückten Troſtes zum mindeſten: jetzt gehen wir zu Bett, mein Kind, geſagt? Eine ſtarke Leiſtung! Das will ich meinen. Und nun erſt ſein Benehmen, lieber Himmel! erſt ſein Benehmen der Majeſtät und den erſten Kavalieren des Hofes gegenüber. Als der närriſche Prinz ſich einmal von dem Könige verabſchiedet, redet er ihn — man traut ſeinen Ohren nicht — Mutter an; ein andermal ſpricht er von der Majeſtät als von einem Dinge, das nichts iſt. Gnadenreiche Mächte! Ein König, der doch erwieſenermaßen zum mindeſten ein Mörder, Räuber und Ehebrecher iſt, wird in den heillos verwirrten Vorſtellungen dieſes Jünglings zu einem Dinge, das nichts iſt. Dem ehrwürdigen Kammerherrn dieſer Majeſtät, der die einzige und dazu noch ganz unverdiente Schwäche

besitzt: nur alt zu sein — hält er, anzüglich genug, Vorlesungen über dürre Waden und einen Witz, der im abnehmenden Viertel steht, heißt den guten, vortrefflichen Mann daneben noch einen Fischhändler und zuletzt, um das Maß der Schmähungen voll zu machen, sogar einen Juden, der vor vielen tausend Jahren gelebt haben soll und Jefta gerufen wurde. Der kluge Polonius wird durch diese rohen Alfanzereien so beirrt, daß er im Handumdrehen eine Wolke mit einem Wiesel, Kameel und Walfisch verwechselt.* Und ach! erst die anderen. Da ist doch auch nicht einer, der von den Schimpfereien und Grobheiten des tollen Burschen verschont bliebe. Seine liebsten Jugendfreunde, Rosenkranz und Güldenstern, werden von ihm bald dumme Ohren, bald Schwämme geschimpft, die — gräßlich zu sagen! nicht blos Wasser, sondern dazu noch eines leibhaftigen Königs Miene, seine Gunstbezeugungen und Befehle einsaugen können. Einen anderen der edlen Kavaliere nennt dieser Prinz — ein schöner Prinz! zuerst Kiebitz, dann Mücke, und zuletzt sogar eine Elster, die über weitläufige Besitzungen von Kot verfügt. Ist es da ein Wunder, daß es den feinen Osrik dabei abwechselnd kalt und heiß überläuft? Und nach all' diesen verübten Schandtaten sollte man daran festhalten dürfen, daß dieser junge Mensch, in gesunden Tagen, wie Ofelia weiß,

Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,

gleichwohl nicht verrückt sei? Der Sohn eines Königs — und ein solches Benehmen! Man muß sich in der Nähe von Königsthronen selbst verweilt haben, man muß dort gestanden haben, wo der Baldachin sich wölbt, um unerschütterlich zu wissen, daß ein Prinz und Mann — Ofelia sei bedacht! der sich derartig beträgt, entweder toll ist, oder sich zum wenigsten doch so stellt, denn an solchem Wesen ist kein gesunder Gedanke zu entdecken. Wenn dann Herr

*) Nebenbei bemerkt! Wenn Hamlet an dem überaus gescheiten Narren des Stückes seinen Spaß auslassen will, macht er seine Umgebung noch besonders darauf aufmerksam; und auch dieses Verfahren soll ein Kennzeichen seines „simulierten Wahnsinnes" sein!

Genée noch meint, daß dieſe ‚ſimulierte Tollheit nicht bloß Hamlet, ſondern auch bis heute noch ſeinen Erklärern gefährlich geworden ſei,‘ ſo läßt ſich zwar die Gefahr für den erſteren im Stücke ſelbſt nicht nachweiſen, dafür aber um ſo leichter die für die letzteren, denn mit dieſem Bekenntniſſe verraten ſie, weß Geiſtes Kind ſie ſind. Dem Prinzen ſelbſt iſt nur die unverwüſtliche Geſundheit ſeines Herzens und Geiſtes gefährlich geworden. Ja, damit Hamlet zu einer tragiſchen Geſtalt und ſein Stück zu einer Tragödie würde, mußte er im höchſten Sinne geſund ſein und bleiben inmitten der ſittlichen und auch geiſtigen Verkommenheit aller Übrigen, die ihn umgaben. Die Geſundheit war ſeine größte Gefahr. Nur jener wegen mußte er ſo enden, wie er endete, nur jener wegen nannte man ihn ſchon damals verrückt, nur jener wegen geht man ihm auch heute noch zum mindeſten mit der ſimulierten Narrheit zuleibe. Alles das hat ſeine Geſundheit verſchuldet und außer dieſer noch die unbegrenzte Offenheit, in der ſich jene offenbart. Ja, die letztere war und bleibt vielleicht ſein allergrößtes Vergehen. Geſund hätte er noch allenfalls ſein und bleiben mögen, aber hübſch im Verborgenen, wo auch die Krankheit nur ſelten und geräuſchlos auftritt; allein dieſe ungezügelte Art der Offenbarung einer kerngeſunden Natur ſo recht auf der Bühne der Welt, inmitten aller Arten von Krankheiten und Laſtern — das iſt unerhört, das iſt unerträglich, das iſt nimmer zu dulden. Wenn eine ſolche Art geſtattet wird, wer wäre dann noch vor Knuffen und Backpfeifen ſicher? Darum ſei ſie verfehmt: verrückt iſt, der ſich in dem Tone Hamlets offenbart.

Ja, dieſer Ton geht freilich gegen allen Spaß; er iſt voll des bitterſten Ernſtes, ſo ganz und gar der verfehmte Ton der mißliebigen Wahrheit. In dem Umkreiſe eines ſolchen Tones läßt ſich faſt gar nicht mehr atmen. Zu denken, daß man auch zu Herrn Genée eines Tages ſagen dürfte: du biſt ein Ding, das nichts iſt! Und Herr Genée will doch, wenn auch ſchon ein Ding, ſo doch wenigſtens ein ſolches ſein, das etwas iſt, und will, wenn er auch ſchon nichts ſein ſollte, ſo doch wenigſtens für etwas gehalten werden. Nach der Natur wahrheitsgemäß gezeichnet zu werden, das

braucht sich niemand gefallen zu lassen, darum soll für verrückt gelten, wer unnachsichtig der Wahrheit die Ehre gibt, und nur wer zu lügen versteht, sei bei Verstande.

Lächerlich die Verdächtigung, daß derjenige, welcher im selbstlosesten Drange nur dem Vortrefflichen eine unbegrenzte Hochachtung entgegen bringt, nur dieses anerkennt, nur in solchem Dienste sich ergehen möchte und dagegen das Niedrige verachtet, müßte er gleich sich selbst zuweilen mit strenger Rechtlichkeit das Urteil sprechen — lächerlich die Verdächtigung, sage ich, daß ein solcher, indem er ganz allein dem glühendsten Triebe nach Wahrheit folgt, sich je vermessen überheben, sich je zu solchem Dünkel verlieren könnte, daß allen anderen voraus nur er es sei, der das Wahre herauszufinden, das Ausgezeichnete zu erkennen und zu schätzen verstünde. Jahrhunderte sind vergangen, und unzählige Menschen haben sich schon an dieser vornehmsten Gestalt der tragischen Kunst erlabt. Mit keiner anderen sind sie so vertraut, so aufs innigste befreundet gewesen wie gerade mit dieser. Alle solche haben eben so gut, wenn nicht noch tiefer, den Adel dieses Wesens empfunden als ich; aber sie haben wohlweislich ihre Empfindungen für sich behalten und sich ihrer Genüsse im Stillen erfreut. So manchem widerrieten die Pflichten eines anderen Berufes den mühevollen Gang in die Öffentlichkeit; andere wieder bebten mit Ekel vor dem Gezänke der Widersacher zurück. Wenn aber die Weisen nur immer schweigen, werden die Narren natürlich ihre Mäuler reißen — und dabei sollte es verbleiben? Gut, daß mein Beruf nun einmal der Gang aufs Forum ist, und daß ich zudem den Kampf für die gute Sache wie eine Pflicht erachte, so werde ich auch fortfahren, auf jene nichtsnutzigen und eitlen Scharlatane so lange mit den Fingern zu weisen, bis das langmütige Publikum endlich die Geduld verliert und mit faustdick gedrehten Stricken die heuchlerischen Pharisäer aus den Tempeln der Kunst jagt.

Der irrt, welcher vermeint, immer am besten zu fahren, wenn er in und mit allem ausschließlich nur auf das einfältige und erbärmliche Menschenpack spekuliert. Mit der Welt ist es doch

nur bedingungsweise so schlecht bestellt. Die Leute stellen sich zuweilen dumm und handeln oft erbärmlich genug, wenn es um Interessen geht, die sie selbstsüchtig verfolgen, und denen sie am vorteilhaftesten in solcher Weise zu dienen vermeinen, aber sie sind ebenso schnell wieder gut und gescheit, sobald sie einer Sache unbefangen gegenüberstehen. Wenn dem anders wäre, die Tüchtigkeit fände keine Zufluchtsstätte auf dieser Erde. Doch es wird Zeit, daß ich mit Herrn Rudolf Genée ein Ende mache. Was sagt denn nun endlich dieser Herr zum allerletzten Male?

‚Noch einen anderen Beweis für die Urteilsfähigkeit des Herrn Mauerhof. Auch Schlegel hat nach seiner Meinung eine miserable Übersetzung geliefert, welche häufig den Sinn des Dichters fälscht. Von einigen ziemlich gleichgültigen und ebenfalls unberechtigten Einwendungen will ich hier absehen und nur ein Urteil dieses Kritikers hervorheben, welches einen bedeutungsvollen Satz in den Reden Hamlets betrifft. In seinem Gespräche mit Rosenkranz läßt Schlegel ihn sagen: an sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu. Das ist nach Herrn Mauerhof auch ein grober Fehler Schlegels, da nach seiner Behauptung das englische Wort bad nicht mit böse, sondern mit übel zu übersetzen sei. Ich empfehle Herrn Mauerhof, sich aus Websters Wörterbuch darüber zu belehren, daß bad nicht nur nebenbei, sondern ganz ausdrücklich böse heißt, moralisch schlecht. Schlegels Übersetzung ist nun allerdings richtiger als die Auffassung dieser Stelle, wie sie in seinen Vorlesungen über dramatische Poesie zu finden ist. Indem aber Herr Mauerhof sich gegen diese Auffassung wendet,* läßt er erkennen, daß ihm selbst die philosophische Bedeutung jener Äußerung Hamlets entgangen ist. Über diese Auffassung möge sich streiten lassen, nicht aber über die richtige Übersetzung jenes einen Wortes wie sie Schlegel gegeben hat. Die leichtfertigen Tadler Schlegels sollten sich denn doch wenigstens mit den notwendigen Sprachkennt-

*) Herr Mauerhof hat sich ganz im Gegenteil für die Auffassung, wohl aber gegen die Übersetzung ausgesprochen.

nissen versehen, ehe sie es wagen, ein Meisterwerk der Übersetzungskunst, wie Schlegels Shakespeare, kritisch zu bekritteln.' Welch' eine schamlose Verlogenheit!

Also ich hätte von Schlegel als einem miserablen Übersetzer gesprochen? Schlegels als Übersetzer habe ich überhaupt nicht sonderlich gedacht; ich habe seiner vornehmlich als Kritiker erwähnt und dabei gesagt, daß eine falsche Auslegung des Sinnes ihn hier und da bei der Übersetzung nachteilig beeinflußt hätte; und weil dies geschehen, und niemand sollte sich erdreisten, das letztere zu leugnen, darum sollte jener sogleich ein miserabler Übersetzer sein? Nun, so gibt es überhaupt keine Meisterwerke in der Welt, wenn als solches nur das gelten dürfte, das frei von allen Fehlern wäre! Aber ebenso gewiß wie nach meinem bescheidenen Dafürhalten Shakespeare der erste Dramatiker, so ist auch Schlegel dessen größter und vielleicht unübertrefflicher Übersetzer. Dies ist unter allen Sachverständigen so allgemein bekannt und anerkannt, daß man sich schämen sollte, noch immer Worte darüber zu verlieren. Jene vier oder fünf Verstöße, die in der Tat von den übelsten Folgen für das Verständnis der Tragödie gewesen sind, könnten durch kleine Änderungen und Einschaltungen mit leichter Mühe beseitigt werden, aber daran wäre es auch genug; ja ich habe es sogar dem vorwitzigen Verbesserer Schlegels, Herrn Elze, zum Vorwurfe gemacht, daß er an der Übersetzung nichts wirklich gebessert, vielmehr das Meiste nur noch verschlechtert hätte. Herrn Genée paßte es gewiß in seinen Kram, hier anstatt Elze — Schlegel zu lesen, um so einen verheißungsvollen Anlauf zu seiner großen Attacke zu gewinnen, mit welcher er gleich einem überreizten Köter, toll vor Wut, auf bad losbricht.

Das Wörtchen ist dasselbe, an dem sich schon Gervinus den ‚Triumph des Unvermögens und der Gedankenlosigkeit' verdiente; und Herr Genée, der mit seinem Freunde um so eher steht und fällt, als er der apostolische Herausgeber eines dickleibigen Werkes geworden ist, das sein Herr und Meister über Shakespeare geschrieben, hat sich dabei so gut wie mitgetroffen gefühlt. Anstatt

jedoch Verſtand zu gebrauchen, ein Einſehen zu haben und ſich zu ſchämen, hat er es vorgezogen, keck zu ſein. Doch zu: bad.

Dieſes Wörtchen kann in der betreffenden Stelle niemals mit: böſe — wiedergegeben werden, und ſtellten ſich auch gleich hundert Webſter in einer Reihe darob auf den Kopf; aber es iſt keine Ausſicht vorhanden, ein ſolches Schauſpiel zu genießen, denn auch nicht ein einziger tut Herrn Genée den Gefallen, der Tropf zu ſein, wie ſich dieſer ihn wünſcht. Was ſagt nämlich Webſter? Nachdem er das Wort nach ſeinen hauptſächlichſten Beziehungen — und deren gab es mindeſtens zwölf — betrachtet, ſchließt er folgendermaßen: bad expresses whatever is injurious, hurtful, inconvenient, unlawful or immoral; whatever is offensive, painful or unfavourable; or what is defective. Das iſt genau, was unſer: ſchlecht — vorſtellt.

Alles Unmoraliſche iſt ſchlecht? gewiß! Aber ſind Kerker auch ſittlich verwerfliche Einrichtungen? wer lächelt? widerſprechen Sie nicht, Herr Genée! ja, Sie wollen, daß dem ſo ſei. Die Kerker machen ſich zuweilen denen, die darin Wohnung genommen haben, zweifellos recht unangenehm fühlbar, das iſt keine Frage; aber ſie ſollen ja ein Schutz gegen die unmoraliſche Schlechtigkeit ſein, und an dieſem Charakter ändert auch der Mißbrauch nichts. Damit wäre eigentlich ſchon die Sache beendet; doch bitte ich, ein paar Schritte weiter!

Alles Unmoraliſche iſt ſchlecht: iſt deswegen alles Unmoraliſche auch böſe? Nein! aber das Böſe iſt gleichwohl immer unmoraliſch. Der ſchlechte Menſch iſt noch immer kein böſer, aber der böſe Menſch iſt ſtets ein ſchlechter; ein Gleiches gilt von der Tat. Was folgt? Moraliſch ſchlecht und böſe ſind ihrer Bedeutung nach weſentlich von einander verſchieden; dieſes enthält jenes und beſagt zugleich mehr — there is the rub! Hier erhöbe ſich nun die Frage, ob Herr Genée abſichtlich oder unwiſſentlich in den groben Schnitzer verfiel, das Gegenteil zu behaupten. Die Entſcheidung wäre ſchwierig genug, aber ſie iſt von keinem Belang; denn gleichviel, ob Einfalt oder Verlogenheit — beides ſteht bei dieſem Herrn in der üppigſten Blüte.

Unter den Begriff von ſchlecht oder bad fällt alles, was nichts oder wenig taugt — man braucht nur an: ſchlechter Boden, ſchlechter Samen, ſchlechtes Fleiſch, ſchlech er Freund, ſchlechtes Geſetz, ſchlechter Feldherr, ſchlechte Gewohnheit u. ſ. w. zu denken — und inſofern muß es, wie natürlich, je nach Umſtänden auch das ſittliche Gebiet berühren, aber es berührt dieſes nur, es füllt dasſelbe nicht aus. Zu dem beſtimmenden Weſen des moraliſch Schlechten gehört es ferner, daß ſich in ihm nur das zufällig Gewordene Geltung verſchaffen kann, während das Böſe, das überhaupt gar keine anderen Beziehungen als die ſittlichen kennt — die ſeltenen Fälle ausgenommen, bei denen der Sprachgebrauch eine übertragene Bedeutung geſtattet — immer nur, ſelbſt bei den letzteren das natürlich und darum notwendig Bedingte in ſich begreift. Der eine Menſch iſt zu einem ſchlechten geworden, es hätte auch anders kommen können, und er kann ſich noch immer beſſern; der Böſe war ſo von jeher und wird es bleiben. Die hervorſtechendſten Kennzeichen der ſchlechten Tat ſind die äußeren Verhältniſſe; wo dieſe fehlen, unterlag die böſe Tat den Geſetzen einer böſen Natur.

Böſe bedeutet genau dasſelbe wie gottlos im moraliſchen Sinne, d. h. von aller Güte entfremdet: dieſem Begriffe entſpricht im Engliſchen ein einziges Wort, und das iſt wicked. Spreche ich im Deutſchen von einem böſen Menſchen und einer böſen Tat, ſo muß es im Engliſchen heißen: a wicked man, a wicked deed. Böſe und wicked decken ſich ihrem Begriffe nach vollkommen; beide können ſtreng genommen nur im moraliſchen Sinne gebraucht werden und darum auch nur in Bezug auf Menſchen, deren Handlungen und Neigungen. Jene vielumſtrittene Stelle aber in der Tragödie lautet:

Hamlet.

Dänemark iſt ein Gefängnis.

Roſenkranz.

So iſt die Welt auch eines.

Hamlet.

Ein ſtattliches, worin es viele Verſchläge, Löcher, Kerker gibt. Dänemark iſt einer der ſchlimmſten.

Roſenkranz.

Wir denken nicht ſo davon, mein Prinz.

Hamlet.

Nun ſo iſt es keiner für euch, denn an ſich iſt nichts — weder gut, noch ſchlecht, das Denken macht es erſt dazu. Für mich iſt es ein Gefängnis.

Ich geſtehe, daß ich mich aufrichtig ſchäme, zu dieſen klaren Worten noch eine Erklärung abgeben zu müſſen. Iſt es denn in Deutſchland ſo weit gekommen, daß man wie vor Kindern und Dummköpfen zu ſprechen genötigt iſt? Bei Shakeſpeare ſteht hier: nothing is either good or bad, d. h. gut oder ſchlecht; hätte er böſe gemeint, ſo würde er wicked geſchrieben haben; das letztere konnte jedoch nur in Bezug auf die Tat eines Menſchen oder deren Folgen geſchehen, während hier nicht bloß von keinem ſtaatlichen, ſondern zum Überfluß ſogar ausdrücklich von einem allgemein irdiſchen Zuſtande die Rede iſt: die Welt iſt ein Gefängnis. Der Dichter ſetzte alſo bad und war weit entfernt davon, ſich hierbei auch nur moraliſch ſchlecht zu denken, und zwar aus den gleichen Gründen: der allgemeine Weltzuſtand kann nicht in moraliſchen Begriffen erſchöpft werden und fällt darum unter das einem jeden Menſchen freie Empfinden. Wenn Hamlet ſich ſo beengt und unbehaglich in Dänemark fühlt, daß er dieſes Land mit einem Kerker vergleicht, Roſenkranz und Güldenſtern ſich hingegen auf demſelben Stück Erde ſo frei und wohl wie nur möglich ergehen, ſo iſt doch erſichtlich, daß beide Parteien hiermit nur ihren durchaus perſönlichen Empfindungen der Luſt oder Unluſt Ausdruck geben. Der gegenwärtige Zuſtand in Dänemark wird von dem Prinzen übel empfunden: und ich habe mit voller Abſicht gerade dieſes Wort für die Überſetzung in Vorſchlag gebracht, um nur ja den gedankenloſen Zechern jede Luſt zu benehmen, noch zuguterletzt in den moraliſchen Katzenjammer zu verfallen; ſonſt ſtünde ſchlecht mit dem gleichen Rechte. Daß Hamlet hätte meinen dürfen, die Welt wäre doch eine gar zu böſe Einrichtung — ſinngemäß: des lieben Gottes natürlich — eine ſolche Annahme ſoll nur dem Blödſinne unbenommen bleiben.

Hätte Shakespeare außer aller Beziehung zum Vorhergehenden seinem Ausspruche eine allgemeine, moralische Deutung unterlegen wollen, so wäre es nötig gewesen, morally bad oder etwas Ähnliches zu sagen, aber eine derartige Absicht ist ihm durchaus fern geblieben, denn er schreibt: there is nothing either good or bad, but thinking makes it so; to me it is a prison — ich für meine Person sehe es, Dänemark nämlich oder auch die Welt, als ein Gefängnis an, d. h. ich fühle mich darin wie in einem Kerker. Wie lange soll es denn noch den Kritikastern gestattet sein, von der moralischen Schlechtigkeit oder gar der Bosheit eines Gefängnisses zu reden?

Daß bad auch mit böse wiedergegeben werden könnte: von einem solchen Unsinn findet sich im ganzen Webster auch nicht eine Spur. Daß: schlecht und böse — Begriffe sind, die niemals zusammenfallen, pflegen schon die Zöglinge einer Elementarschule als unverlierbaren Besitz mit ins spätere Leben hinüberzunehmen, und dieser ebenso einfältige wie unwissende und dreiste Gaukler, der sich jahrelang ohne jeden Nutzen auf den Bänken einer solchen Anstalt herumgedrückt hat und geistig darum noch immer dahin gehört; der sich dahin äußert, daß bad nicht nur ‚nebenbei', sondern ganz ‚ausdrücklich' böse heißt, und sich dabei gar nicht des Widersinnes, nebenbei und ausdrücklich einander gegenüber zu stellen, bewußt wird, als ob der Gegensatz von nebenbei nicht wesentlich wäre und das Nebensächliche nicht eben so gut ausdrücklich sein müßte wie das Wesentliche; welcher allen Ernstes meint, daß sich wohl über die philosophische Bedeutung jener Aeußerung, aber nicht über die richtige Übersetzung jenes die ganze Auffassung bestimmenden Wortes streiten lasse, als ob nicht gerade die besondere Art der philosophischen Betrachtung stets und ausschließlich die Wahl eines jeden Wortes, sei es in der eigenen Sprache, sei es bei der Übersetzung bestimmt — dieser selbe Mensch untersteht sich, zu sagen, daß mir die ‚philosophische Bedeutung jener Äußerung entgangen sei,' untersteht sich, mir den Rat zu geben, mich doch erst ‚mit den notwendigen Sprachkenntnissen zu versehen', untersteht sich endlich von jenen ‚Briefen

über Hamlet' und deren ‚geringem geistigen Gehalte' zu sprechen und dem Verfasser derselben vorzuschlagen, doch vor allem erst den Versuch zu machen, ‚etwas von der sittlichen Größe und der vornehmen Gesinnung Shakespeares' zu profitieren. Wer ist denn nur dieser Herr Rudolf Genée? Pah! Es lohnte sich wohl, sich seinerhalb noch zu ereifern? Wer er ist? Was kann er sein? Ganz recht! Der Altmeister der deutschen Shakespeareforschung.

‚Man hätte hoffen dürfen' — wer gedenkt dabei nicht der Hoffnungen des Herrn Genée? Dem letzteren gleich hofft auch Herr David Asher, daß der Unsinn in der Wissenschaft über Shakespeare ein ewiges Leben gewänne. Schon Herr Genée war nicht mehr ernsthaft zu nehmen, die orientalischen Allüren des Herrn David Asher sind ein weiterer Grund, den letztgenannten Herrn ausschließlich von der heitersten Seite zu betrachten.

Vornehmlich im Hinblick auf die ‚Briefe über Hamlet' gesteht dieser Kritiker, daß sie zum teil ‚das Kläglichste sind, was die Shakespeareliteratur in Deutschland aufzuweisen hat'.

Herr David Asher legt nicht bloß in den ‚Blättern für literarische Unterhaltung' die Ergebnisse seiner halbasiatischen Bildung nieder, er ist sogar, wie wir von ihm noch daneben erfahren, geschätzter Mitarbeiter an dem ‚Jahrbuche' der deutschen Shakespearegesellschaft. Seitdem Herr Leo der Führer der sogenannten deutschen Shakespearekenner geworden ist, befindet sich, wie natürlich, ganz Jerusalem im Lager Shakespeares. Das ‚Jahrbuch' ist infolgedessen grausam gelehrt geworden — wie grausam, das hat Herr David Asher in eigener Person und mit bewundernswertem Scharfsinn genau zu begrenzen verstanden.

Der so leichten Stelle — sie ist bekanntlich die schwierigste der ganzen Tragödie, aber der ‚Gelehrte des Jahrbuchs' darf sie schon für leicht erachten — jener Stelle: Schreibtafel her! my tables — meet it is, I set it down — hätte ich eine Übersetzung angedeihen lassen, die meine Unkenntnis der englischen Sprache in erbarmungsloser Weise bloßlege. So spricht Herr Asher; und er wirft mir dabei mit der ganzen, naiven Dreistigkeit eines Hoch-

schülers von Brody oder Bialystock vor, nicht gewußt zu haben, daß meet an dieser Stelle nicht Zeitwort, sondern Eigenschaftswort sei. Es gehört Mut dazu, auf einen derartigen Vorwurf zu erwidern, aber ich fasse mir ein Herz. Das trifft sich gut; so habe ich meet it is übersetzt. ‚Gott der Gerechte,' schreit Herr David Asher, ‚hat der Mann gehalten für a Szaitwort, was doch is a Aigenschaftswort.' Die Shakespearegelehrten des ‚Jahrbuchs' und die der ‚Blätter für literarische Unterhaltung' erblicken augenscheinlich in der Wiedergabe von Wort zu Wort den Triumph aller Übersetzungskunst. Ich übersetze z. B. of course mit natürlich. ‚Ai wai geschrien!' tönt es sogleich von allen Seiten, ‚hat der Mann gerechnet, die baiden Worter ßain a Aigenschaftswort und müssen doch haißen: von Lauf! und dergleichen mehr. Aber indem mir hier Herr David Asher mit echt orientalischer Verve die Eigenschaft eines Trottels zuerkennen möchte, der in einem Satze von drei Wörtern nicht weiß, zu welchen Wortarten jedes derselben gehört, ist er selbst, lächerlich genug, der gröbsten Eselei verfallen: denn meet ist an dieser Stelle nicht Eigenschaftswort, sondern Umstandswort. Wie? meet? als wenn es gar kein meetly gäbe? Ich sehe, ich muß doch noch schließlich vor Herrn David Asher schamrot werden. Hat man zudem so etwas auf der hohen Schule von Brody oder Bialystock erlebt, daß mit sein — auch ein Umstandswort verbunden wird? Gleichwohl ist es an dem, und damit ich nur sogleich meine ganze Weisheit auskrame, sei es gesagt, daß die Redensart: it is meet — für sich allein die Bedeutung eines Umstandswortes hat und ein bloßer Ausruf ist. Die Phrase ist nicht sehr fein, sie ist auch bereits veraltet, aber sie ist einmal da und war zuzeiten Shakespeares vornehmlich stark im Gebrauch; sie heißt auf deutsch so viel wie: es paßt recht!' Ich denke, das steht mit meiner Übersetzung im allerbesten Einklange. Und meet kann des weiteren hier gar nichts anderes vorstellen: denn wäre es Eigenschaftswort, so müßte der nachfolgende, abhängige Satz mit that oder I should eingeleitet werden, was der große Shakespearegelehrte aus unzähligen Beispielen in dem Dichter selbst ersehen kann. Hält er indessen trotz alledem daran fest, daß meet

durchaus ein Eigenschaftswort und mit passend zu übersetzen sei, so unterbreite ich seiner unübertrefflichen Sprachkenntnis folgende Stelle aus ‚Much ado about nothing' — Leonato zu Beatrix: faith, niece, you tax signior Benedick too much; but he'll be meet with you, I doubt it not. Herr David Asher übersetzt selbstverständlich: Glauben, Nichte, du legst dem Herrn Benedick zu viel zur Last, aber ich zweifle nicht daran, daß er mit dir wird passend sein. Ich, in meiner gänzlichen Unkenntnis der englischen Sprache würde sagen: Teufel u. s. w., daß er es dir heimzahlen wird. ‚Ai wai geschrien! hat der Mann gehalten for a Szaitwort, was doch is a Aigenschaftswort' — nicht wahr, Herr David Asher?

Alle Welt kennt jene Rede, mit der Hamlet vor den Jugendfreunden seine Lebensmüdigkeit bekennt: selbst an dem Wunderwerke der Schöpfung, dem Menschen, habe er keine Freude mehr; und als Rosenkranz daraufhin, weil er dabei an die Weiber denkt, ungläubig lächelt, fügt jener im raschen Verstehen schnell hinzu: nein, auch am Weibe nicht. Die meisten Übersetzer und Kritiker haben in staunenswerter Albernheit hier: Mann — übersetzt, obschon der einfältigste Junge in England unter man sowohl Mensch wie Mann versteht. Ich habe es Herrn Elze verwiesen, bei der Durchsicht der Schlegelschen Übersetzung diese Abgeschmacktheit nicht beseitigt zu haben, und was meint Herr David Asher dazu? ‚Jetzt wissen wir doch auch endlich, wer es war, der gesagt hat, die Frauen sind keine Menschen. Solche Pröbchen von englischer Sprachkenntnis bietet uns Mauerhof noch mehrere.' Ist man nicht dieser blödsinnigen Unverschämtheit gegenüber versucht, Herrn Genées Art schamhaft und klug zu nennen? und daneben noch am Schlusse zu fragen: für wen denn eigentlich die Lektüre jener literarischen Blätter bestimmt sein mag?

Herr Bulthaupt hat eine Dramaturgie der Klassiker geschrieben, die Herr David Asher gleichfalls bespricht. Mit Bezug auf die Rümelinschen Shakespearestudien heißt es einmal bei dem ersteren: ‚mit jener nichtswürdigen Art, die ehrlos machen sollte, griffen selbst vielgelesene Blätter einzelne Sätze aus dem Buche heraus, um an der Hand dieser Beweise den Verfasser des offenbaren

Sakrilegs ſchuldig zu ſprechen.' Herr Aſher hat ſeine helle Freude an dem Satze. These are brave words! ruft er hochentzückt aus; und jener Art getreu, die ſich um ſo moraliſcher geberdet, je niederträchtiger ſie zu handeln gewillt iſt, greift er die Phraſe with a bare bodkin aus dem Monologe: Sein oder Nichtſein — auf, deren abgeſchmackte Wiedergabe in der Elzeſchen Überſetzung: mit einem bloßen Dolche! ich gleichfalls getadelt habe; unterſchlägt dabei die eine Hälfte des Satzes: ‚der Größe des Elends ſollte die Winzigkeit des Mittels gegenüber geſtellt werden, welches genügt, um ſich von jenem zu befreien', hier alſo: ſchon mit einer Nadel — eine Begründung, gegen die kein halbwegs verſtändiger Menſch auch nur mit einer Silbe Widerſpruch erheben könnte; und ſchließt zuletzt in jener bekannten, dummdreiſten Manier eines Hochſchülers von Bialyſtock: ‚der Verfaſſer verſteht alſo nicht einmal Deutſch und weiß nicht, daß beide, Schlegel und Elze, das engliſche mere im Sinne hatten, als ſie: bloß — ſchrieben. Die Gedankenverbindungen des Herrn Aſher ſind ſo wahnwitziger Natur, daß es einfach unmöglich iſt, auf dieſelben näher einzugehen. Ich bemerke daher nur, daß bare nicht blos in der Bedeutung von mere, ſondern auch von poor* erſcheint: worüber man ſich in jedem Wörterbuche unterrichten kann; daß wenn die Herren Schlegel und Elze bei der Überſetzung nur das erſtere im Auge hatten, was jedoch bei erſterem keineswegs der Fall war — ſie notwendig einen Bock ſchießen mußten; und daß ich endlich, zeigte ich mich auch ſo wenig ſattelfeſt in der engliſchen Sprache wie der Gelehrte des ‚Jahrbuchs' ja wüßte ich auch kein Sterbenswörtchen von ihr, ich gleichwohl und unerſchütterlich und mit unbeſtreitbarem Rechte darauf beharren würde, daß bare mit armſelig zu überſetzen ſei, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es Shakeſpeare auch nicht für Sekunden geſtattet iſt, den Kopf des Herrn Aſher auf ſeinem Rumpfe zu haben. ‚Und ein Mann mit ſolcher Unkenntnis der unſerer Anſicht nach erſten Bedingung eines Shakeſpeareerläuterers, ſeiner Sprache, unter-

* Armſelig.

nimmt es nicht bloß, dem deutschen Publikum in Briefen von Rom aus seine Auffassung der großen Tragödie vorzulegen'. Ist das nicht ein wahres Prachtstück von deutschem Satz und — Gedankenbau? Und der spaßhafte Mann hatte mir vorgeworfen, ich verstünde kein Deutsch! Wäre da nicht die Bitte gerechtfertigt: Lieber, nimm Dir Palästina und lasse mir mein Deutschland?

Weil die Briefe aus Rom stammen, und der Verfasser derselben in anständigen und achtungsvollen Ausdrücken vom Glauben und der christlichen Religion gesprochen, wittert derselbe Herr einen verkappten Jesuiten in ihm. Um so etwas auszuschnobern, gehört doch ohne Zweifel eine Nase, die von Leipzig bis nach Palästina reicht. Der Verfasser jener ‚Briefe über Hamlet' hatte gemeint, daß all' unser Wissen Stückwerk sei, und daß der Dichter wohl ein Schicksal zu gestalten, aber nicht nach seinen letzten Gründen zu erklären vermöge. Man sollte denken, diese Behauptung wäre so ziemlich einwandsfrei. Der Palästinenser aber nennt es ein unerquickliches Gerede. Und auch er ist in seinem guten Rechte: denn wer sich vielleicht rühmen darf, von einem Propheten des alten Bundes abzustammen, muß natürlich auch die sichersten Einblicke in die unerforschlichen Wege des Herrn besitzen. Doch es sei genug damit! steigen wir einige Stufen tiefer! Noch tiefer als bisher? Noch tiefer! weiß man doch nie, wie tief der Mensch sinken kann, bis man den Gesunkenen vor Augen hat; aber hoffen wir es zur Ehre der Menschheit, daß diese Stufe die allerletzte sei.

Auf dieser allerletzten Stufe steht in heiterer Unbefangenheit Herr Koch aus Marburg i. H., der für die ‚englischen Studien' des Herrn Professor Kölbing in Breslau wertvolle Beiträge liefert. Da steht er und wundert sich! wundert sich, wie ich es für wenig glaubhaft erachten könne, daß der liebe Gott einem Geiste erlauben sollte, zur Erde zurückzukehren, um den eigenen Sohn zur Sünde zu verleiten; wundert sich, daß man bei der Erläuterung einer Shakespeareschen Tragödie nicht den eigenen philosophischen Kram zum besten gebe, vielmehr ganz allein die in dem Werke niedergelegte Weltanschauung festzustellen sich bemühe; wundert sich, wie der Ver-

faſſer der Meinung ſein dürfe, daß der vornehmlich ſittliche Menſch den niederen Trieben der Sinnlichkeit nur einen geringen Spielraum gewähre, und wundert ſich dabei ſo ſtark, daß er erklärt, ſich und ſeinen Leſern das weitere erſparen zu wollen. Er dürfte ſich Glück wünſchen, hätte er ſich alles erſpart. Denn dieſer wunderſüchtige Geſelle verſteht nicht bloß ſich zu wundern, ſondern er hat auch durchaus das Zeug dazu, die ganze ehrliche und anſtändige Welt in die höchſte Verwunderung zu verſetzen. Er tiſcht nicht nur einzelne ſtarke Ausdrücke auf, mit denen das ſinnloſe und unverſchämte Treiben gewiſſer Shakeſpearekritiker gekennzeichnet wurde, ohne auch nur mit einem Worte der ſachlichen Begründung zu gedenken, von der jene ihr gutes und unbeſtreitbares Recht, da zu ſein, herleiten — zu ſolch' ſpitzbübiſchen Streichen haben auch die Herren Rudolf Genée und David Aſher geglaubt ſich erniedrigen zu dürfen — nein! er geht noch beträchtlich weiter. Gleich zu Anfang meines Buches hatte ich über Gervinus' Unverſtand geſpottet, der in der Handlungsweiſe Hamlets moraliſche Überzeugungsloſigkeit aufzuſpüren vermochte. Herr Koch aus Marburg i. H. dreht ſchleunigſt den Spieß um, verſichert, ich hätte dem armen Gervinus moraliſche Überzeugungsloſigkeit vorgeworfen, und beſchließt in jenem Zuſtande von Verblödung, der alle Schamloſigkeit erklärt: ‚und Gervinus konnte doch 1849 nicht ſchon die erſt 1882 von Mauerhof verkündete Löſung der Hamletfrage anerkennen.' Was aber dem anmutigen Spiele erſt zu ſeinem vollſten Glanze verhilft, iſt der Umſtand, daß dieſer Herr Koch aus Marburg i. H. zu all' jenem Schwindel noch die Seitenzahl beifügt, damit ſeine Leſer ſich doch auch ja überzeugen mögen, wie gut er zu lügen und zu betrügen verſteht. Das iſt doch die allerletzte Stufe!

Ich bin jetzt mit dieſen Herren fertig, und man begreife recht! Jene drei Geſellen, welche ich Muſterung paſſieren ließ, ſind an ſich keiner wie auch immer gearteten Beachtung und Betrachtung würdig. Sie haben den Inhalt meines Werkes keiner Kritik unterzogen, ſie hätten ſich dazu auch als völlig unfähig erwieſen; ſie haben ſich allein damit begnügt, zu verdächtigen, zu entſtellen, zu

schwindeln, zu lügen und schnodderige Redensarten zu machen und haben alles dieses getan, weil sie jener Schrift und der sie ausfüllenden Lebensauffassung mit ganz richtigem Instinkte abfühlten, wie diese und die eigensten Interessen sich in unversöhnlicher Feindschaft begegnen und bekämpfen. Dem ist einmal so in der Welt, und man muß sich damit abzufinden verstehen: auch die Erbärmlichkeit muß ihre Altäre und Anbeter haben, und ich gönne ihr ganze Scharen, vorausgesetzt, daß sie unter sich bleiben und nicht den Markt mit ihren heuchlerischen Reden erfüllen. Aber das letztere hat sich hier ereignet. Diese Leute haben in ihren Auslassungen einen solchen Haufen von Unsinn und Niedertracht, und dies mit so lächerlicher Offenheit, zusammengetragen, daß man sicher sein kann, nicht bloß der Kundige wird seiner gewahr, sondern auch dem Laien wird häufig genug die prunkende Albernheit handgreiflich erscheinen. Und was geschieht? Die Leiter quasi angesehener Blätter lesen diese niederträchtige Sudelei und übergeben sie dem Drucke und einer weiten Verbreitung. Das ist eine Behandlung des Schriftstellers und der Lesewelt, wie sie empörender nicht gedacht werden kann. Diese Blätter, die sich sonst vor lauter Moral nicht zu lassen wissen, erklären so den Schriftsteller in Acht und Bann, weil er redlich ist und sich um Tüchtiges bemüht, und erniedrigen gleichzeitig das Publikum zu einer Herde schwachsinniger Geschöpfe. Und einem solchen Verfahren gegenüber soll ich für Gemeinheit — Adel, für Dummheit — Verstand, für Hundsfötterei — Redlichkeit sagen? Diese Zumutung ist augenscheinlich zu stark, und ich werde ihr nie entsprechen.

Wiesbaden, 15. Mai 1904.

In den zwanzig Jahren, die seit dem ersten Erscheinen dieser Briefe verflossen sind, hat, wie leicht begreiflich, die Hamletforschung nicht still gestanden. Alle Berufskreise haben sich an der weiteren Kostümierung dieser interessanten Persönlichkeit beteiligt. Philosophen, Sprachforscher, Ärzte, nicht zum mindesten Juristen sind auf dem

Wahlplatze erschienen, und es fehlt nur noch der Leutnant — aber vielleicht ist auch der schon dagewesen, und ich weiß es nur nicht? um ‚angetan mit dem ganzen Rüstzeug seiner Wissenschaft' den dänischen Prinzen von hinten und vorn zu begucken und ihm alsdann ein neues, nach ‚streng wissenschaftlichen Grundsätzen' zugeschnittenes Kleid selbstgefällig anzupassen. Man weiß, daß Hamlet in früheren Jahren mit Vorliebe als Mörder und bösartiger Ränkeschmied kostümiert wurde; dann hat ihn ein recht phantastischer Kopf als Deutschland, ein anderer als Zukunftsmenschen eingekleidet; ja sogar ein Unterrock findet sich in des Prinzen Kleiderschrank. Neuerdings hat man begonnen, die Farben in dem Narrenjäckchen hin und wieder etwas weniger dunkel zu wählen denn zuvor. Freilich! Professor Paulsen nennt den Prinzen noch immer einen Bösewicht, der ‚Freude daran hat, das Böse zu sehen und zu sagen', und ein Festredner auf einem Shakespearetage konnte die hochansehnliche Festversammlung mit der Frage überraschen: ‚was ist dekadenter als Hamlet?' Allein! schon Herr Löning mag letzterem auf Grund ‚streng wissenschaftlicher Untersuchungen' höchstens den Charakter eines Faulpelzes beilegen; Hermann Türck und Kuno Fischer haben einen erbitterten Federkrieg geführt, in dem jeder von ihnen der erste gewesen sein wollte, der den schwermütigen Dänen mit Werther verglich und ihn der Welt als Genie, gescheiterten Idealisten und Pessimisten ankündigte; und Herr Hermann Conrad hat sogar nicht gezögert, den 30jährigen gereiften Mann mit aufrichtiger Begeisterung für ein Wunderkind auszugeben.

Es kann natürlich hier nicht meine Aufgabe sein, all' diese Tändeleien einer müßigen Laune kritisch eingehender zu verfolgen; es wird genügen, bei denen ein wenig zu verweilen, die nach ihrem Erscheinen in der Öffentlichkeit ein gewisses Aufsehen erregten und Zustimmung gefunden haben: und zu denen, die dabei in erster Reihe stehen, gehört zweifellos Herrn Richard Lönings dickleibiges Buch über Hamlet.

Der Herr Professor versteht sich in der Tat auf die Gründlichkeit. Sonst pflegten sich die Hamletforscher bei ihrer Rückschau

mit Saxo Grammaticus zu begnügen, er aber zwingt den Leſer, ſogar bis in das 2. Jahrhundert nach Chriſti Geburt hinabzuſteigen. Zu jener Zeit nämlich lebte der Arzt Klaudius Galenus, dem wir eine grundlegende Unterſuchung über das Temperament im Menſchen verdanken. Nach dieſem führte man im Altertum gewiſſe körperliche wie ſeeliſche Eigenſchaften auf die mehr oder minder gleichmäßige Miſchung von den vier Hauptſäften im menſchlichen Körper zurück. Solcher Hauptſäfte waren die gelbe Galle, die ſchwarze Galle, der Schleim und das Blut. Auf der ungefähr gleichmäßigen Miſchung ſolcher Säfte, die zugleich als die nahezu allgemeine galt, und deren urbildlichen Charakter leichte Abweichungen nicht ſonderlich zu beeinträchtigen verſtanden, beruhte zunächſt die Geſundheit der vordem genannten Eigenſchaften. Dieſe normale Miſchung der Säfte nun nannte Galen das Temperament des Menſchen — wofür wir heutzutage Gemütsart ſagen würden. Wohlverſtanden ſpricht Galen nie anders als immer nur von dieſem einen Temperament. Falls darum infolge einer ſchlechten oder unvollkommenen Miſchung jener vier Säfte eine Abweichung von der normalen eintreten ſollte, ſo entſteht dadurch auch kein anderes, neues, ſondern lediglich ein mangelhaftes oder erkranktes Temperament. Den Jähzorn und die Wutausbrüche ſchon auf einen leichten Anreiz hin führte Galen ſomit auf das zu ſtarke Überwiegen der gelben Galle zurück, die wie das Element des Feuers von warmer und trockener Beſchaffenheit ſei, und nannte ein ſolches Temperament ein choleriſch entartetes. Trübſinn und Schwarzſeherei ſchien ihm auf ein Überwiegen der ſchwarzen Galle, die der kalten und trockenen Erde gliche, und damit auf eine Entartung im melancholiſchen Sinne hinzudeuten. In der geiſtigen und körperlichen Trägheit glaubte er das Vorherrſchen des Schleims zu erkennen, der dem Waſſer ähnlich kalt und feucht beſchaffen ſei: er hieß den ſo Entarteten einen Phlegmatiker. Die Leichtfertigkeit aber und die Schönfärberei in allen Dingen erklärte er endlich aus dem allzu üppigen Strome des Bluts, das in ſeiner warmen und feuchten Beſchaffenheit der Luft zu vergleichen ſei: ſo entſtand der Sanguiniker. Choleriker, Melancholiker, Sanguiniker

und Phlegmatiker sind jedoch immer nur als mangelhafte und von der gesunden Mischung abweichende Erscheinungen zu betrachten; und als Arzt, der er war, wird Galen sicherlich gegebenen Falles gegen zu viel Galle, Blut oder Schleim kuriert haben. Diese Entartungen aber als die vier Grundtemperamente des menschlichen Organismus auszugeben, in die sich die ganze Menschheit ohne weiteres und ohne Rest einreihen ließe, ist ihm, wie schon gesagt, niemals in den Sinn gekommen: diese Narrheit ist einer späteren Zeit vorbehalten geblieben, als begriffsschwere Köpfe seine Lehre vom Temperament, die übrigens als phantastischer Unsinn schon längst zum alten Eisen geworfen ist, mißverstanden und ihre Mißverständnisse eines Mißverstandes in der Seelenkunde zu unfehlbaren Gesetzen erhoben. Wer jedoch heutzutage noch als ein überzeugter Anhänger dieser Lehre auftritt, pflegt die Unterscheidung von gerade vier Temperamenten damit zu rechtfertigen, daß je inbezug auf Entstehung und Verlauf der Gemütserregungen Abweichungen — einerseits hinsichtlich der Stärke, andererseits hinsichtlich der Schnelligkeit — wohl denkbar seien. Der Choleriker und Melancholiker seien zu starken, der Sanguiniker und Phlegmatiker zu schwachen Gemütsbewegungen veranlagt, während diese aber beim Melancholiker und Phlegmatiker langsam verlaufen, geschehe es beim Choleriker und Sanguiniker rasch. Die dem Choleriker und Melancholiker in der Regel zugeschriebene Neigung zu Unlustgefühlen würde sich hiernach dadurch erklären, daß diesen bei ihrer Veranlagung, selbst durch schwache Eindrücke stark erregt zu werden, die vielen kleinen Leiden des Lebens besonders fühlbar werden müßten, während an dem Sanguiniker das Unerfreuliche rasch, also ohne tiefere Wirkung vorüberginge, und beim Phlegmatiker die Nachwirkung der abwechselnd angenehmen und unangenehmen äußeren Eindrücke sich zu einer ebenmäßig ruhigen Gemütsstimmung ausglichen.

Das klingt ja alles ganz schön, wenn es nur etwas stichhaltiger wäre. Denn um nur eines zu sagen. Der Phlegmatiker beispielsweise ist auf Grund der Erfahrung nicht schwach, sondern schwer erregbar, da er, einmal erregt, dem aufgewühlten Meere

gleicht. Jene vier vordem charakterisierten Temperamente gehen darum auch nur als bleiche Nachtgestalten in dem Gehirn erfahrungsleerer Gelehrten um. Der Sprachgebrauch hingegen, der tatsächlich nur von Erfahrungen auszugehen pflegt und so zu einer Entscheidung des gesunden Menschenverstandes wird, hat niemals sonderlich viel von dieser künstlichen Einreihung gehalten und ist vernünftiger Weise allmählich zu dem einen und einzigen Grundtemperamente Galens zurückgekehrt. Dieser gesunde Menschenverstand spricht darum auch, und wo er anders spräche, würde er schon im Zeichen der Krankheit erscheinen, vorwiegend immer nur von dem Temperament: der betreffende Mensch hat viel oder wenig Temperament, er ist temperamentvoll — und begreift unter solchen Ausdrücken eine ganz besondere Gemütsart, die sich aber mit keinem der überlieferten vier Temperamente deckt. Und gebrauchen wir, d. h. die Gesunden, die Denk-, Begriffs- und Urteilsfähigen heutzutage gelegentlich einmal den Ausdruck Temperament, indem wir dabei zugleich die unwissenschaftlich überkommenen alten Bezeichnungen in Anwendung bringen, so hat auch hier mittlerweile der rein erfahrungsmäßig gewonnene Begriff Platz gegriffen. Beim Choleriker denken wir jetzt vorwiegend an den Reizbaren, nicht mehr an den Jähzornigen oder Gewalttätigen. Der Sanguiniker ist uns ein Mensch, der in allen Wechselfällen des Lebens den Kopf obenauf behält und hoffnungsfreudig in die Zukunft blickt; er ist nicht mehr der Leichtfuß, der selbst zu den düstersten Dingen noch immer einen Hopser macht. Und für Schönfärber sagen wir heute Optimist. Auch der Phlegmatiker ist nicht mehr der Stumpfsinn in Person, der körperlich und geistig Träge, sondern der Mann, der kaltblütig selbst in Stunden der äußersten Gefahr seine Ruhe zu bewahren versteht. Ganz insbesondere läßt uns aber angesichts der Melancholie der frühere Begriff im Stich. Früher verstand man die Schwarzgalligkeit darunter; heute bedeutet sie so viel wie schwermütige Trauer. Das Wort hat etwas Weiches und Mildes im Ton, es klingt wie ein berückender Mollakkord. Die Melancholie ist die stete Begleiterin der vornehmsten und edelsten Geister; und die Schwarzseherei in

jedem Falle nennen wir zur Zeit Peſſimismus. Der geſunde Menſchenverſtand hat mit richtigem Takt die Auswüchſe und Entartungen des Temperaments aus dem gewöhnlichen Leben hinaus in das Hoſpital, das Gefängnis oder in das Irrenhaus verwieſen. Die geſunde Gemütsart bedeutet immer eine gute und mehr gleichmäßige Miſchung aller dahin gehörigen Elemente; und beſonders die Melancholie kann unter Umſtänden zu einem Erbteil aller werden, denn ſelbſt der Sanguiniker par excellence dürfte ſich in den düſterſten Augenblicken ſeines Lebens ihrer milden Herrſchaft nicht ganz zu entziehen vermögen.

Wenn wir nun von einem Menſchen ſagen: er hat viel Temperament, er iſt temperamentvoll — was verſtehen wir eigentlich darunter? Der temperamentvolle Menſch iſt zunächſt reizſam, nicht reizbar, denn er ſchlägt nicht bei erſter Gelegenheit gleich alles kurz und klein, ſondern er iſt nur in einem ſo hohen Maß empfänglich und empfindlich, daß er ſelbſt jeden Nadelſtich ſchmerzhaft empfindet. Dieſe ganz beſondere Empfänglichkeit und Empfindlichkeit der Außenwelt gegenüber iſt jedoch nur möglich bei großer Beweglichkeit des Geiſtes und bei blühender Phantaſie, denn erſt dieſe beiden ſind imſtande, dem betreffenden Menſchen das äußere Ereignis, das ſo an ihn herantritt, von allen Seiten erſchöpfend darzuſtellen. Freilich muß er das derart vorgeführte Bild auch inhaltlich richtig zu bewerten verſtehen: und hierzu vermag ihm nur ſein moraliſcher Charakter zu verhelfen — mit anderen Worten! die Leidenſchaft. Ein derart veranlagter Menſch wird beiſpielsweiſe ein jedes Unrecht, und nicht bloß das am eigenen Leibe erfahrene, leidvoll empfinden, und ſeine Reizſamkeit wird ihn womöglich zu einer ſofortigen Gegenäußerung verführen. In dieſer erhöhten Empfindlichkeit und Reizſamkeit birgt ſich natürlich auch die Gefahr zu Übereilungen und Fehlgriffen. Ein temperamentloſer Menſch würde ſchwerlich in Oſeliens Grab geſprungen ſein und hätte nicht im Gemach der Königin blitzſchnell durch die Tapete geſtochen: ein ſolcher hätte vielmehr erſt den Vorhang gehoben, um zu ſehen, wer denn eigentlich dahinter ſtecke, und ſodann den Umſtänden nach gehandelt. Wenn

wir Hamlet in all' seinem Tun und Lassen von Anfang bis zu Ende mit Aufmerksamkeit verfolgen, so vermögen wir leicht wahrzunehmen, daß er lauter Empfindlichkeit und behendeste Gegenäußerung ist bis auf die Sühne des Verbrechens, für die er gerade auf Grund seiner lebendigsten Leidenschaft die einzig geziemende Antwort nicht finden kann. Und weil hierbei sein Charakter als Basis seines moralischen Wesens und als Triebfeder wie Inhalt seiner ganzen Lebensbetätigung das Spiel regelt, so wird eben diese Unmöglichkeit, erschöpfend zu handeln, ihm zu dem großen Schmerze seines Lebens, ist der Ursprung all' seines Jammers und seiner Verzweiflung und damit auch zugleich der Grund zu seiner bezaubernden Melancholie. Er ist das wundervollste Temperament, das je ein Dichter ersonnen. Dieses ist darum so ungewöhnlich, weil Sinnesart und Charakter gleichmäßig daran beteiligt erscheinen, ihm den Glanz der Erscheinung und ein hinreißendes Tempo in der Bewegung zu sichern. Ein ähnliches Temperament findet sich nur beim Genie und im günstigsten Falle beim Idealismus.

Wie hat sich nun Herr Löning mit dieser so eigenartigen Erscheinung abzufinden verstanden?

Der Herr Professor selbst hat nichts Eigenes zur Sache beizusteuern gewußt, er hat darum ganz natürlich alle nur erdenklichen Bücher über Hamlet zu Rate gezogen und hat diesen entnommen, was seinem Geschmacke da am meisten zusagte. Aber sein Geschmack ist leider kein erlesener gewesen. So ist er auch auf die Temperamente geraten, wie sie noch immer in den Köpfen von Phantasten herumzuspuken pflegen. Daneben hat er auch zweifellos Galen gelesen oder doch zum mindesten von ihm gehört; und das ist ihm nun der Anlaß geworden, um doch ja eigenartig zu erscheinen, aus den mißverständlichen und mißverstandenen Irrlehren der alten wie neuen Schule ein interessantes mixtum compositum zu schaffen. Die vier Hauptsäfte des Kleinasiaten, die bekanntlich gelbe und schwarze Galle, Blut und Schleim waren, ersetzt er allerorten durch Blut; aber während Galen tatsächlich immer nur von dem Temperament und dessen Entartungen spricht, bezeichnet Herr Löning, den Modernen

ähnlich, die letzteren als die vier Grundtemperamente der Menschheit und mischt den beiden Temperamenten, die er gerade bei Hamlet für brauchbar erachtet, noch ein gutes Teil gelber und schwarzer Galle bei: denn der Prinz von Dänemark ist ihm Choleriker und Melancholiker zu gleicher Zeit. Herr Löning schreibt:

‚Die Gemütsart oder das Temperament beruht auf der allgemein körperlichen Beschaffenheit des Menschen; und diese ist es auch, welche den Einfluß des Temperaments auf das Handeln bestimmt.‘ Das ist gewiß ganz falsch. Die Gemütsart ist keinenfalls eines so allgemeinen und unmittelbaren Ursprungs, sie ist vielmehr erweislich erst das Geschöpf von Sinnesart, Charakter und Phantasie — also von lauter seelischen und geistigen Eigenschaften; es ist so lediglich die Tonart und das Tempo, in denen sich der Wille des Menschen offenbart und kann darum als bloßes Ausdrucksmittel des letzteren die Handlung selbst niemals beeinflussen und bestimmen.

‚Als derjenige Bestandteil des körperlichen Organismus, welcher das menschliche Empfinden vornehmlich bestimmt, gilt das Blut.‘ Herr Löning hat leider beizufügen vergessen, bei wem ein solcher Unsinn Geltung gewonnen hat. ‚Von der Beschaffenheit des Blutes hängt es ab, wie und was der Mensch empfindet, welche Neigungen und Abneigungen, ob Triebe zum Handeln oder Hemmungen dagegen in ihm aufsteigen.‘ Das Blut ist in der Tat ein ganz besonderer Saft! Das Blut ist nach unserem Sachverständigen die Empfindung überhaupt, die Handlung schlechthin — mit anderen Worten: ihm ist im Blute der ganze geistige und seelische Mensch enthalten. Nicht übel!

‚Ein doppelter Gegensatz, entsprechend den vier Temperamenten, kommt hauptsächlich hierfür in Betracht. Der eine betrifft die Menge und Wärme, der andere die Dichtigkeit und Beweglichkeit des Blutes. In erster Beziehung ist das Blut entweder voll und warm (cholerisches) oder spärlich und kalt (phlegmatisches); in letzterer entweder leichtflüssig und rasch (sanguinisches) oder aber schwer, dick und langsam (melancholisches Temperament). Das dicke Blut ist dunkel und schwarz im Gegensatze zu dem leichten, das hell und

rot ist; daher hat der Melancholiker eine livide, grüngelbliche, dunkelblasse Gesichtsfarbe.' Nun weiß man doch endlich, wie Hamlet auf der Bühne aussehen soll! Da Herr Löning an dieses Blutmärchen glaubt, so mag er sich möglicherweise auch mit der Seelenwanderung gläubig vertraut gemacht haben, und es würde ihn darum kaum überraschen, sollte hier jemand der Vermutung Raum geben, daß er in früheren Jahrhunderten wohl gar als Bader an dem königlichen Hofe von Dänemark gelebt und so Gelegenheit gehabt haben müsse, dem Prinzen Hamlet zur Ader zu lassen oder ihm Schröpfköpfe zu setzen — denn wie käme er sonst zu einer so genauen Kenntnis hamletischen Blutes? Wenn man sich nun aber die geistige Beweglichkeit Hamlets vor Augen hält und das stürmische Tempo verfolgt, das dessen Handlungen fast durchweg einschlagen, und daneben die schwerfällige Tölpelei wahrnimmt, mit der ihn sein Erläuterer zu begreifen versucht, so wird doch zum wenigsten kein denkender Mensch darüber im Unklaren bleiben können, in wessen Adern das Blut tatsächlich dick und schwarz dahinschleicht.

‚Dickes schwarzes Blut macht den Menschen aber körperlich wie geistig träge; Hamlet ist ein Melancholiker,' folglich ein — Faulpelz.

‚Die Scheu — nicht vor der Rachetat an sich, sondern vor dem, was damit zusammenhängt, vor der damit verbundenen Mühe und Anstrengung ist bei ihm so stark, daß der durch das Pflichtgefühl angespornte moralische Wille darüber nicht Herr werden kann' — ein unverbesserlicher Faulpelz also.

‚In Hamlet hat das Naturel — hier für Temperament gebraucht — eine so überwältigende Macht, daß er in keinem Augenblicke, auch nicht in der leidenschaftlichen Erregung, in die ihn die Enthüllung des Geistes versetzt, die leiseste Willensneigung zum Vollzuge der ihm auferlegten Rachepflicht verspürt,' denn sein Blut ist bekanntlich schwarz und dick, und ein solches stöhnt und ächzt bei jedem Pulsschlag: um Gotteswillen, nur ja keine Arbeit und Mühe! Tatsächlich aber rollt das Blut in ganz anderem Tempo durch Hamlets Adern:

— Dein gedenken?
Ja, von der Tafel der Erinn'rung will ich
Weglöschen alle törichten Geschichten,
Aus Büchern alle Sprüche, alle Bilder,
Die Spuren des Vergangenen, welche da
Die Jugend einschrieb und Beobachtung,
Und dein Gebot soll leben ganz allein
Im Buche meines Hirns.

Dies wäre der im Blut charakterisierte Hamlet; jetzt kommt noch der Gallige an die Reihe, denn der dänische Hofbader fährt fort: ‚Hamlets melancholisches Temperament beruht, wie wir gesehen haben, auf dickem, schwarzem Blut, das langsam durch die Adern rinnt; allein deshalb fließt es nicht spärlich, ist auch nicht kalt oder lau, vielmehr ist Hamlet voll- und warmblütig, und eben hierauf beruht das cholerische Element in ihm, welches darin hervortritt, daß alles, was ihm unangenehm oder widerwärtig ist, alsbald in hohem Maße seine Galle erregt, ihn in eine gereizte, ärgerliche, zornige Stimmung versetzt.' Also gelbe Galle! Schon vorher aber hatte Herr Löning auch die melancholische Schmerzempfindung charakterisiert: diese ist ‚heftig, bitter, unduldsam'. Das erinnert an die schwarze Galle Galens, nur daß dieser menschlicher dabei verfuhr und sicher keinem Menschen eine doppelte, übermäßig große Galle aufgepackt haben würde. Das eigentliche Wesen Hamlets wäre so nach alledem eine unbezwingliche Arbeitsscheu und zwiefache Galligkeit, denen sich noch eine fabelhafte Gewandtheit in Ausreden und Ausflüchten aller Art zugesellt; denn wer möchte vor aller Welt gern als unverbesserlicher Faulpelz gelten?

All' dies ist von dem Herrn Professor mit wahrhaft bezwingender Naivheit und mit üppigster Selbstzufriedenheit in einem epochemachenden und vielbelobten Buche über Hamlet* niedergelegt worden.

Schon aus dem Bisherigen wird der aufmerksame und ach! so geduldige Leser ersehen haben, mit welch' unerbittlicher Schärfe

* Die Hamlettragödie Shakespeares.

Herr Löning die Begriffe auseinander zu halten versteht, ist er ja doch auch, mit dem ‚ganzen Rüstzeug seiner Wissenschaft angetan', an das Werk gegangen, sich selbst ein Monument auf ‚streng wissenschaftlicher Grundlage' zu errichten — was Wunder! daß ihm beispielsweise die Worte: Temperament, Naturel, Charakter — immerwährend nahezu das Gleiche und oft sogar durchaus das Gleiche auszusagen scheinen und so den etwas trägen Marsch seiner Darstellung in wahrhaft ergötzlicher Art zu beleben wissen. Aber die Denk- und Urteilsfähigkeit dieses so wahrhaft erzieherisch wirkenden Mannes verdient es wohl, daß man ihn noch in einigen anderen bemerkenswerten Äußerungen dauernd festzuhalten versuche.

‚Daß Blutrache unzweifelhaft heilige Pflicht sei, ist in unserer Tragödie schlechthin vorausgesetzt; wer an dieser Voraussetzung rüttelt, hat keinen Anspruch mehr auf ihr Verständnis.' Fr. Th. Vischer hat diesen Ausspruch getan, und der Nachfahre unterschreibt ihn vollinhaltlich. Aber ist denn den beiden Herren vollständig entgangen, daß die Tragödie sich auf dem Grunde des christlichen Volksglaubens aufbaut? daß Hamlet selbst ein strenggläubiger Mann ist, der gelegentlich einmal sogar von dem leibhaftigen Teufel als einer durchaus wirklichen Sache spricht? daß die Blutrache unchristlich ist? und daß es in der Bibel heißt: die Rache ist mein, ich will vergelten? Dies letztere insbesondere hätte Herr Löning, der dem alten Testament zum mindesten doch recht nahe verwandt ist, nicht übersehen dürfen. Daß er und auch sein Vorgänger in der Hamletkritik dessen gar nicht gewahr wurden, läßt sie beide im übrigen als als recht gedankenlose Leser erscheinen.

Ein andermal liest unser bedächtiger Shakespearekenner:

> Sein oder Nichtsein — das ist die Frage:
> Ob's edler im Gemüt, die Pfeil' und Schleudern
> Des wütenden Geschicks erdulden, oder
> Sich waffnend gegen eine See voll Plagen,
> Durch Widerstand sie enden —

und schließt daraus, daß es sich hier um die Frage: Dulden oder Selbstmord handle. Dieses Versehen ist ganz besonders schlimm,

denn der aufgeweckte Schüler einer Mittelschule würde ohne viel Besinnen antworten: Dulden oder Gegenwehr. Und wieder ein andermal läßt der philosophisch geschulteste Kopf der gesamten Hamletkritik ‚den Idealismus in Pessimismus umschlagen', wahrscheinlich weil sich in seinem ahnungslosen Gemüte beide als Gegensätze darstellen.

Vom Könige sagt Herr Löning gelegentlich: er ist ‚ein Mensch, dem zur Befriedigung seiner unedlen Begierde kein Mittel zu schlecht ist, der dazu auch nicht durch die Aufwallung einer gewaltigen, sinnbetörenden Leidenschaft hingerissen wird, sondern der bei all' seinen Handlungen mit kaltem Blut und feiner Berechnung zu Werke geht,' der aber gleichwohl ‚von Hause aus auf dem Boden des Rechts und der Sittlichkeit stünde.' Und von Laertes heißt es dann weiterhin: ‚wir sehen in ihm einen ritterlichen Jüngling von gutem Herzen', der sich gleichwohl ‚zu dem heimtückischen, eines Ehrenmannes unwürdigen Bubenstücke mit dem Fechtspiel vom Könige gewinnen läßt.' Was will man mehr?*

---

* Diese Beispiele einer taumeligen Urteilskraft sind aus einem großen, 400 enggedruckte Seiten starken Bande — nicht mühselig herausgelesen worden, sondern sie boten sich ganz zwanglos bei jedem gelegentlichen Öffnen des Buches dem belustigten Auge dar; und ich bin aufs innigste davon überzeugt, daß ein jedes Blatt des dickleibigen Werkes zum mindesten einen Unsinn dieser Art aufweist. Der Herr Verfasser hätte darum seine Schrift nicht: die ‚Hamlettragödie Shakespeares', sondern verständigerweise: das Buch der 400 Torheiten — nennen sollen. Wenn nun Herr Löning solches liest, wird er sicherlich wieder sagen, daß Emil Mauerhof nur zu schimpfen verstünde. Ach nein! Emil Mauerhof versteht noch ganz andere Dinge, so z. B. einen Hamleterläuterer der staunenden Welt ‚in seines Nichts durchbohrendem Gefühle' in überzeugender Art vorzuführen. Aber wie ist mir? Habe ich nicht irgendwo gelesen, daß gerade Lönings Buch das beste sei, welches je über Hamlet geschrieben wurde? Ganz sicher! Nicht einmal, sondern vielleicht hundertmal war das zu lesen. Und wo? In den Blättern der jüdisch-teutonischen Koterie. In dieser Gesellschaft ist es neuerdings Sitte geworden, sobald ein Jude irgend etwas veröffentlicht, dieses alsbald als das Allerbeste auszuposaunen. So erging es

Von Herrn Richard Löning zu Hermann Türck ist es erfreulicher Weise wie ein Wechsel von der Fleischerbank zu einem Juwelierladen, denn Blut und Galle gegenüber sind Genie und Idealismus wahrlich den Juwelen des menschlichen Organismus gleich zu achten: und mit diesen, mag deren Fassung auch immerhin Talmi sein, sind die Bücher des letzteren ausschließlich angefüllt.

Da nach den Beweisen, die Herr Türck beizubringen verstanden hat, es keinem Zweifel mehr unterliegen kann, daß Kuno Fischer seine Ansicht über Hamlet tatsächlich unter dem Einflusse des ersteren abgegeben hat, so muß der Heidelberger Professor an dieser

---

Richard Moses Meyer, als er über Goethe schrieb, bis dann wieder diesen Bielschowsky als allerbester ablöste; und so widerfuhr es auch Herrn Löning, nur daß hier der allerneueste noch auf sich warten läßt. Glückliches Vaterland! in dem nur noch die Juden die besten deutschen Bücher zu schreiben verstehen. Die Teutonen müssen sich natürlich in der Koterie mit einer weit bescheideneren Rolle begnügen. Diese schreiben wohl ab und zu auch gute Bücher, jedoch nie die besten. Die weitaus würdelosere Rolle spielen dabei ersichtlich die braven Urgermanen. Denn wer von uns hätte nicht schon einmal einen solchen blondgelockten Siegfried gesehen, wie er, seine Löwenmähne schüttelnd, die Hand in der — Hosentasche ballte und dabei mit dem Stimmaufwand seines Donnerers versicherte, daß man diesen verfluchten Juden zu Gefallen leben müßte, oder sie ruinieren einen. Die Feigheit dieser jämmerlichen Wichte kennt gar keine Grenzen, und schon die leichtgekrümmte Nase jagt ihnen eine heillose Angst ein. Darum auch angesichts eines wirklichen Aberwitzes, den sie wohl zu erkennen vermögen, den aber die Koterie in ihren übermächtigen Schutz genommen hat, ihre tiefen Verbeugungen, ihr Gestammel: höchst beachtenswerte Erscheinung, sehr dankenswerte Erleuchtung, außerordentliche, ja — wohl gar beste Leistung. Das letztere würgen sie heraus: aber ich — lobe hündisch, um nur ja trotz meiner ganzen, auch schriftstellerisch ersichtlichen Erbärmlichkeit wieder gelobt zu werden. Daneben sei aber bemerkt, daß es keineswegs genügt, um in der Koterie auf dem allerhöchsten Pferde zu sitzen, bloß Jude der Rasse nach zu sein; selbst dieser muß sich noch darnach zu benehmen verstehen, und benimmt er sich nicht darnach, und das kommt schon vor, so ergeht es ihm genau so wie allen anderen, die es verschmähen, einer Handelsgesellschaft auf gegenseitige Lobhudelei anzugehören.

Stelle natürlich völlig ausscheiden. Was weiß uns nun Herr Türck über Hamlet zu erzählen?

An der Gleichstellung Hamlets mit Werther gehe ich als einem zu spaßhaften Einfall achtlos vorüber. Es bleibt noch immer genug für eine ernsthafte Unterhaltung übrig: Idealismus, Genie und Pessimismus.

‚Hamlet,' sagt Herr Türck, ‚ist ein Idealist und, was schließlich auf dasselbe hinauskommt, zugleich ein Genie', und knüpft an dieses Begriffsdunkel, wie leicht begreiflich, die allerseltsamsten Folgerungen, denn Genie und Idealismus geben durchaus verschiedene Begriffe. Genie kennzeichnet vorwiegend das schöpferische Vermögen des Menschen, Idealismus dessen moralisches Wesen. Das Genie ist ohne Idealismus kaum denkbar; dagegen der letztere völlig ohne die anderen Wesenseigenschaften des ersteren. Genie gibt einen weiteren Begriff, so daß man beide nicht mehr zwanglos gegeneinander austauschen kann, ohne damit eine heillose Verwirrung anzurichten. Und das Übel muß um so größer werden, sobald wir wie hier, von dem Wesen des Genies ganz allgemein gesprochen, wahrscheinlich keine ganz zureichende Vorstellung haben. Wer ist ein Genie? Vermutlich wird auf diese Frage wieder nur dieses selbst uns völlig genügende Antwort geben können. Aber auf wie vielen so ganz verschieden gearteten Gebieten hat sich daneben das Genie nicht schon tätig erwiesen! Der Staatsmann, der Naturforscher, der Feldherr, der Maler, der Dichter, der Musiker — sind alle diese in ihrer genialen Tätigkeit von durchaus gleichen seelischen und geistigen Kräften abhängig? Wenn heute die Napoleon, Bismarck, Helmholtz, Kant, die Goethe, Beethoven, Raffael u. s. w. aufstehen würden und man sie einzeln über ihre besondere Art befragen könnte, würde die Antwort so übereinstimmend lauten, daß man daraufhin durchweg und allerwege von den allgemein gültigen Wesenseigenschaften des Genies überhaupt reden könnte? Vielleicht! Aber es könnte auch anders kommen. Immerhin verstünde eine völlig ausreichende Auskunft über das Wesen des Genies, auch im einzelnen, nur ein ganz überlegener Geist von unzweifelhaft genialer Begabung zu geben,

und aufrichtig gestanden! ich bezweifle, daß Herr Türck ein solches Genie ist, wenigstens hat er noch keine Beweise dafür beigebracht; und noch mehr, ich bezweifle sogar, daß er ein Idealist ist, und ist er das letztere gleichwohl, so hat er sich selbst noch nicht erkannt und trägt somit selbst Schuld daran, daß man ihn verkennt. Aber um beim Genie zu bleiben! Wollen wir hier zu einem annähernd zureichenden Begriff gelangen, so müssen wir uns zuallererst zu beschränken verstehen. Uns Schriftstellern, Kritikern und Dichtern, die wir solche sind oder doch sein wollen, stehen die dichterischen Werke großer Genien ja verhältnismäßig am nächsten. Lassen wir nun diese vor unserem geistigen Auge aufleben, und fragen wir uns, was aus ihnen zum Unterschiede von weniger gelungenen Dichtungen am meisten auf uns gewirkt hat, so werden wir uns nach einiger Überlegung eingestehen müssen, daß es das höchste Maß von Urteilskraft, von Phantasie und Leidenschaft ist, welches das Werk des Genies so weit über alle Mittelmäßigkeit hinaushebt: jene Urteilskraft, die alles im richtigen Lichte sieht und alles an den richtigen Platz stellt, die immer gesund selbst das Ungewöhnlichste einzig im Selbstverständlichen und Vernünftigen zu erklären weiß; mit ihr im engsten Bunde die Phantasie in der Schaffung der Handlung und in der Ausgestaltung der besonderen Menschenart; und neben diesen beiden, über ihnen und in ihnen, die alles beseelende Leidenschaft. Mißt man an diesen drei Wesenseigenschaften des Genies die Persönlichkeit Hamlets, so wird man mit gutem Grunde sagen dürfen, daß sie sich tatsächlich jenem nähert. Seine Urteilskraft zeigt sich im bestechendsten Glanze; weniger läßt sich über seine Phantasie sagen, denn die Probe durch das Schauspiel gab ihm erst die Ankunft und das Spiel der Schauspieler ein; und was endlich die Leidenschaft anbetrifft, so erscheint diese zwar in einer so eigentümlichen Fassung, daß viele Leute sogar behaupten möchten, er habe überhaupt keine, aber sie ist gleichwohl da und durch die Verhältnisse derart furchtbar gesteigert, daß es nicht allzu schwer wäre, in überzeugendster Art nachzuweisen: sie allein schon sei die ganze Tragödie, und diese selbst nichts anderes als ein einziger Schrei jener. Insoweit läßt

sich mit Besonnenheit und Vorsicht von Hamlet als einem Genie sprechen. Wenn jedoch Herr Hermann Türck schreibt:

‚Wer Hamlet verstehen will, muß sich stets gegenwärtig halten, daß er eine geniale Natur ist, in der die Extreme sich berühren und fordern: höchste Anspruchslosigkeit verbindet er mit höchster Selbständigkeit, höchste Bescheidenheit des Auftretens mit hervorragender Kühnheit des Handelns, feinste Rücksicht mit unerbittlicher Wahrheit, ein in die letzten Folgerungen gehendes Denken mit höchstem Mißtrauen gegenüber dem eigenen Urteil, die herbste Verurteilung der schlechten Taten und sittlichen Schwächen der Menschen mit der innigsten und tiefsten Liebe zu diesen selbst, den höchsten Idealismus der Gesinnung mit dem schärfsten Blick für die wahren Verhältnisse des Lebens, das feinste Gewissen, welches selbst die Keime zu allem Bösen in sich erkennt, mit dem unbekümmerten und gottvertrauenden Handeln eines wahren Helden, ein Mann voll herbster Tatkraft und doch voll des feinsten Gefühls — mit einem Wort, ein ganzer Mensch, ein Geist allerersten Ranges, ein Genie!‘ so ist das ein bloßes Phantasiegemälde, das nicht mehr ernsthaft genommen werden kann, weil es, an der Wirklichkeit und an der Erfahrung gemessen, vollständig versagt. Die aufgezählten Eigenschaften sind zudem fast durchweg rein moralischer Natur; und jene dem Genie unentbehrlichen der Urteils- und Einbildungskraft fehlen nahezu gänzlich. Die Garderobe des Genies ist trotz aller Emsigkeit des Bekleidungskünstlers unvollständig geblieben: aber ebensowenig entspricht sie auch den Bedürfnissen des ganzen Mannes und denen eines Geistes allerersten Ranges, denn in der beliebten Zusammenstellung paßt sie innerhalb der Welt der irdischen Wirklichkeiten überhaupt auf keinen Menschen.

Herr Türck und demgemäß auch seine Bücher* leiden an dem Übel, daß sie unausgesetzt mit unklaren Begriffen arbeiten. Die ‚ganzen‘ Männer werden spöttisch lächeln, wenn sie hören, daß nur ein Genie ein ganzer Mann sein könne. Wie viele Geister

* Hamlet — ein Genie; der geniale Mensch.

allererſten Ranges hat es nicht gegeben, die gar kein Genie beſaßen und auch nicht ganze Männer waren! Auch der geniale Menſch iſt keineswegs eins mit dem Genie. Wie oft hört man nicht die Leute von einem genialen Kerl ſprechen, der mit allerhand blendenden äußerlichen Talenten verſehen ſich als ſchöngeiſtiger Schwerenöter aufſpielt: hinterher entpuppt er ſich gewöhnlich als komödiantenhaft aufgeputzter Scharlatan. Auch die geniale Frau möchte hier ein Wörtchen mitzuſprechen haben — denn wie könnte dieſe es je dahin bringen, ein ganzer Mann zu ſein?

Bei dem Charakterbilde, das Herr Türck vorher von dem Genie entwarf, hat er notgedrungen ein paar durchaus grundlegende Eigenſchaften dieſes weglaſſen müſſen: es ſind dies der kerngeſunde Menſchenverſtand und die durch dieſen bedingte Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit in der Wahl der Mittel. Er ſelbſt beſitzt ſie nicht, darum hat er ſie für überflüſſig erachtet: und doch kann gerade ohne ſie der Menſch nichts annähernd Vollkommenes erreichen, niemals das Richtige treffen.

Wenn jemand zu einem mehr oder weniger ſicheren Begriff von der Weſenheit des Genies gelangen will, ſo darf er nicht aus ſeiner Phantaſie heraus ein bezaubernd ſchönes Bild geſtalten und ſolches für Wirklichkeit ausgeben — das käme nur einer in allen Farben ſchillernden Seifenblaſe gleich, die ſchon beim leiſeſten Lufthauche in ihr Nichts zerginge — ſondern er muß, falls er ſelbſt ein Genie iſt, ſich auszuſchreiben, oder falls er keines iſt, die allerhöchſten Erſcheinungen dieſer Gattung auszudeuten verſuchen: denn nur ſolche können einen nahezu vollkommenen Begriff geben. Das ſind die beiden einzig möglichen Wege. Ob Herr Türck den erſteren betreten, laſſe ich dahingeſtellt: tat er das, ſo iſt ihm ſogar das eigene Ich ein volles Rätſel geblieben; wählte er den zweiten, ſo ſtanden ihm ja die Shakeſpeare, Goethe, Kleiſt handgreiflich nahe.

Verweilen wir einen Augenblick bei Goethe, der uns nicht bloß durch ſeine Werke, ſondern auch ebenſo wohl durch ſein langes, vielfach durchforſchtes und bekannt gewordenes Leben den reichſten Einblick in die Innenwelt des Genies gewährt, ſo kommen wir dabei

doch zu recht überraschenden Enthüllungen. Goethe hat von sich selbst einmal gesagt, daß er nie einen anspruchsvolleren Menschen als sich gekannt habe, und Herr Türck bezeichnet die höchste Anspruchslosigkeit als ein Kennzeichen des Genies. Letzterer verzeichnet: höchste Bescheidenheit des Auftretens — ein Wortgefüge übrigens von etwas komischem Reiz — mit außerordentlicher Kühnheit des Handelns, nur daß bei einer kühnen Handlung von bescheidenem Auftreten nicht mehr die Rede sein kann; und ein Ausspruch von Goethe lautet zudem: lediglich die Lumpen sind bescheiden. Vielfach ist in der nächsten Umgebung Goethes die Meinung laut geworden, daß er einer der selbstsüchtigsten Menschen gewesen sei. Dieses Urteil ist wahr und falsch zu gleicher Zeit. Goethe suchte stets und vor allem sich — keineswegs immer für sich, auch für andere; aber wenn es sein mußte, auch gegen andere: und zwar ist so zu verfahren, Eigenart des Genies. Denn dieses ist seiner Hauptäußerung nach wesentlich Leidenschaft, die sich durchaus zu bejahen trachtet und so zuweilen im äußersten Maße rücksichtslos zu Werke gehen muß.

Werfen wir von hier aus einen Blick auf Hamlet. Auch dieser ist anspruchsvoll; sein Auftreten ist keineswegs bescheiden; sogar rücksichtslos ist er, denn die unerbittliche Wahrheit läßt Rücksicht sehr bald verstummen, obschon Feingefühl und Wahrheitsliebe ausgezeichnet nebeneinander auskommen mögen. Gleich Goethe entspricht er also nicht dem Urbilde, das sich Herr Türck von dem Genie gemacht hat. Weiterhin soll größtes Mißtrauen gegenüber dem eigenen Urteil eine ganz besondere Eigentümlichkeit des letzteren sein: aber wenn solches wirklich der Fall wäre, würde das Genie, das von Haus aus auf Grund seiner Leidenschaft und seiner Urteilskraft in hohem Maße selbstbewußt, selbstherrlich und selbsttätig auftritt, nie je weder zu selbständigem Denken noch Handeln gelangen. Nach Herrn Türck verbindet sich im genialen Menschen die herbste Verurteilung der schlechten Taten und sittlichen Schwächen der Menschen mit der innigsten und tiefsten Liebe zu diesen selbst. Ach, du lieber Gott im Himmel! in dieser Art hast du es ja nicht einmal getrieben; auch

Christus nicht. Beide haben bloße Schwächen keineswegs so herb verurteilt; dafür aber die Bosheit gegeißelt und die Bösen sogar ohne Erbarmen gestraft. Und auch das Genie wird hierin kaum anders verfahren können. Die großen Genien aller Zeiten sind noch immer große Menschenverächter gewesen. Wie spricht sich nicht Goethe darüber aus, der doch in dieser Beziehung noch der mildesten einer war. Und erst Shakespeare! Nie hat es einen größeren Menschenverächter gegeben als gerade diesen: und Hamlet ist nicht umsonst sein liebstes Kind. Damit läßt sich freilich auf Grund eines schönen Idealismus recht gut die Menschenliebe vereinigen, jenes Mitgefühl mit den Armen, den Bedrängten, den Mühevollen und Beladenen, den in Leid Geweihten: man verachtet die Menschen und liebt den Menschen. Wenn nun zum Schluß Herr Türck noch meint: das Genie vereinige das feinste Gewissen, welches selbst die Keime zu allem Bösen in sich erkennt und verurteilt, mit dem unbekümmerten, gottvertrauenden Handeln eines wahren Helden, so ist zunächst der gedankliche Zusammenhang zwischen feinster Sündenerkenntnis und wahrem Heldentum nicht recht ersichtlich; zweitens muß der Mensch, der die Keime zu allem Bösen in sich enthält, noch erst geboren werden; und drittens würde der unbekümmerte, gottvertrauende Held — es hat auch schon andere wahre Helden gegeben — doch in einem argen Gegensatze zu jenem Genie stehen, das unausgesetzt von dem größten Mißtrauen gegen sich selbst geplagt wird. Mit ausschließlichem Bezug auf Hamlet heißt es dann weiter:

‚Als Genie nimmt er zu seiner Person wie zu allem, was sich auf diese bezieht, daher auch zu seinem eigenen Tun und Lassen, zu Hab' und Gut, zu Ehre und Schande, zu Vorteil und Nachteil, zu Verwandten und Freunden und Widersachern innerlich eine andere, nämlich freiere Stellung ein als die Mehrzahl der Menschen. Sind diese unter gewöhnlichen Umständen bei allem, was sie tun und treiben, wie bei allem, was sich auf ihre Person bezieht, und von den sie umgebenden Verhältnissen innerlich mehr oder weniger in Anspruch genommen, werden also die Menschen zumeist durch

das, was an sie herantritt, beherrscht, und wirken die gegebenen Verhältnisse bestimmend auf sie ein, so ist für das Genie im Gegensatze dazu die völlige innere Freiheit von der eigenen Person wie von allem, was auf diese bestimmend einwirken kann, charakteristisch.' Das Genie wäre demnach so etwas wie ein Geist, der über den Wassern schwebt. Daß ein Genie Menschen und Dingen gegenüber eine andere Stellung einnehmen muß als der gewöhnliche Mensch, ist selbstverständlich — denn zu welchem Zwecke wäre ihm wohl sonst erhöhte Geisteskraft und vertiefte Empfindung zuteil geworden? Daß sich aber ein solches auch zu allen Einwirkungen von außen her und dies auf Grund seines Wesens teilnahmlos erweisen müsse, ist einfach märchenhaft. Dieses geniale Wesen wäre alsdann kein Mensch mehr, sondern ein Mondkalb, denn selbst die Götter haben sich bewegen lassen. Das Genie freilich ist — im Gegensatz zu Herrn Türcks Lehre, der hier ‚größte Selbstlosigkeit und größte Selbständigkeit' verzeichnet — in einem so hohen Maße selbsüchtig und selbständig, daß es mit vollster Entschiedenheit jeden Einfluß ablehnt, der gegen seine ureigenste Natur verstößt; begegnet sich aber die Einwirkung von außen durchaus mit seinem Wesen, d. h. mit der in ihm lebendigen Leidenschaft, so unterliegt er jener sogar in dem Maße, daß er das an ihn so nahe herangetretene Ereignis und die sich daraus für ihn ergebenden Folgerungen ohne weiteres zum Inhalte seines ganzen Daseins macht. So geschieht es bei Hamlet, der inhaltlich durchaus Recht und Gerechtigkeit ist, der sich durch den an seinem Vater begangenen Verrat und Mord gerade in dieser Leidenschaft aufs tiefste verletzt erkennt und so von Stund' an nichts anderes als die Sühne des Verbrechens planen muß. Herr Türck lacht zu dieser Erklärung und läßt auch Hamlet dazu lachen, der von den Offenbarungen des Geistes wohl ergriffen sein mochte, aber als Genie natürlich schon längst wieder aus der Haut gefahren ist und teilnahmlos über den Dingen schwebt. Wenn der Geist z. B. sein: schwört! aus der Tiefe ruft, so wird Hamlet dabei diesem Erläuterer zufolge nicht von Schauern geschüttelt; der Ruf bringt ihn ganz im Gegenteil zum Lachen, so groß ist für ihn der

Gegensatz in dem, was er und der Vater wollen. ‚Nicht um einen Racheplan auszusinnen,‘ wie der Geist will, ‚sondern um völlig unbehindert in seinen Entschließungen zu werden‘, d. h. ob sich hier eigentlich Sühne lohne oder nicht — sei Hamlets einziger Gedanke nach der Erscheinung des Gespenstes. Ob Herrn Türck das jemand wirklich glauben wird? Er hat es sich der Vorsicht halber von den Herrn Wundt und Lipps schriftlich geben lassen, daß seine ganze Wesensschilderung des Genies wie die Hamlets von höchster Vernunft zeige. O Professoren der Seelenkunde! Unser Geleitsmann durch die Rätselwelt Shakespeares aber fährt fort:

‚Will man die wahre Stellung Hamlets zu der ihm vom Vater gestellten Aufgabe kennzeichnen, so muß man sagen, daß diese an ihn herantritt wie sonst an einen von anderen Dingen aufs stärkste in Anspruch genommenen Menschen, der sich infolge äußerer Verhältnisse zur Lösung derselben mächtig veranlaßt fühlt, den aber in seinem Innern nichts dazu treibt;* und der daher zwar stoßweise den Versuch macht, seiner von außen an ihn herangetretenen Verpflichtung zu genügen, der aber, weil er mit seinem eigentlichen Interesse nicht dabei ist, entweder immer wieder die Sache fallen läßt und verschleppt, oder da, wo es wirklich zum Handeln kommt, das möglich Verkehrteste tut‘ — wozu wie leicht begreiflich u. a. auch die Veranstaltung des Schauspiels gehört. Und Kuno Fischer hat ein solches Verständnis zu dem seinigen gemacht!

Aber was schert uns eigentlich Hamlet als Genie? Shakespeare hat ihn uns nicht als schöpferische Persönlichkeit vorführen wollen, sondern einzig und durchaus selbstverständlich als eigentümlich gearteten Charakter; von ihm darum weitläufig als von einem Genie zu reden und daran die ausschweifendsten und bizarrsten Folgerungen zu knüpfen, ist für die Sache selbst ganz belanglos, unfruchtbar und entbehrt des gesunden Menschenverstandes. Hamlet

---

* Hamlet ist durch nichts anderweitig in Anspruch genommen und innerlich zu nichts anderem in der Welt so stark veranlagt wie gerade zu diesem Werke.

ist ein Charakter und als solcher muß er Leidenschaft haben und Idealist sein: darauf ganz allein kommt es an, denn nicht Idealismus und Genie, sondern Idealismus und Leidenschaft wollen genau dasselbe besagen. Freilich wird man dabei den Idealismus in der Weltanschauung ausschalten müssen, da dieser und der Idealismus in der Menschennatur nicht durchweg zusammenfallen. In Hamlet allerdings trifft beides zusammen. Zu häufig und zu nachdrücklich betont er selbst seine christliche Weltanschauung, als daß man achtlos darüber hinweggehen dürfte. Im übrigen aber ist der Idealismus im menschlichen Charakter durchaus unabhängig von irgend einer Weltanschauung. Der Idealismus im Charakter eines Menschen beruht auf einer noch unverfälschten und ungebrochenen Naturempfindung, die so gewissermaßen das Urbild oder die reine Idee dieser besonderen Empfindung selbst enthält. Erweist sich nun diese Empfindung in ihrer Wirkung nach außen hin — in ihrer Tätigkeit also — als unverwüstlicher, unzerstörbarer, ewiger und unsterblicher Hang, der keinem fremdartigen Einflusse gehorcht, so ist sie dämonischer Art und wird zur Leidenschaft. Es gibt keinen Idealisten, der nicht zugleich ein Dämon wäre und nur sich will, er sei in eine lichte oder dunkelgefärbte Leidenschaft gebannt: die Hamlet, Othello, Macbeth, Koriolan, Armin, Iphigenie, Kohlhaas wollen durchaus nur sich, möge auch die ganze Welt darob in Trümmer fallen und sie selbst dabei zugrunde gehen. Es ist darum auch völlig falsch, von einem Idealisten zu sagen, daß er selbstlos sei. Er ist im Gegenteil in weit höherem Maße egoistisch als der rein gesellschaftliche Mensch; denn dieser ist leicht bereit sich zu unterwerfen und zu paktieren, während jener sich dazu als durchaus unfähig erweist. Wie sehr auch die besonderen Leidenschaften als Treue, Redlichkeit, Ehrgeiz, Habsucht, Herrschsucht u. s. w. sich in ihrem moralischen Charakter voneinander unterscheiden mögen, in diesem einen Punkte sind sie sich völlig gleich: daß sie nämlich mit gleicher Hartnäckigkeit, gleichem Starrsinn auf sich selbst bestehen und lieber ein Meer von Leiden über sich ergehen ließen, als daß sie sich je verleugneten. Das ist die Dämonie der Leidenschaft.

So sind und waren sie alle ohne Ausnahme. Der Unterschied zwischen der lichteren Leidenschaft, die wir einen schönen Idealismus zu nennen pflegen, und der nächtigen Leidenschaft, die uns als infernalischer Egoismus erscheint, ist lediglich der, daß die erstere immer und durchaus nur sich sucht — für andere: und einzig in diesem besonderen Sinne darf man von ihrer Selbstlosigkeit sprechen; während die letztere die ganz gleiche Selbsucht — gegen andere entfaltet. Hamlets natürlicher Charakter ist nun eine dämonisch geartete Redlichkeit, in die Menschenliebe, Billigkeit, Wahrhaftigkeit und wohl auch der Idealismus in der Weltbetrachtung hineinspielen; und auf dem Umstande, daß dieser Dämon unaufhörlich sich und nur sich zu betätigen verlangt, eine Verkettung von Verhältnissen aber ihn daran zu hindern, ihn lahm zu legen, zu knebeln, ihm Fallen zu legen trachtet, und er sich aus allen Kräften dagegen wehrt und doch gelegentlich einmal unterliegt — darauf und ganz allein darauf ist der gewaltige Ausdruck seines Leids und seiner Verzweiflung zurückzuführen. Wie nimmt sich nun diesem durchaus wurzelfesten Hamlet der gespenstige des Herrn Türck aus? Der letztere schreibt:

‚Als Idealist lebt er in Ideen, nicht in der rohen Wirklichkeit, und reicht daher mit seinem Denken, Fühlen und Wollen über den engen Kreis der nächsten Umgebung und der durch den Zufall gegebenen Verhältnisse hinaus.‘ Mit einem so nebelhaften Gerede läßt sich nicht viel Gescheites anfangen. Was heißt das: in Ideen leben? Wohl gar in einem Wolkenkuckucksheim, in dem man sich mit allerhand Schwärmereien für alles Gute, Wahre, Schöne stopft? Wann wird man denn endlich beginnen, sich bei allem, was man sagt und schreibt, auch immer etwas Rechtschaffenes zu denken? Der Idealist ist kein romantisch veranlagter Faselhans, sondern ein ganzer Wirklichkeitsmensch, der genau so wie alle Welt in der rohen Wirklichkeit lebt, sich aber auf Grund einer leidenschaftlich bewegten Innerlichkeit vielfach anders auszuleben trachtet als seine nähere Umgebung und darum auch zu Personen und Dingen allmählich eine andere Stellung gewinnt als jene.

‚Hamlet hat sich als richtiger Idealist, wie es gewöhnlich solchen Menschen geht, zuerst ein völlig falsches Bild von der Welt und ihrem eigentlichen Wesen gemacht.‘ Dagegen läßt sich nichts einwenden.

‚Die weitere Entwicklung solcher Naturen geht nun immer den Gang, daß sie, einmal zur Erkenntnis des wahren Wesens der Welt gelangt, sich nicht mehr dieser, sondern umgekehrt diese sich anzupassen versuchen‘ — das erstere haben sie nie tun können, da sie in einem unreifen Zustande alle Menschen sich gleich erachteten, und das letztere werden sie nie tun, weil sie, endlich herangereift, solches als durchaus fruchtlos erkennen müssen, es sei denn sie sind geistesschwach.

Was nun aber ein solcher Idealist weiterhin in der Welt der Wirklichkeiten sieht, ist nach Herrn Türck ‚mehr als genug, um seine ganze ideale Weltanschauung mit einem Stoß über den Haufen zu werfen‘.

Unserem Erläuterer gemäß ist Idealismus in der Weltbetrachtung gleichbedeutend mit der optimistischen Weltanschauung, die alles in den schönsten Farben erblickt. Hamlet hätte darum auch bis zu seinem 30. Jahre hinauf nichts von Bosheit, Niederträchtigkeit und Schlechtigkeit auf dieser Erde gewußt; der schmerzhafte Stoß, den sein eigener Leib jetzt auf einmal so urplötzlich erhält, belehre ihn darüber, daß er sich in den Menschen von Grund aus getäuscht habe, und daß die bisherigen Engel tatsächlich lauter Teufel seien: so gerate er aus der optimistischen Weltanschauung in die pessimistische, die alles schwarz sieht. Dieser Pessimismus nun habe die fürchterliche Kraft, alle Tatkraft in Hamlet zu lähmen. Er soll freilich nur ein Übergangsstadium in dem Leben unseres Helden sein, der sich mit der Zeit — vielleicht wieder in den Optimismus zurückentwickelt hätte? aber zum Unglück für ihn falle gerade in diese nächtige Epoche die Lösung der Aufgabe. Der augenblickliche Pessimismus sei es, der Hamlet am Handeln hindert. Denn ihm zufolge erkenne der dänische Prinz mit der Gegenständlichkeit des echten Genies, welches stets außerhalb der eigenen Person in unbe-

helligter Freiheit über allen Dingen ſchwebe, daß mit der ihm abverlangten Sühnetat ‚immer nur ein Einzelfall gebeſſert werden könne‘; und dieſe magere Ausſicht müſſe auf einen ſo ganz unperſönlichen Geiſt um ſo abſchreckender einwirken, als es ſich ja dabei gerade um ſeine Aufgabe handle: denn was einen ſolchen ‚beleidige, iſt nicht der eine Klaudius, ſondern das Böſe in dieſer ganzen Welt. Wenn er mit Klaudius zugleich alles Böſe aus der Welt ſchaffen könnte, ſo würde Hamlet ſofort zuſtoßen.‘ Da erſteres natürlich nicht möglich iſt, ſo legt der große Idealiſt ſeine Hände lieber untätig in den Schoß und läßt alles beim Alten. Da iſt es denn freilich auch nicht weiter verwunderlich, daß dieſen ganzen Mann, dieſen Geiſt allererſten Ranges, dieſen Idealiſten, dieſes Genie, das ſich ſtets völlig frei von der eigenen Perſönlichkeit wie von allen Dingen der Außenwelt in Gedanken und Urteil zu ergehen verſteht, der böſe Peſſimismus bis zu dem Grade hin zu verwirren vermocht hat, um ihn nicht mehr erkennen zu laſſen, wie die Wertſchätzung aller weltlichen Güter immer nur dem rein perſönlichen Empfinden eines jeden Einzelnen unterliegt. Als Hamlet im Rücken des betenden Königs ſteht, ſtößt er bekanntlich nicht zu, und Herr Türck gibt dafür folgende Erklärung ab:

‚Das lebhafte Rachegefühl, welches ihn in dieſem Augenblick wirklich beherrſcht, verhindert die Tat. Für Hamlet ſelbſt wäre ja der Tod eine Erlöſung; es iſt daher keine Rache für ihn, den König, gerade da er ſeine Seele im Gebete läutert, kurzer Hand niederzuſtoßen. Nein, wenn Hamlet ſich rächen will, ſo will er wirkliche Rache; der bloße Tod iſt Lohn, nicht Strafe: auch dies völlig im Sinne des Peſſimismus, für den das Leben eine Laſt iſt.‘ War denn aber Klaudius auch ein Peſſimiſt?

Wir wollen Herrn Türck in ſeinen Irrgängen nicht weiter folgen — es würde zu weit führen; nur eines ſei noch bemerkt. Nicht bloß daß dieſer Erläuterer unausgeſetzt ſpieleriſch ungeklärte Begriffe durcheinanderwirft, er hat auch insbeſondere vom Weſen des Genies ganz unzureichende und von dem des Idealismus gar keine Vorſtellungen. Er weiß nicht, daß der letztere auch in ſeiner

urbildlich moraliſch ſchönen Geſtalt nur durch die Leidenſchaft lebendig wird, die als Grundelement in einem ſolchen Menſchen nach unaufhörlicher Betätigung lechzt und mit dieſem ſo eins geworden iſt, daß beide getrennt von einander nie gedacht werden können. Da aber dieſe immer tätige Leidenſchaft zugleich der Hauptinhalt eines jeden künſtleriſch ſchaffenden Genies iſt, ſo liegt auf der Hand, daß gerade das letztere in Augenblicken, wo es leidenſchaftsvoll aufgeregt wird, ſich niemals in völliger Freiheit von der eigenen Perſönlichkeit zu trennen vermag, vielmehr noch enger dadurch mit ihr verſchlungen, ſelbſt ſeine ſchöpferiſchen Kräfte aufrufen müßte, um ihr hilfreich und dienſtbar zu ſein. Das trifft bei Hamlet völlig zu. Die Aufgabe des Geiſtes iſt durchaus eins mit der hervorſtechendſten Leidenſchaft in ihm; und darum ſind auch von da ab ſein ganzer Wille, ſeine Phantaſie und ſeine Urteilskraft nur noch in jener allein tätig. Dazu mag weiterhin noch bemerkt werden, daß Hamlet auf Grund dieſer Leidenſchaft und des in ihr wurzelnden ſchönen Idealismus nie Optimiſt, noch je Peſſimiſt ſeiner Weltauffaſſung nach werden konnte. Die tatſächlich ungemeine Urteilskraft, die den 30jährigen Mann auszeichnet, und der ſeinem Weſen durchaus natürliche Idealismus in der Weltanſchauung bewahrt ihn vor der Narrheit wie vor der Krankheit. Die weltſchmerzlichen Anwandlungen, die übrigens von einem jeden edlen Gemüt unzertrennlich ſind, und die in Hamlet nur darum einen volleren, dunkelgefärbten Klang erhalten, weil gerade auf ſeine Perſon zur Zeit das Schickſal ganz beſonders ſchwer laſtet, haben lediglich die Bedeutung eines Stimmungspeſſimismus. Wenn es in einer Geſellſchaft von etwa 10 Perſonen zwei ausgemachte Schurken wie den König und Ofrick, daneben aber bei ſechs mehr oder minder gewöhnlichen Menſchen wieder zwei ſo wurzelfeſte Idealiſten wie Hamlet und Horatio gibt, ſo iſt das eine Welt, in der ſich, vielleicht mühſelig, ſo doch immerhin noch leben läßt. Zum Verzweifeln wäre es erſt, wenn man ſagen müßte: ehrlich ſein, heißt unter Zehntauſend einer ſein, und damit recht behielte.

Hamlets Schickſal aus der Beſchaffenheit ſeines Bluts oder aus der Eigenart des Genies zu erklären, wie es die Herren Löning

und Türck versuchten — diesen Ehrgeiz hat Herr Hermann Conrad nicht; letzterer schlägt vielmehr in dem Bestreben, durchaus Neues zu bringen, längst betretene Pfade ein, an deren Rand jedoch so unendlich viele Blumen blühen, daß selbst Jahrtausende außerstande wären, sie alle völlig zu zerpflücken. Diese Blumen blühen freilich nur in unserem vielgeliebten Vaterlande — o Land, vor allen übrigen so hoch erhoben! und bevor sich bei uns die anderen Völker nicht Ableger holen, werden wir wohl allein dieses hehrsten Vorzuges einzige Hüter bleiben. Aber es wird doch nötig sein, diesen schwärmerischen Ausbruch einer tiefsten Seelenregung noch etwas näher zu erklären.

Unsere teuere Muttersprache enthält bekanntlich eine große Anzahl Wörter, die alle ihre eigene Bedeutung haben und auch in unzähligen Fällen mit einander in vernünftiger und unvernünftiger Weise verbunden werden können. Ein gleiches gilt von allen übrigen Sprachen. Wenn ich nun bei einem Schriftsteller hier und bei einem Schriftsteller dort, die ja doch des Vorrechtes genießen, zum mindesten die Mehrzahl solcher Wörter von Jahr zu Jahr schriftlich unserem Andenken zu überliefern — oder auch bei zweien des gleichen Idioms an irgend einer Stelle ihrer unsterblichen Bücher denselben Ausdruck finde, so ist mit Sicherheit daraus zu entnehmen, daß beide in irgend einer Form mit einander bekannt geworden sind, und sollten auch Jahrtausende dazwischen liegen. Natürlich ist es stets der Spätergeborene, der dann dem früheren dabei so eng verpflichtet erscheint. Wenn Goethe beispielsweise Mephistopheles einen Lügner heißt, so versinkt der Professor — und wunderlicher Weise sind es immer Professoren, die diese Untersuchungen anstellen — vielleicht mehrere Sekunden lang in das allertiefste Nachdenken, um alsdann vor seinen freudig bewegten Schülern mit der funkelnagelneuen Entdeckung aufzutauchen, daß unser Dichterfürst hierzu ganz zweifellos vorher Milton gelesen haben müsse, denn auch dieser gebe in dem ‚Verlorenen Paradies' dem Satan den gleichen Namen.

Oder Schiller hat vielleicht den Vers geschrieben:

Die Sonne schien ihm heiß ins Angesicht —

und ein noch späterer, aber immerhin doch der weltberühmte Felix Katz, sang gelegentlich trauervoll:

Und als die Sonne schied, ward's kalt und dunkel um mich her —

so wird der Akademiker streng und verächtlich sagen: man sieht hieraus deutlich genug, daß der Epigone sich seine Eingebung von dem großen Vorgänger geholt hat, denn wie könnte er sonst aus freien Stücken auf die Sonne geraten? Ein anderer liest in Lessing und zählt begeistert das Wörtchen: und — 30 mal auf einer Seite; daneben liegt das neueste Werk von Emanuel Mohr, auch 30 mal: und — auf einer Seite. Unerhört! murmelt der weise Mann, diese Abschreiber achten selbst das Heiligste nicht mehr in der Welt. Er blättert weiter und verzeichnet:

Ein Stein fiel mir vom Herzen.

Doch etwas Gutes an dem Menschen! seufzt, schon etwas milder gestimmt, der unnachsichtige Forscher; er hat zum mindesten mineralogische Studien getrieben. Diese geistesstarken Forscher sind wie natürlich die Herren des Tages und die berühmtesten Leute des Jahrhunderts. Daß nicht ein jeder von ihnen ganz nach Verdienst zur Geltung kommt, liegt eben daran, daß ihrer eine Legion ist.

Man weiß, daß Robert Essex vor seiner Hinrichtung eine Ansprache an das Volk hielt; und daß Shakespeare ein Drama verfaßte, welches Heinrich VIII. heißt. Auch in diesem wird jemand zum Tode geführt, und das ist Buckingham. In seiner Ansprache sagt Essex gelegentlich: ich bitt' euch, eure Herzen mit mir im Gebete zu vereinigen; Buckingham wiederum: ihr guten Leute, betet für mich. Merkwürdig! höchst merkwürdig! murmelt Herr Conrad, sie beten hier, sie beten dort.

Essex:

Gib mir Geduld zu tragen, wie's sich ziemt, diese gerechte Strafe, die mir von so ehrenwerten Richtern zuerteilt wurde.

Buckingham:

Ich hatte Richter, und edle muß ich sagen.

Hermann Conrad:

Höchst merkwürdig in der Tat! Richter hier, Richter da.

Essex:

Erhebe meine Seele über alles irdische Denken; und wenn Leben und Körper sich trennen sollen, so sende deine seligen Engel, die meine Seele aufnehmen mögen und sie forttragen zu deinen himmlischen Freuden.

Buckingham:

O Freunde, gehet mit als meine guten Engel bis ans Ziel; und wenn der Stahl die große Scheidung macht, sei euer Gebet ein leiblich Opfer und erhebe meine Seele zum Himmel.

Hermann Conrad:

Engel hier, Engel dort! Seele hier, Seele dort! Nach solchen nahezu wörtlichen ‚Übereinstimmungen kann kaum ein Zweifel bestehen, daß Shakespeare, als er diese Stelle in Heinrich VIII. schrieb, die Rede des Essex auf dem Schafott in Gedanken gehabt haben muß.'

Ja, was wäre überhaupt aus Shakespeare geworden, wenn nicht gerade zu seiner Zeit Graf Essex gelebt hätte, denn auch Hamlet ist nach Herrn Conrad niemand anderes als jener edle Lord. Zwar wissen wir alle, daß Shakespeare den Stoff zu seiner Tragödie dem Belleforest bez. dem Saxo Grammaticus entnommen hat, aber Herr Conrad behauptet dementgegen, daß hier die Schicksale des Hauses Essex verwertet worden seien. Der alte Hamlet sei dem Grafen Walter Essex nachgebildet, die Königin der Lady, und insbesondere ‚Klaudius, der ein stattlicher, hübscher Mann gewesen, sei ein bis ins feinste ausgeführtes Konterfei des schurkischen Hofmannes Leicester.' Auch dieser habe den alten Essex vergiften lassen — freilich ist dies lediglich Herrn Conrads unmaßgebliche Annahme — um die Lady Essex zu heiraten. Zwar sei es ‚gewiß, daß Hamlet nicht einerlei mit Robert Essex sei; aber nicht minder zweifellos sei es, daß Shakespeare für jene ideale Jünglingsgestalt eine Reihe charakteristischer Züge aus dem Bilde des Gelehrten, des Dichters, des Helden Essex entlehnte: so u. a. die schöne, durchgeistigte, ritterliche Erscheinung, die gegen sich und andere gleich strenge Wahrhaftigkeit und die gänzliche Unfähigkeit zur Heuchelei'.

Graf Essex kam als 17jähriger junger Mensch an den Hof der Königin Elisabeth, und es dauerte gar nicht lange, so war er

auch schon der Geliebte der alten Person. Wie er mit dieser an Leib und Seele daran war, zeigt sein Ausspruch: ‚der Königin Seele ist so krumm wie ihr Körper.‘ Aber wenn sich der 20jährige Essex unmittelbar an Ihre Majestät wandte, pflegte er zu schreiben: ‚wenn ich bedenke, wie ich Eure Schönheit über alles gesetzt und alle Freude im Leben nur gefunden habe in dem Wachstum Eurer Gunst zu mir, erstaune ich über mich selbst, daß es eine Veranlassung geben konnte, die mich auch nur einen Tag von Euch entfernte‘; oder: ‚ich bin eifersüchtig auf die ganze Welt und habe Ursache dazu, da alle anderen Männer, die offene Augen und fühlende Herzen haben, meine Mitbewerber sind‘; oder: ‚wenn mein Pferd so schnell rennen könnte, wie meine Gedanken fliegen, so würde ich meine Augen oft reich machen mit dem Anblick meines Liebesschatzes‘ — des krummen Rückens der Königin nämlich; oder: ‚wenn Eure Majestät den Himmel — das Himmelbett zu verstehen — zu gut für mich glaubt, will ich nicht fallen wie ein Stern, sondern verzehrt werden wie ein Dampf von der nämlichen Sonne, die mich zu solcher Höhe emporzog; wenn sich die Süße Eurer Natur in die größte Bitterkeit verkehren sollte, die möglich wäre, so ist es nicht in Eurer Macht, eine so große Königin Ihr auch seid, meine Liebe zu Euch geringer zu machen.‘ Er war ungefähr 25 Jahre alt und sie 60. Dazu war er verheiratet und hatte daneben noch zu gleicher Zeit 4 schöne Hofdamen zur Hand. Herr Conrad trägt gelegentlich selbst in unnachahmlicher Naivheit dieses erbauliche Material zusammen. Und da komme nun einer und behaupte, Hamlet und Graf Essex glichen sich nicht in dieser Beziehung wie ein Ei dem anderen! Aber all' diese Beweise genügen Herrn Conrad noch immer nicht; denn gerade das Liebesleben soll es nach letzterem sein, daß beide einander so nahe bringe und die Abhängigkeit des Dichters von dem Urbilde so unwiderſprechlich klar lege. Essex heiratete nämlich die Witwe des sehr jung gefallenen Dichters Sidney, eine Tochter des Staatssekretärs Walsingham, in dessen Zügen unser Forscher wie natürlich die Züge des Hofkämmerers Polonius wieder zu erkennen glaubt. Die Heirat fand jedoch erst nach dem Tode des Vaters statt. Die Tochter,

eine auffallende Schönheit, war ihrer weiblichen Tugenden und feinen Bildung wegen so hochgeschätzt, daß sie nacheinander die Frau der beiden edelsten Hofmänner ihrer Zeit wurde, obgleich sie gar kein Vermögen besaß. Also! Ofelia war die Tochter eines Hofmannes und zweifellos recht vermögend, hatte wohl einen Prinzen als Bewunderer, aber nie weder Bräutigam noch Mann, und starb als Jungfrau im Wahnsinn. Die Lady Essex hingegen war ganz unvermögend, hatte jedoch so viel Verstand, um sich in kurzen Zwischenräumen zweimal hintereinander reich zu verheiraten, und starb, wie man wohl hoffen darf, inmitten einer großen Schar von Kindern und Großkindern. Herr Conrad aber schreibt: ‚Die Ähnlichkeit dieses Verhältnisses mit Hamlets Liebe zu der schönen Tochter des Staatsrats Polonius, der vielleicht eine Karikatur des Walsingham sein sollte, springt in die Augen.‘ Herr Robert Heßem, einer der neuesten Shakespeareforscher, begrüßt diese kritischen Taten seines Vorgängers mit einem unbeschreiblichen Glücksgefühl: endlich sei das große Wagnis gelungen, das aus dem Schutte der Vergangenheit jene glänzenden Gestalten herauszugraben unternahm, die jetzt ganz allgemein als die Urbilder in der Hamlettragödie Shakespeares anerkannt werden.

Man darf fragen: von wem? Doch wohl nur von Toren. Gewiß ist der Dichter kein Mensch, der taub und blind auf unserer Erde umherläuft, und zweifellos empfängt auch er gleich allen anderen durch Menschen wie Ereignisse zahlreiche Anregungen von der Außenwelt, die er dann wohl als Motive gelegentlich verwerten mag: aber für eine Gestalt wie Hamlet kann es immer nur ein Vorbild geben, und dieses ist ganz allein in der Seele Shakespeares zu suchen.

Indessen! wir verdanken noch eine andere große Entdeckung dem Forschertriebe des Herrn Hermann Conrad; und diese ist: Hamlet als Primaner. Auf Grund einer Rechenkunst, die dem ‚klugen Hans‘ Ehre machen würde, hat unser Forscher ausgerechnet, daß Hamlet zur Zeit der Tragödie etwa 16 Jahre alt gewesen sein müsse: ‚das wäre recht früh, würde aber doch in Anbetracht der Frühreife, die Shakespeare in Robert Essex vor sich sah, nicht

völlig ungereimt sein.' Also wieder Essex in Sicht! Nun ist ja tatsächlich richtig, daß dieser junge Lord ein putziger, frühreifer und zweifellos auch sehr begabter kleiner Kerl war. Er erhielt eine ausgezeichnete Erziehung und ging bereits mit 13 Jahren an die hohe Schule von Cambridge. Dieses recht jugendliche Alter des Studenten Essex und jene 30 Jahre, die Hamlet gehabt haben soll, als er an der Universität zu Wittenberg studierte, versetzt unsern Rechenmeister ganz natürlich in eine grenzenlose Bestürzung. Und der Prinz hatte noch nicht einmal ausstudiert — vielleicht jus oder cameralia? denn er will ja wieder zurück nach Wittenberg. ‚Ich habe in Henry Morleys englischer Literaturgeschichte, einer der reichhaltigsten Fundgruben für literarhistorische Daten,' so belehrt uns Herr Conrad, ‚die Studienzeit der Geisteshelden jener Epoche, soweit sie überhaupt zu ermitteln war, nachgesehen und finde: das gewöhnliche Alter, in dem man damals die Universität bezog, war 15—16 Jahre. Eine Anzahl besuchen sie noch vor dem 15., nur drei nach dem 16. Jahre. Setzen wir also voraus, daß Hamlet schon zwei oder drei Jahre studiert habe, so kehrt er an den dänischen Hof zurück im Alter von 18—19 Jahren.' Vielleicht sah es aber in Dänemark mit dem Studienalter anders aus? Warum hat der Forscher nicht auch eine dänische Literaturgeschichte noch zur Erörterung dieser weltbewegenden Frage herbeigezogen? Hat er übrigens nie davon gehört, daß Prinzen, wie vornehme Herren überhaupt, insbesondere wenn sie nichts zu tun und Hang zu den Wissenschaften hatten, sich gern selbst in reiferen Jahren an Universitäten aufzuhalten pflegten? Aber davon will Herr Conrad nichts wissen. Essex ist ihm ja Beispiel genug, daß man selbst im jugendlichsten Alter schon die tiefsinnigsten Betrachtungen über Menschen und Welt, die selbst des ‚Irrsinns skandinavischer Rätsel' spotten, anzustellen vermag. Er hat zum Beweise einen Brief des jungen Essex bereit, den dieser gelegentlich an den Grafen Rutland schrieb. Graf Rutland will auf Reisen gehen, und der schon damals 28jährige Robert Essex schreibt ihm dazu, daß der Zweck und der Nutzen des Reisens vornehmlich darin bestünde, sich die ‚innere Schönheit der Seele' zu

erwerben. Das ist in doppeltem Sinne überraschend. Gibt es denn auch eine äußere Schönheit der Seele? und wenn nur die Schönheit der Seele — läßt sich eine solche gerade auf und durch Reisen gewinnen? Dann heißt es weiterhin: das erste, was Rutland auf der Reise zu suchen hätte, ‚wäre Bildung.‘ Nun, das klingt schon verständlicher. Aber der edle Lord fährt fort: ‚Ohne Bildung nämlich kann es keine Tapferkeit geben; denn alles Wagen sonst kommt aus der Wut, und Wut ist Leidenschaft, und Leidenschaften verkehren sich immer in ihr Gegenteil, und deshalb sind die wütendsten Menschen, wenn das erste Feuer gekühlt ist, gewöhnlich die furchtsamsten.‘ Ach, das ist schon ‚skandinavisch rätselhaft!‘ Wenn der junge Essex mit 13 Jahren zur Universität kam, so war das sicherlich viel zu früh für ihn; so belegte er wahrscheinlich auch: Seelenkunde — und verstand hinterher nichts davon. Notizen hat er sich zweifellos zahlreiche gemacht — und die häufige Verwendung des Notizbuches empfiehlt er auch seinem Freunde — aber die Notizen allein machen es nicht, man muß diese auch verstehen und nötigenfalls gründlich berichtigen können. Dazu ist es jedoch bei diesem Grafen nie gekommen. Mit 17 Jahren in einer Stellung bei Hofe, die ihn nötigte, sich vornehmlich mit dem ‚krummen Rücken‘ seiner erlauchten Freundin zu beschäftigen, hatte er wenig Zeit und Gelegenheit, sich auch noch in die seelische Schönheit derselben zu vertiefen — was auch um so schwieriger gewesen wäre, als die etwaige Seele seiner holdseligen Gebieterin alles andere nur nicht schön war. Was man dann in solchem Hofleben als früheres Wunderkind und nunmehr halbwegs verständiger Mensch lernen kann, hat ja auch der junge Essex tatsächlich gelernt — so, wenn er u. a. schreibt: ‚Ich rate Ew. Lordschaft, lieber hundert Meilen weit zu gehen, um einen weisen Mann zu sprechen, als fünf, um eine hübsche Stadt zu sehen; und über einen Gegenstand viele Männer zu hören und nicht bloß einen, da kundige Menschen öfters verschiedener und entgegengesetzter Meinung sind, und Ihr so durch Anhören vieler den Grund des einen durch den Grund des anderen widerlegen und die Wahrheit leichter erkennen könnet.‘ Aber wenn in

diesen wohlgemeinten Ratschlägen unser gelehrter Forscher den ‚höchsten Gedankenflug' wittern möchte, so muß man doch im Gegensatz dazu bemerken, daß derartige Gemeinplätze auch jedem Nachtwächter oder Schutzmanne zugänglich sind. Auch diesen Brief hätte nach Herrn Conrads Meinung Shakespeare sehr wohl vor Augen haben können, als er Hamlets philosophischen Dialoge dichtete. Nun stelle man sich vor, daß Graf Essex, als er jene Unzulänglichkeiten schrieb, schon 28 Jahre alt war, während Hamlet bei seinen viel bewunderten, weltberühmten Gesprächen und Betrachtungen, aus denen tatsächlich die vielseitigste und tiefste Erfahrung, die schärfste Beobachtung, daß reifste Urteil sprechen, erst 18 Jahre alt sein soll, so müßte es doch, sollte man meinen, selbst dem Schwachsinn allmählich verständlich werden, daß zwischen diesen beiden gar kein Zusammenhang und keine Berührung stattgefunden hat, noch je stattfinden könnte: denn wie vermag die 18jährige Weisheit von der 28jährigen Einfalt abzuschreiben? Was aber die 18jährige Weisheit Hamlets anbetrifft, so verrät diese tatsächlich eine solche männliche Reife, daß man ihr gut und gerne nicht bloß 30, nein — 40 Jahre geben möchte. Und wenn unser Gelehrter zu Gunsten seines Primaners auch noch die Herren Furneß, Halliwell, Furnivall, Grand White und Minto anführt, so ist der Un- und Umfall bezüglich des ersteren in der Tat recht bedauerlich, da dieser als Sammler sich ohne Frage große Verdienste um Shakespeare erworben hat. Im übrigen aber verbleibt es bei der Narrheit. Man mag welche Seite immer aufschlagen, auf der Hamlet zu uns spricht, immer ist es der weltweise Mann, den wir vernehmen, und an dessen Weisheit sich schon so viele, ja selbst 70jährige Professoren ihre Zähne stumpf gebissen haben. Da ist nichts Angelerntes und Anempfundenes, nichts Halbverstandenes oder wohl gar Nichtverstandenes wie in jenem Briefe des jungen Essex, sondern überall nur Selbsterfahrenes und Tiefgeschöpftes. Es ist eigentlich lächerlich, sich einer solchen Hohlköpfigkeit halber so sehr zu bemühen: aber es sei doch beispielsweise auf den Monolog: Sein oder Nichtsein — hingewiesen, oder auf jene Worte Hamlets zu Horatio:

Seit meine liebe Seele Herrin war
Von ihrer Wahl und Menschen unterschied,
Hat sie dich auserkoren. Denn du warst,
Als littest du nichts, indem du alles littest.
Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geschick
Mit gleichem Dank genommen. Und gesegnet,
Weß Blut und Urteil sich so gut vermischt,
Daß er zur Pfeife nicht Fortuna dient,
Den Ton zu spielen, den ihr Finger greift.
Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
Wie ich dich hege.

Und all' das sollte ein 18jähriger traumumfangener, grüner Junge in sich erlebt, klar empfunden und als richtig erkannten Weisheitsbesitz dauernd in sich aufgenommen haben? Einfach fabelhaft!

Und nun gar erst jene tiefsinnige Betrachtung:

Der Vorsatz ist ja der Erinnerung Knecht,
Stark von Geburt, doch bald durch Zeit geschwächt:
Wie herbe Früchte fest am Baume hangen,
Doch leicht sich lösen, wenn sie Reif' erlangen.
Notwendig ist's, daß jeder leicht vergißt,
Zu zahlen, was sich selbst er schuldig ist:
Wo Leidenschaft den Vorsatz hingewendet,
Entgeht das Ziel uns, wann sie selber endet.

Und dann zum Schluß:

Doch um zu enden, wo ich ausgegangen —
Will' und Geschick sind stets im Streit befangen.
Was wir ersinnen, ist des Zufalls Spiel:
Nur der Gedank' ist unser, nicht sein Ziel.

Freilich wird Herr Conrad hier einwerfen, daß dies ja gar nichts mit Hamlet zu schaffen habe; der König im Schauspiel spräche das, und die Verse stünden in ‚Gonzagos Ermordung'. Natürlich stehen sie dort, nur daß Hamlet sie da eingeschoben hat. Und wenn mein Kritiker neugierig genug und verwundert fragen wollte, wo ich denn das nur wieder herzunehmen verstünde, so müßte ich ihm darauf

erwidern, daß in jenen Versen eben das Schicksal Hamlets bezüglich seiner Aufgabe für jetzt und für späterhin gedeutet wird: und daß eine solche Deutung nichts mit der Ermordung Gonzagos zu schaffen hat und einzig als Einschiebsel von dem Prinzen selbst herrühren muß.

Herr Conrad hat seine Forschungen,* wie er selbst erzählt, 9×2 Jahre in seinem Schreibpulte versteckt gehalten, bevor er an die Veröffentlichung derselben ging; er hätte besser daran getan, sie dort 9×9 Jahre zu belassen: denn wem kann damit gedient sein, wenn solche Unsinnigkeiten auf den Büchermarkt geworfen werden? Dem Verständnis der shakespeareschen Kunst? Unmöglich!

Und nicht bloß der Hamletkritik hat der Herr Professor ein neues Licht anzünden wollen, auch die Shakespeareübersetzung sollte durch ihn eine Verbesserung erfahren — immer wie natürlich mit einem überlegenen Lächeln nach Goethe wie nach Schlegel hin.

Eine gute Übersetzung, vornehmlich eines Meisterwerkes der Poesie, zu liefern, bedeutet, wie jeder sachkundige Mensch weiß, eine große Kunst. Nicht umsonst ist Schlegel unübertroffen geblieben. Er war wirklich ein Genie in dieser Kunst. Nur eine nachdichtende Phantasie vermag hier zu genügen. Denn von einer wörtlichen Übersetzung darf nicht mehr die Rede sein, wo vor allem der Geist lebendig werden soll, und zwar so, daß dem letzteren zulieb die wörtliche Treue häufig kurzer Hand beiseite geworfen werden muß. Von dieser genialen Meisterschaft gibt es nun bei Schlegel unzählige Proben. Aber nur eine von diesen möge hier ein wenig näher beleuchtet werden, weil gerade an ihr Herr Conrad seine überlegene Meisterschaft dartun wollte und sich dabei nach allen Richtungen hin auf das kläglichste bloßstellte. Bezüglich der Hekuba heißt es im Vortrage des Schauspielers gelegentlich: The mobled queen! Schlegel übersetzt: die schlotterichte Königin! Die Übersetzung scheint ganz falsch zu sein und ist doch zugleich einer der genialsten Treffer, die diesem Kenner Shakespeares je gelungen sind. To moble oder auch to mabble sind zwei völlig veraltete Provinzialismen — mit an-

* Hamlet und sein Urbild.

deren Worten: sie sind selbst im Dialekt schon lange nicht mehr lebendig und scheinen außerdem selbst in Schriftwerken gar nicht oder doch so selten vorzukommen, daß sie begrifflich nicht mehr ganz leicht zu fassen sind. Immerhin mögen sie ungefähr so viel bedeuten wie: den Kopf oder auch den Leib mit etwas kaum, schlecht, knapp verhüllen. Die wörtliche Übersetzung von mobled queen wäre dementsprechend: die halbnackte oder halbbekleidete Königin! Das träfe auch ungefähr zu, denn die weiteren Verse lassen uns erkennen, in welcher äußeren Verfassung sich Hekuba befand — sie war barfuß, hatte ein Tuch um den Kopf und nur ein Laken lose um den Leib geworfen: so war sie in jener Schreckensnacht auf die Straße gestürzt. Einer solchen Erscheinung gegenüber klingen jene beiden hier allein im wörtlichen Sinne möglichen Wörter — man hat das sofort im Gefühl — zu matt; sie klingen überhaupt nicht gut, nicht passend. Vielleicht ließe sich das auch von mobled sagen — wer weiß?* Genug! anstatt eines jener schlecht verwendbaren Wörter zu wählen, die dazu noch durch die spätere ausführliche Schilderung vollkommen überflüssig werden, setzt Schlegel: schlottericht! und erhöht damit in überaus natürlicher, bedeutsamer und charakteristischer Weise das ganze dichterische Bild. Denn diese greise Königin — und dazu in solcher Schreckensnacht — konnte gar nicht anders als schlottern. Schlotterich, ist gut! sagt Polonius; er hätte: sehr gut! sagen sollen. Wie hat sich nun Herr Conrad zu dieser Stelle verhalten? Er übersetzt: die Königin im Pöbeltroß! Man staune! Zunächst hat er allem Anscheine nach mobbed für mobled gelesen; des weiteren hat er bei mobbed an den deutschen Mob gedacht. Aber das Zeitwort to mob bedeutet auch im Englischen nichts anderes wie to moble, d. h. den Kopf mit einem Tuch schlecht verhüllen, und daneben noch: jemand heftig anschreien. Wenn also unser Textkritiker in seltsamer Leichtfertigkeit mobbed für mobled las, so hätte er doch höchstens: die wütend angeschriene Königin! übersetzen dürfen und nicht: die Königin im

* Die Verwunderung Hamlets, die Bewunderung des Polonius deuten eigentlich darauf hin, daß mobled noch einen reicheren Begriff enthält.

Pöbeltroß! Hoffen wir, daß der werte Herr zum wenigsten kein Lehrer der englischen Sprache ist: seine Schüler möchten sonst wunderliche Dinge bei ihm erleben. Doch genug von ihm! Denn es harrt noch ein anderer Hamletkenner der Erledigung.

Der Zufall hat es doch schließlich noch gewollt, daß ich mich über das neueste Buch Kuno Fischers, wenn auch widerwillig, zu äußern habe. Der berühmte Mann hat jenen Zeitungsartikeln, in denen er eine nahezu sklavische Abhängigkeit von den Gedankengängen Hermann Türcks bewies, vor einiger Zeit ein Buch folgen lassen, in dem er seine volle Unabhängigkeit und geniale Eigentümlichkeit darzutun versucht. Freilich im Wesentlichen wiederholt er auch hier lediglich, was schon sein Vorgänger gesagt hatte, daß nämlich Hamlet nur infolge einer pessimistischen* Gefühlsanwandlung nicht zu einer blutigen Rachehandluug komme; dagegen ist im Nebensächlichen seine Eigenart unmöglich zu bestreiten.

‚Hier ist dieses Werk,‘ sagt der Heidelberger Professor im Vorworte zu seiner Schrift: Shakespeares Hamlet — ‚welches in dem ersten Abschnitt über die Hamletkritik und deren Abwege seine Aufgabe begründet und genau festgestellt, in dem zweiten über die Hamlettragödie eben diese Aufgabe Punkt für Punkt gelöst haben will.‘ Das ist der ganze Mann, wie er leibt und lebt: le style c'est l'homme. Die gebildete Welt kennt Herrn Kuno Fischer

---

* Beide Gelehrte kommen darin überein, daß der Weltschmerz die Tatenluft im Menschen durchaus lähmen müsse. Sie würden recht behalten, wenn es sich dabei um die pessimistische Verbitterung eines gewöhnlichen Menschen handelte. Aber Hamlet ist eine ungewöhnliche Natur, und zwar ungewöhnlich durch die in ihm lebendige Leidenschaft, die sich durchaus, allem Widerstande zum Trotz, sinngetreu in jeder Lebensbewegung zu betätigen trachtet und tatsächlich auch siegreich stets betätigt. Der große Friedrich, die Napoleon und Bismarck waren in ihrer Menschenverachtung, die keine Grenzen kannte, zweifellose Pessimisten; allein dieser Weltschmerz hat ihrer Tatenlust nicht den mindesten Abbruch tun können, weil in deren Natur die starke Leidenschaft eben das Wesentliche war, und der in ihrer Welt- und Menschenkenntnis entsprungene Pessimismus nur als etwas Zufälliges und als das Beigeordnete erscheint.

hinreichend als geistreichen causeur und vollendeten poseur, und es hätte mit einem Wunder zugehen müssen, wenn er den alten Adam auf einmal völlig verleugnet hätte. Dieses Wunder ist nicht geschehen.

Die geistreichen Plauderer von der Art des soeben genannten Herrn haben die unverbrüchliche Gewohnheit, mit Vorliebe gerade über solche Dinge mit hohem Ansehen zu sprechen und zu schreiben, die sie nicht verstehen; sie rücken der Sache selbst darum auch nie unmittelbar zu Leibe; sie schweifen vielmehr, so glänzend wie möglich kostümiert, um diese herum wie die Katze um den heißen Brei. Sie pflegen dabei die ganze Geschichte in Bewegung zu setzen, unzählige Beziehungen zu entdecken, aus dem Hundertsten in das Tausendste zu geraten, eine Legion von Namen durcheinander zu wirbeln, so daß der naive Leser zum Schlusse sich hocherstaunt sagt: wenn einer, so muß dieser es wissen. Tatsächlich aber hat der berühmte Mann gar nichts Rechtschaffenes gewußt; und der prunkende Reichtum, mit dem er so verschwenderisch um sich warf, verdeckt für den Einsichtigen nur dürftig seinen vollkommenen Unverstand.

In der Tragödie Shakespeares gibt es nur eine Schwierigkeit zu meistern, und diese ist der Charakter des Helden. Um diesen zu enträseln, muß man die menschliche Natur in ihrem weitesten Umfange verstehen, und geht dem Betrachter gerade dieses Verständnis ab, so können ihm weder Montaigne noch Giordano Bruno, weder Philomela noch Tereus, weder die Königsdramen Shakespeares noch Addisons Kato, weder Andronikus noch Brutus, weder Tamora noch die Laura Schillers irgendwie dabei von Hilfe sein. Herr Kuno Fischer will seine Aufgabe in der bisherigen Hamletkritik begründen, und man erkennt sofort, daß er schon mit dieser Absicht gründlich in der Irre ist; hätte er gesagt: in der Offenbarung einer besonderen Menschenart, so hätte man ihm nur stillschweigend beipflichten können.

In seinem Buche beginnt er also mit den ‚Typen der älteren Hamletkritik' und nennt dabei Voltaire, Lessing, Goethe, Schiller, Schopenhauer. Er widmet einem jeden von diesen ein be-

sonderes Kapitel. Wer das so liest und von der Sache selbst nichts weiß, müßte natürlich annehmen: bis zu Schopenhauer hin hätten nur diese fünf Männer sich über Hamlet zu äußern gewagt und dabei zweifellos wichtige Enthüllungen beigebracht. Nun hat aber von den soeben genannten tatsächlich nur einer die Person Hamlets und das Stück kritisiert, und dieser eine ist Goethe gewesen. Voltaire hat gelegentlich einmal eine possenhafte Inhaltsangabe zum besten gegeben, Lessing vergleichsweise einmal über die Geistererscheinung gesprochen, und Schiller? Schiller hat einmal an Laura gesungen:

Laß, ich fühl's, laß Laura, noch zween kurze
Lenze fliegen — und dies Moderhaus
Wiegt sich schwankend über mir zum Sturze,
Und im eigenen Strahle lösch' ich aus.

Herr Kuno Fischer erblickt darin eine Hamletkritik. Ist das Narrheit? Ist es Scharlatanerie? Aber Goethe hat in der Tat die Tragödie wie auch den Charakter des Helden einer Kritik unterzogen. Man kennt jene Stelle, in der es bezüglich Hamlets heißt: ‚ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht;' und der Heidelberger Professor läßt Goethe unter Anführungszeichen sagen: ‚Hamlet handle nicht — aus Mangel an Tatkraft.' Das ist recht unglücklich, ja plump umgedeutet. Das Wort Goethes ist vielleicht nicht ganz glücklich gewählt, und es würde möglicherweise mißverständlich sein, wenn der Kritiker kurz zuvor jene beiden Leidenschaften: Ehrgeiz und Herrschsucht — ohne die ein Kriegsheld oder Imperator gar nicht zu denken ist, nicht ausdrücklich genannt hätte. Also nur weil ihm diese beiden Eigenschaften abgehen, handelt Hamlet, nach Goethes Meinung, in einer besonderen Art nicht: nämlich als Kriegsheld und Empörer gegen den Usurpator. Denn der Weise von Weimar wußte nur allzu gut, daß eine jede Leidenschaft ihrem unsterblichen Drange gemäß im äußersten Maße tatkräftig sein muß. Handelt der Habsüchtige etwa nicht innerhalb seines Bezirkes? und ist dieser schon darum vielleicht ein Held? Die Tatkraft besaß Hamlet schon, nur daß er sie auf einem von Ehrgeiz und Herrschsucht grundverschiedenen Gebiete geltend machte. Darum spricht Goethe ihm

auch nicht die Tatkraft ab, sondern lediglich die ebenerwähnten Eigenschaften. Herr Kuno Fischer ist auch zugleich als Geschichtschreiber der Philosophie bekannt. Die soeben bewiesene Kunstfertigkeit, die durchsichtige Meinung eines anderen zugleich mißzuverstehen und zu entstellen, erweckt recht erbauliche Vorstellungen von seiner Deutungsfähigkeit auf dem Felde philosophischer Systeme.

Es würde zu weit führen, diese posierende Leerheit über volle 320 Seiten hin zu verfolgen; machen wir darum einen großen Sprung, bei dem wir wahrheitsgemäß nichts verlieren, um endlich und einzig noch vor den vier Hamletproblemen Halt zu machen, die unser Kritiker gelöst haben will.

Erstes Hamletproblem. Wie bekannt, ist Hamlet außer sich — nicht so sehr über den raschen Tod seines Vaters, als vielmehr über die dunklen Vorgänge bei dessen Tod, über die erschlichene Wahl des Oheims zum Könige und über die unziemlich schnelle Wiederverheiratung seiner Mutter gerade mit diesem schurkischen Manne. Herr Kuno Fischer schreibt nun: ‚Diese schmerzlichen Wehklagen müssen jedem, der sie als Leser oder Zuschauer, ohne mit Hamlet näher vertraut zu sein, vernimmt, höchst seltsam und befremdlich erscheinen. Der gewöhnliche Zuschauer und Leser denkt: mein Gott! was ist dem jungen Manne Schreckliches begegnet? Er hat seinen Vater plötzlich verloren, seine Mutter hat alsbald wieder geheiratet: das sind ja alltägliche Dinge. Warum dieses wehleidige Gebahren? Der gewöhnliche Leser und Zuschauer denkt wie der König Klaudius und die Königin Gertrud. In dieser seiner Verwunderung steckt das erste Hamletproblem.‘ Aber was redet denn der geehrte Herr da? Es gibt ja gar keinen so verworfenen Menschen, oder er müßte eben blödsinnig sein, der sagen würde: nun, was ist denn dabei? mein Vater stirbt eines geheimnisvollen Todes, der Bruder meiner Mutter — um das Beispiel für unsere Tage brauchbar zu machen — bestiehlt mich um mein reiches Erbe und heiratet zu diesem Zwecke gar die eigene Schwester: das sind ja lauter alltägliche Dinge! Unter Millionen von Menschen gibt es kaum einen, der so spräche. Indem aber Herr Kuno Fischer uns vorreden

möchte, nahezu alle dächten so, und dann im weiteren gelegentlich bemerkt, sie dächten mit Unrecht so, hat er sein erstes Hamletproblem gelöst. Ist das Narrheit? Ist es Scharlatanerie?

In seinem zweiten Hamletproblem kommt der Herr Professor auf die Hemmungen in der Tragödie zu sprechen und führt diese, wie natürlich, auf die in Hamlet miteinander streitenden Leidenschaften zurück; und nachdem er diese Kinderweisheit mit großer Selbstgefälligkeit zum besten gegeben, hat er damit auch zugleich sein zweites Hamletproblem gelöst. Ist das Narrheit? Ist es Scharlatanerie? Dabei passiert dem Herrn noch das Mißgeschick, dem armen Prinzen die Rachsucht als Leidenschaft beizulegen. Zunächst ist die Rachsucht eher bloße Gefühlsanlage als Leidenschaft; aber auch solcher Gestalt ist von ihr in Hamlet nicht eine Spur. Er selbst nennt sich zwar einmal rachsüchtig, auch ehrgeizig dazu. Aber nicht was er von sich, andere über ihn aussagen, hat Geltung: denn solche Aussagen sind immer nur höchst zweifelhafte Meinungen, die nichts beweisen, wo die Taten allein gelten; und die Taten Hamlets im Stücke tun unwidersprechlich dar, daß er ohne alle Rachsucht ist. Das Ungewöhnlichste geschieht, um diese letztere in ihm aufzuregen, aber es ist alles umsonst. Auch Herr Kuno Fischer bildet sich ein, der summus criticus zu sein, und seinen Taten nach ist er nicht einmal ein Kostgänger, der in dem Vorhofe der Kunstkritik die vom Tische gefallenen Brosamen auflesen dürfte. Und wie die Rachsucht keine rechte Leidenschaft, so ist dies noch viel weniger der Weltschmerz. Nicht einmal eine Gefühlsanlage ist dieser, vielmehr nur eine aus Empfindung und Verstand abgeleitete Betrachtung, ein Gemütszustand besten Falles, jedoch von so schwächlicher Beschaffenheit, daß er in einem Kampfe der Leidenschaften überhaupt nicht zu Worte kommt.

Und der kritische Almosenempfänger schreitet erhobenen Hauptes zu seinem dritten Hamletproblem. ‚Der Antagonismus,‘ so schreibt er, ‚zwischen der Welt- und Tatenlust, worin auch die Rachsucht wurzelt — die für Hamlet, wie bekannt, gar nicht in Betracht kommt — auf der einen Seite und dem Weltschmerze mit seiner welt- und lebensfeindlichen Gesinnung auf der anderen gipfelt in der Frage

von Sein und Nichtsein. Wir haben die Entstehung und Bedeutung dieses Monologs ausführlich entwickelt und damit das dritte der Hauptprobleme gelöst.' Wir folgen der Einladung des Herrn und springen etwa 200 Seiten zurück, um an der Quelle selbst die Lösung dieses Problems zu verfolgen. Herr Kuno Fischer liest also und liest wie die meisten seiner Vorgänger: Geduld oder Selbstmord. Er liest nicht, wie es im Texte steht: Geduld oder Widerstand — ob's edler im Gemüt, ein wütendes Geschick geduldig hinzunehmen, oder sich dagegen im Kampfe aufzulehnen und eine See von Plagen auf diese Art zu enden; er liest nicht: sie enden, sondern: sich enden. Und nachdem er aus völlig klaren Sätzen diesen abenteuerlichen Unsinn herausgelesen, hat er damit auch zugleich sein drittes Hamletproblem gelöst. Ist das Narrheit? Ist es Scharlatanerie? Hamlet ist in dem Augenblick dieses Monologs durchaus tatenlustig, denn er hat sich ja zu dem Schauspiele entschlossen, das den König auf das schärfste herausfordern muß: darum kann auch von einem Widerstreite der Leidenschaften überhaupt hier gar nicht mehr die Rede sein. Freilich! in einem so erbitterten Kampfe kann man wohl selbst leicht umkommen; und in dieser gedanklichen Nebenfolgerung findet Hamlet völlig ungezwungen so den Übergang zu dem späteren Teile seines Selbstgespräches:

Sterben — schlafen —

Aber so wenig man auch den weltschmerzlichen Charakter der Schlußsätze verkennen darf, zu dem Willen wie dem Handeln Hamlets stehen sie nachweislich außer aller Beziehung.

In seinem vierten Hamletprobleme, last not least, wie er selbst sagt, erhebt sich Herr Kuno Fischer zu der wunderlichen Frage: ‚Wie erklärt sich der tragische Untergang des Helden?' Ein Mensch mit einfachem, gesundem Menschenverstande würde darauf ohne Besinnen erwidern: auf die natürlichste Art von der Welt! Der Held einer wirklichen Tragödie muß zum Schlusse leidend untergehen; was ist da weiter noch zu erklären? Ach nein! sagt der Heidelberger Professor mit überlegenem Lächeln; Hamlet muß zugrunde gehen, weil das Stück eine Charaktertragödie ist, andernfalls hätte er am

Leben bleiben müssen: denn wäre das Werk eine bloße Vergeltungs- oder Rachetragödie, so würde der Prinz den Oheim umgebracht und darauf frohgemut als König weiterregiert haben. Wenn man einen solch' abgründigen Aberwitz hört, so sehnt man sich unwillkürlich nach den Bänken der Sekunda zurück. Denn der Lehrer für deutsche Literatur würde in dieser Klasse gelegentlich einmal wohl folgende Erklärung abzugeben haben:

Es gibt in der Tat zwei besondere Arten der Tragödie: nämlich Schicksals- und Charaktertragödie. Unter Schicksalstragödie versteht man eine solche, in der wie in ‚Hamlet' unvorhergesehene Ereignisse (die Ankunft der Schauspieler) den Helden zu einer Tat (das Schauspiel) drängen, die in ihren Ausläufen dann den Untergang des Helden notgedrungen herbeiführen muß. Charaktertragödie hingegen ist eine solche, in der eine obsiegende Leidenschaft (Ehrgeiz) in des Helden Brust diesen wie in ‚Macbeth' zu einer Tat (Mord) verführt, die, ist sie böse, ihn durch inneren Zwiespalt weiterhin zerstören, ist sie gut, ihn innerhalb einer schlimmen Welt ebenso notwendig zugrunde richten muß. In diesen beiden Umständen — wie nämlich die verhängnisvolle und leiderzeugende Tat herbeigeführt wird — ob durch eine Begebenheit oder durch eine Leidenschaft, erschöpft sich das Grundwesen der Tragödie ganz allein. Hütet euch darum auch, liebe Schüler, die durch ihren besonderen Inhalt noch genauer charakterisierten Abarten der Tragödie jemals in einen Gegensatz zu jenem Grundwesen zu setzen, so u. a. die Rachetragödie als gegensätzlich zu der Charaktertragödie begreifen zu wollen. Ob Vergeltungs- oder Liebes- oder Gerechtigkeitstragödie — all' diese inhaltlich verschiedenen Tragödien müssen stets der inneren Form nach unter den Begriff der Charakter- oder Schicksalstragödie fallen. Daneben aber gar eine Vergeltungstragödie als ein Stück zu charakterisieren, in dem der Gute zum Schlusse obsiegt und beglückt weiter lebt — einer solchen Gedankenlosigkeit hoffe ich bei keinem von euch je wieder zu begegnen: denn es ist ein Widersinn, anzunehmen, daß eine Tragödie je einen lustspielartigen Ausgang nehmen könne. Auch bleibt eingedenk, daß in Tragödien natürlich nur

Menſchen, nicht Tiere — Charaktere alſo handelnd auftreten, und daß ohne letztere ja überhaupt kein tragiſches Spiel denkbar iſt.

So würde der ſachverſtändige Lehrer einer deutſchen Mittelſchule geſprochen haben. Herr Kuno Fiſcher aber meint: eine Rachetragödie müſſe für den Helden ſtets glücklich auslaufen, und eine Charaktertragödie wäre jene, in der alle Charaktereigenſchaften eines Helden, die er ſich ſelbſt oder auch andere ihm zuerkennen, eine nach der anderen in Begebenheiten eine ſorgfältige Beleuchtung erführen, bis die letzte, die ſo an die Reihe käme, ihm endlich den Garaus machte. Als eine ſolche letzte für Hamlet würde ſich nach der Meinung dieſes Herrn Kritikers jene ergeben, die König Klaudius in folgender Art charakteriſiert:

Er, achtlos, edel, frei von allem Arg,
Wird die Rapiere nicht genau beſehn.

Aber der König täuſcht ſich, und was noch weit ſchlimmer iſt, auch Herr Kuno Fiſcher täuſcht ſich in ganz unverzeihlicher Art. Hamlet iſt ſicherlich edelgeſinnt und mag in früheren Tagen zweifellos auch acht- und arglos geweſen ſein. Allein! Ereigniſſe und ſeine Umgebung haben ihn mit der Zeit ſo argwöhniſch gemacht, daß er den Menſchen ringsum wie Nattern traut. Sein Stoß durch die Tapete ſchon bewies es; und erſt recht die Behandlung, die er ſeinen Gefährten auf dem Schiffe angedeihen ließ. Hätte Klaudius, der beträchtlich klüger als der Heidelberger Profeſſor iſt, das letztere ſchon gewußt, er würde ſchwerlich ſeinen plumpen Plan auf die Argloſigkeit Hamlets gebaut haben. Auch gebrauchte der König jene Worte wohl nur, um Laertes' Mißtrauen einzuſchläfern. Aber warum geht Hamlet gleichwohl in die Falle? Weil er ohne Argwohn iſt? Ganz und gar nicht! ‚Aber du kannſt dir nicht vorſtellen, wie übel es mir ums Herze iſt — es iſt eine Art ſchlimmer Ahnung.'

Horatio.

Wenn eurem Gemüte irgend etwas widerſteht, ſo will ich ſagen, daß ihr nicht aufgelegt ſeid.

Hamlet.

Keineswegs! Ich trotze allen Vorbedeutungen: es waltet eine beſondere Vorſehung über dem Fall eines Sperlings.

Hamlet geht trotz allen Argwohns und trotz aller bösen Ahnungen in die Falle, weil er sich selbst und seine Aufgabe schon aufgegeben hat. ‚In Bereitschaft sein, ist alles!‘

Denn eine Gottheit formt unsere Zwecke,
Wie wir sie auch entwerfen.

Indem Herr Kuno Fischer auf Grund einer Charaktertragödie, wie sie nur in seinem wirren Kopfe, aber nie im Gehirn eines Dichters erstehen konnte, und auf Grund von Eigenschaften, die Hamlet im Stücke selbst nicht besitzt, diesem das Ende bereitet, hat er damit das letzte seiner großen Hamletprobleme und zugleich auch das ‚düstere Problem‘ gelöst, das trotz allem nach Goethe unsere Seele belasten soll. Dieser so problematische Kritiker hat wirklich die erstaunliche Verwegenheit, unter einem Hinweis auf jenes bekannte Wort, zu schreiben: ‚er fürchte, daß der Schein eines unauflöslich düsteren Problems eher den Kopf des Kritikers gefangen nehme, als daß er das Werk des Dichters verdunkele,‘ und will damit, wie ersichtlich, die Meinung erwecken, als hätte Goethe mit jenen Worten die Handlung dunkel und unvernünftig gescholten. Nun hat aber der Weise von Weimar lediglich die Weltanschauung, die das Stück predigt, in solcher Art charakterisiert, d. h. ein ganz reiner Mensch kann seiner heiligsten Pflicht auch nicht um einen Schritt näher kommen, ohne sich selbst dabei zu verschulden, und geht so im weiteren an dieser Reinheit des Herzens und an dieser Pflicht elendiglich zugrunde — hat aber im übrigen die Handlung selbst die planvollste genannt, die je ein Dichter ersonnen. Das düstere Problem, das Goethe so in dem Stücke sah, wird nun freilich für alle vernunftbegabten Geschöpfe bestehen bleiben, so lange unsere Erde dauert; es ist auch das einzige: denn nur die Narrheit brütet noch andere aus, und nur eine gedunsene Scharlatanerie kann auf den Einfall geraten, derartig ausgeheckte Dunkelheiten mit überlegener Weisheit erleuchten zu wollen. Wenn ich noch der Vollständigkeit halber hinzufüge, daß Herr Kuno Fischer in Fortinbras ein Vorbild erblickt, gleich so vielen anderen als die Aufgabe Hamlets die Blutrache erkennt, und die Worte des Geistes: beflecke dein Herz nicht! lediglich auf das Verhältnis des Prinzen

zu der Mutter bezieht, so wäre damit das Bild einer wissenschaftlichen Persönlichkeit, die man merkwürdigerweise 50 lange Jahre in Deutschland ernsthaft genommen hat, nahezu vollendet. Allein! es ist an der Zeit, daß ich von diesen Heroen der jüdisch-teutonischen Kameraderie — der ich Herrn Türck übrigens nicht beirechnen möchte — endgültigen Abschied nehme.

Diese Koterie hat meine Schriften über Shakespeare und auch andere zuerst totschlagen und dann totschweigen wollen. Das war zweifellos nichtsnutzig: aber es war auch einfältig: denn das Vorhaben ist ihr nicht ganz gelungen. Sie ist freilich imstande gewesen, eine Menge Leute durch Verschweigen von der Lektüre meiner Bücher abzuhalten: aber sie war doch nicht mächtig genug, mir den Mund ganz zu verbieten; und diesen habe ich denn auch nach Möglichkeit gebraucht. So habe ich häufig genug in Deutschland selbst vor einem großen Publikum über die Hamlettragödie Shakespeares öffentlich reden können, und den Herrschaften in der Kameraderie würden die Haare zu Berge stehen, wenn sie wüßten, wie viele selbst aus befreundeten Lagern meinen Ausführungen einen uneingeschränkten Beifall gezollt haben. Aber das letztere war nur natürlich. Denn ich habe nicht wie das bloß gelehrte Gehirn den Zuhörern einen in der Retorte künstlich fabrizierten Homunkulus vorgeführt, sondern einfach den natürlichen Menschen: und es ist zum Erstaunen, ein wie leichtes Spiel dann bei unbefangenen Leuten die gesunde Vernunft der Verrücktheit gegenüber hat. Nur in der Stickluft der Kameraderie ist es möglich, daß die Menschen ihre moralische Würde bis zu dem Grade einbüßen, um selbst vor der klar erkannten Albernheit noch huldigend ihr Knie zu beugen. Wenn Herr Löning beispielsweise auf ‚streng wissenschaftlicher Grundlage' seine Schaudermär vom Blute erfindet, wonach dieses tatsächlich der Gedanke und Wille im Menschen sein soll, um daraus die bizarrsten Folgerungen für eine Gestalt wie Hamlet abzuleiten, so weiß natürlich sofort die ganze denkende Welt — die Koterie nicht ausgenommen, daß hier eine groteske Narrheit ihre blutigsten Orgien feiert; und obschon auch Herr Hermann Conrad dies so gut wie

alle übrigen weiß, und obschon auch er kaum an einem Satze jenes närrischen Werkes vorüber zu gehen vermag, ohne selbst fortwährend ganz begründete Ausstellungen zu erheben, so hält ihn all' das doch nicht ab, gelegentlich zu versichern: Lönings Buch sei das beste in der gesamten Hamletliteratur. Do, ut des. Denn schon seit 9×2 Jahren hielt auch er eine Erfindung in seinem Schreibpulte versteckt, nach der Hamlet ein Schulbub' von 18 Jahren wäre; und die letzte Verrücktheit mußte notgedrungen bei der vorhergegangenen Schutz und Erhörung suchen. Ich möchte diesen Herrschaften von dem ‚bloß gelehrten Gehirn' einen Vorschlag zur Güte machen: doch zum wenigsten für die nächsten 100 Jahre Hamlet sich ganz allein zu überlassen; die empfindende Welt, die nicht nach einem Homunkulus, sondern nach einem wahrhaftigen Menschen verlangt, wird ungleich besser dabei fahren. Seit jenen hundert und mehr Jahren, daß Goethe seinen ‚Wilhelm Meister' schrieb, ist ein einziges Buch über den dänischen Prinzen erschienen, welches gelesen zu werden verdient: und dieses stammt aus der Feder des Professors Heinrich Baumgart in Königsberg. Aber es mögen solcher guten Werke noch mehr sein, nur daß man nie Kenntnis von ihnen erhält: denn die vortreffliche Koterie versteht es, über alles, was ihren Interessen nicht schmeichelt, die Nacht eines tödlichen Schweigens zu breiten. Habe ich es doch selbst am eigenen Leibe erfahren müssen! Zum Glück für die Tüchtigkeit haben sich die Aussichten jener Gewalthaber — soweit wenigstens Shakespeare in Betracht kommt, in den letzten Jahren nicht unbeträchtlich verschlechtert. Seitdem Herr Leo aus Warschau, der zu seiner Eignung als Herausgeber des Shakespearejahrbuches kaum noch etwas anderes mitgebracht haben dürfte als mehrere Millionen Rubel und eine Villa im Berliner Tiergartenviertel, zu seinen Vätern versammelt wurde, ist die Leitung des Jahrbuches in Hände übergegangen, die bislang noch keine Neigung gezeigt haben, die alliance universelle der jüdisch-polnisch-teutonischen Handwäscherei von neuem zu knüpfen. Ach! daß es doch immer so bliebe!

Othello,

die Tragödie der Eifersucht?

Es ist eine alte Gewohnheit des literarischen Pöbels, den Othello Shakespeares — die Tragödie der Eifersucht zu nennen. Schon im Stücke selbst wird unaufhörlich von dieser Leidenschaft des Helden geredet; kein Wunder, daß auch die anderen außerhalb das gleiche nachplappern müssen, weil die Gewöhnlichkeit, wie natürlich, allerorten eine jede Tat nur nach dem eigenen Innern begreift, und diese, wofern sie höheren Ursprungs ist, unvermeidlich verkennt.

Was soll man von dir sagen?

fragt Ludovico den unseligen Mann, und dieser erwidert:

Was man will:
Daß ich ein ehrenhafter Mörder sei;
Denn nichts tat ich aus Haß, für Ehre alles.

Wer die Sache kennt, hört damit schon genug; Eifersucht wäre Haß gewesen, und Othello ist der Rächer seiner Ehre; der Haß hätte sein Mütchen im Blute Cassios gekühlt, und Othello tötet sein Weib. Der letztere fährt wohl auch gelegentlich gegen den angeblichen Verführer seiner Frau wild und wutschnaubend in die Höhe:

O daß der Sklav' zehntausend Leben hätte!
Eins ist zu arm, zu schwach für meine Rache —
Wie mord' ich ihn — oh!
Daß ich neun Jahre an ihm morden könnte —

aber er tut dies unter dem höllischen Sporn einer ganz unerhörten Schmach: in jenem Augenblicke nämlich, in dem ihm die geschickten Vorspiegelungen Jagos den einzigen Freund und Ver-

trauten als den auserlesensten Schurken der Erde zeigen — wie derselbe vorgeblich höhnt und beider, der verliebten Närrin und des betrogenen Ehemannes, spottet; und es bleibt gleichwohl beim bloßen Worte, weil in der großen Seele dieses Mannes auch nicht der geringste Raum für die gemeine Regung der Eifersucht übrig war.

Ist denn Eifersucht überhaupt eine Leidenschaft? Ganz und gar nicht. Die Eifersucht ist das herabgekommene Kind einer Leidenschaft, nämlich der Habsucht. Sie ist nichts anderes als der besonders gestaltete und auf geschlechtliche Verhältnisse bezogene Neid, der seine giftigste Nahrung aus dem Anspruche auf Alleinbesitz empfängt. Neid aber ebenso wie seine Schwester, die Eifersucht, sind nicht Leidenschaften, sondern nur Gefühlserregungen — mit anderen Worten: sie stellen sich nicht als ein von innen heraus schöpferisch wirkender, selbständiger, nie ruhender und zielsuchender Trieb oder Hang des Menschen dar — sie sind vielmehr eine unlebendige Gefühlsanlage, die sich einzig auf einen Reiz von außen hin zeitweilig regen, aufflammen, ausbrennen, um alsdann wieder im Todesschlafe zusammenzusinken. Eine solche Gefühlserregung kann als ein bloßes und plötzliches Geschöpf des Zufalles, der sich dem Menschen einmal, hundertmal oder auch — niemals im Leben zeigt, natürlich nicht eine Handlung zeitigen, die ein innerlich geschaffenes Ziel und einen zweckdienlichen Plan verlangt: und darum kann einer solchen auch der ‚Othello' Shakespeares nicht sein Leben verdanken, wofern er überhaupt als Drama anzusehen ist.

Als Lessing sich einmal über Voltaires ‚Zaïre' zu äußern unternahm, meinte er, daß an diesem Stücke nicht die Liebe, sondern die Galanterie gearbeitet habe; das einzige wirkliche Liebesdrama, das ihm bekannt, sei Shakespeares ‚Romeo und Julie'. Man wird diesen Ausspruch in einem gewissen Sinne auch heute noch ohne weiteres unterschreiben können. Freilich Liebesdramen werden auch noch anderwärts zu finden sein. ‚Antonius und Kleopatra' ist zwar nur ein unvollkommenes Werk; der ‚Othello' nur eine halbe Tragödie; desgleichen die ‚Penthesilea' Kleists; aber schon die Gretchentragödie im Faust — hält man sich lediglich an die

innere Form, zeigt sich in voller Gestalt, und in allen diesen Werken ist die lebenschaffende Kraft vornehmlich die Liebe gewesen. Freilich, nur vornehmlich! und das bedingt den Unterschied zwischen ihnen und dem von Lessing so hoch gepriesenen Liebesgedicht. Denn so ausschließlich, ganz rein und ohne Mißklang, lediglich auf Liebe gestimmt und in Liebe einträchtig ausklingend wie ‚Romeo und Julie' gibt es keine andere dramatische Dichtung der Welt — es sei denn, man hört auf die Neueren und bekennt sich willig zu dem Glauben, daß des Meeres und der Liebe Wellen die glücklichere Rivalin sei.

Ist es wirklich am letzteren?

In Grillparzers Trauerspiel wird auf eigenen Wunsch und Neigung die junge Hero zur Priesterin geweiht; und kaum zwölf Stunden darnach empfängt sie schon im vollsten Gegensatze zu ihrem freien Gelöbnisse von einem wildfremden Manne die Liebesweihen. Noch am Morgen hatte sie recht wichtig den klingenden Spruch ihres Lieblingsdichters wiederholt:

> Ich kann nicht finden, daß Gesellschaft fördert:
> Was einem obliegt, muß man selber tun —

und schon der Abend hat die Erinnerung an das tief empfundene Wort dermaßen in ihr gelöscht, daß sie sich gar nichts mehr ohne ihren neuen Gesellschafter zu tun getraut. Der Herausgeber dieses ‚Tragikers', Heinrich Laube, hat ein derartiges Wesen für griechisch und auch für wienerisch erklärt:

‚Wenn Hero im dritten Akte auf Leanders Liebesdrängen unerwartet sagt: komm morgen! da lächeln in Wien die Zuhörer übereinstimmend und finden die Dichtung reizend. Sie begleiten eben vollkommen naiv die naive Dichtung. In der norddeutschen Stadt dagegen lacht das ganze Haus: es faßt die Worte der Hero moralisch auf und findet sie überaus dreist.'

Es ist nicht abzusehen, was Berlin und Wien bei einem Trödel zu schaffen haben, wo einzig der denkende oder gedankenlose Mensch den Ausschlag gibt. Der denkende Mensch muß hier lachen; nicht weil ihm die Hero überaus dreist, sondern ganz im Gegen-

teil, weil sie ihm als ein Ausbund von Naivheit erscheint. Denn indem er lacht, sagt er sich zugleich: ist das ein possierliches Affchen! soeben hat sie noch ewige Keuschheit gelobt, und schon am Abend kann sie an deren Gegenteil nicht genug haben. Dinge dieser Art sind allerdings hochkomisch, und wer da nicht lacht, muß stumpfsinnig sein. Darum handelt es sich. Für einen wirklichen Dramatiker würde ja der Bruch des Gelübdes der Anlaß zu den ergreifendsten, tragischen Folgerungen gewesen sein: sobald die Sonne aufging, mußte auch, zum wenigsten in einem menschlichen Geschöpfe das Bewußtsein des Frevels erwachen. Was tut Grillparzer? Freilich auch bei ihm hat der dritte Akt einen vierten zur Folge; aber selbst der durchtriebenste Spottvogel hätte den Vorgang nicht ausschweifender parodieren können, als es höchsteigen der große österreichische ‚Tragiker' besorgt. Die einzige Folge der nächtlichen Ereignisse ist die, daß Hero — müde ist. Man muß dies Grillparzer lassen! unanfechtbarer ist noch nie eine dramatische Folgerung gezogen worden: Leander ist bis zum frühen Morgen im Turme gewesen — nichts begreiflicher, als daß sie tagsüber müde ist; und auch er sucht den versäumten Schlaf am hellen Tage nachzuholen. Als wäre sie nichts mehr und nichts weniger als ein zierliches Kätzchen, das eine stürmische Märznacht hinter sich hat, schleicht auch die jugendliche Priesterin halbgeschlossenen Auges umher und sucht, wo es sich schön ruhen ließe — völlig gedankenleer und nur von dem einen Triebe geleitet, zu schlafen, um nach Sonnenuntergang wieder munter bei der Arbeit sein zu können. Das ist griechisch oder auch wienerisch, sagt Heinrich Laube. Götter! das ist nicht griechisch oder wienerisch, nicht berlinerisch, das ist einfach tierisch: genau dasselbe tut auch das Kätzchen. Gut! aber eines kann das Kätzchen doch nicht. Das wäre? Ein Kätzchen kann nicht tragisch enden. Nein! das kann es nicht, dafür kann es aber sterben, wenn auch nur zum Spaß. Vor den Schaubühnen, auf welchen Katzen, Hunde und Affen sich gegenseitig ihr Schicksal bereiten, hat man es oft genug schon erlebt, daß die tragische Heldin aus dem Katzengeschlecht plötzlich alle Vier von sich streckte und vorgab, tot zu sein:

es hieß dann, sie sei als ‚höheres Wesen' am gebrochenen Herzen gestorben; sobald aber der Hexenmeister pfiff, sprang sie lustig wieder in die Höhe. Die schöne Hero muß eine ähnliche Aufführung einmal als Kind mit hohem Entzücken in sich aufgenommen haben, denn bis aufs letzte spielt sie dem Kätzchen die gleiche Komödie nach. Der schwimmfrohe Leander verunglückt in der zweiten Nacht, und dem Mädchen bricht das Herz gleich hinterdrein. Höchst tröstlich jedoch ist es, daß wir uns auch hier wieder sagen dürfen: sie tut nur so; pfeifen wir, so springt sie gleichfalls lustig in die Höhe. Denn warum auch anders? Zugegeben selbst, daß Leander ein strammer Bursche war — gibt es nicht solcher die Masse? Da ist gleich Naukleros; und wenn der ausbleiben sollte, so sind ja noch viele, viele Märzkaterchen in der Runde. So — griechisch wie Heinrich Laube sagen würde, sind zweifellos eine ganze Menge junger Mädchen, aber keine solcher Griechinnen grämt sich gleich zutode, wenn ihr Grieche außerstande ist, den zweiten Besuch zu machen: sie miaut vielleicht den ersten Tag und läßt sich am zweiten von einem andern trösten. O Hero und Leander! Man würde vornehmlich von dem Mädchen eine ziemlich üble Meinung zurückbehalten, wäre zum Glück nicht noch die Schillersche Ballade da. Eine einzige Strophe aus diesem kurzen Gedichte wiegt die ganze ungereimte Posse des merkwürdigen Wiener Tragikers auf.

Keinem, der nur halbwegs Urteil besitzt, wird es darnach noch beifallen dürfen, auf jene Liebestragödie Shakespeares zu verweisen und zu meinen, daß da etwas ähnliches vor sich gehe.

In Romeo und Julie entwickelt sich das tragische Geschick der Liebenden unter völlig anderen Voraussetzungen und Bedingungen. Julie ist zu allererst keine Priesterin. Beide, Romeo wie sie, haben ein unbeschränktes Recht auf Liebe, sind ganz frei — mit weitgeöffneten, liebedurstigen Herzen, die jederzeit bereit sind, das Bild des einzig Geliebten in sich aufzunehmen, um sich alsdann für immer zu schließen. Sich sehen und sich angehören ist eins. Sie lieben sich, noch bevor sie entdecken, daß ihre Familien tödlich verfeindet sind. Ihre Liebe kommt im richtigen Augenblicke, ist heißestes

Verlangen, und jedes spätere Hindernis dient naturgemäß nur dazu, dessen Glut ins unerträgliche zu steigern. Die Heldin Grillparzers ist das volle Gegenteil zu Julie. Dieselbe hat mit dem Leben eigentlich abgeschlossen — sie geberdet sich wenigstens so; bis zu der Stunde, in der sie, nach den Vorgängen ganz unbegreiflich, Leander erhört, spricht sie ungefähr wie eine taktfeste Erzieherin zu ihrem frühreifen, ungestümen Zögling: matt und platt in Wort und Geberde. Für Romeo und Julie ist schon der erste Blick ein Leben geteilten Leides und geteilter Lust. Nicht bloß ihre Küsse, weit mehr noch ihre Tränen sind der festeste Kitt des gemeinsamen Loses. Je grausamer das Schicksal ihre Liebe verfolgt, desto heftiger bestehen sie darauf; und weil nur so ein echtes Gefühl seine Prüfung besteht, dürfen sie auch zuletzt mit dem Tode besiegeln, wofür sie bis dahin zusammen gestrebt, gelebt und gelitten hatten. Hero und Leander erleben, streng genommen, nichts. Die Hero empfindet kaum, strebt gar nicht; sie erfährt sinnliche Erregungen und ist daraufhin — müde. Beide Paare feiern eine Brautnacht — nicht ganz unter gleichen Umständen — die eine als Frau, die andere als ‚leichte Person', doch das nur so nebenher: während aber Romeo am nächsten Morgen in die Verbannung geht, und Julie, um ihrem Gemahl treu zu bleiben und der verhaßten zweiten Ehe auszuweichen, einen Schlaftrunk nimmt, der sie, die Lebende, als Scheintote zwischen die modernden Gebeine ihrer Ahnen bettet, schlafen Hero und Leander ihre nächtlichen Strapazen aus. Daß Romeo und Julie nach allem, was vorgegangen, nur noch mit einander, nie ohne einander leben werden, weiß von da an mit unerschütterlicher Gewißheit ein jedes mitfühlende Herz. Als dann Julie im Erbbegräbnis der Kapulets erwacht und den toten Gatten zu ihrer Seite erblickt, tötet sie sich, und niemand wird sich wundern dürfen. Das gleiche Recht aber, wie die Hero des Grillparzerschen Stückes am gebrochenen Herzen zu sterben, hätte auch eine jede Kuh, die zusehen muß, wie man ihren zärtlichen Gefährten zur Schlachtbank führt. Die sinnlichen Ergötzungen einer Liebesnacht — und nur diese sind der ganze Inhalt des Stückes wie der Personen — be-

rechtigen noch nicht zu einem tragischen Ende, berechtigen um so weniger, als sich dazu die denkbar gewöhnlichsten Geschöpfe vereinigt haben. Leander ist hübsch, gewiß auch feurig; die Hero wahrscheinlich desgleichen. Das ganze Verhältnis hat sich keinen Augenblick und in nichts über das Tierische erhoben, und das Männchen kann tausendfach ersetzt werden. Aber in Romeo und Julie hat der Dichter einzige Menschen dargestellt, von so tiefem, seelischem Gehalt und von einem Zauber so schöner Menschlichkeit umwoben, daß selbst der Stumpfe den bestrickenden Reiz ihrer Gegenwart empfindet und ihnen nachdenken muß — und sie, die sich allein wissen unter den Fratzen der Niedrigkeit, die außer sich niemand weiter kennen, noch verstehen, sie sollten je einander vergessen, je auf einander verzichten können? So ist einer dem andern unersetzlich; und sobald des Lebens einzigster Wert dahin ist, hat der Mensch ein Recht auf den Tod. Zu all' den Herrlichkeiten, mit denen gerade diese Tragödie Shakespeares überreich bedacht ist, gesellt sich freilich ein Versehen von nicht unbedenklicher Gestalt: die Fabel entwickelt sich ein wenig sprunghaft. Es ist schon zuguterletzt alles an richtiger Stelle und wohlbedacht: aber ab und zu läuft man Gefahr zu stutzen oder wohl gar mißzuverstehen. Auch die Sprache des Stückes ist fast durchweg zu geistreich: sie schwelgt in Bildern und Witzen und lebt scheinbar mehr von Geist als von Empfindung. Dagegen ist die Handlung ein Meisterstück, unübertroffen selbst in den reiferen Werken des großen Briten. Es ist kein eigentliches Charakterdrama, obschon Romeo und Julie durchaus Charaktere sind, die wollen, streben und ihren Willen auch mit dem Tode besiegeln, aber neben ihnen geht von Anfang an ein feindseliges Schicksal einher, das wie auf einem Schachbrette einen jeden ihrer Züge mit einem Gegenzuge beantwortet. Wenn man als Motto zu dem reinen Charakterdrama das Wort gebrauchen dürfte: ein jeder ist seines Glückes Schmied — weil hier eben der Charakter mehr selbstherrlich sein Geschick bestimmt, so gilt hiegegen für das Schicksalsdrama jene tiefsinnige Betrachtung aus dem Schauspiele in „Hamlet“:

Will' und Geschick sind stets im Streit befangen,
Was wir ersinnen, ist des Zufalls Spiel,
Nur der Gedank' ist unser, nicht sein Ziel.

Nur in solchem Sinne, wo sich das Geschick mächtiger als der Wille erweist, läßt sich ganz allein von einem vernünftigen Schicksalsdrama sprechen — alle anderen wie die ‚Ahnfrau' Grillparzers, die Schuld' Müllners u. s. w. sind dramatisch beabsichtigte Schicksalsfratzen. In dem Hohenliede, das Shakespeare der Liebe gesungen, greifen Wille und Geschick unaufhörlich widerspruchsvoll ineinander, und zwar so, daß letzteres von vornherein einen Vorsprung hat. Die beiden Häuser sind tödlich verfeindet; zugleich hält Graf Paris um der Julie Hand an, die ihm auch zugesagt wird. Dann erst lernen sich Romeo und Julie auf einem Balle kennen und lieben. Man verabredet eine heimliche Verbindung; doch bevor diese noch stattfinden kann, fällt der wilde Tybalt, Juliens Vetter, von Romeos Hand, und Romeo wird unter Androhung der Todesstrafe verbannt. Die heimliche Vermählung findet gleichwohl statt, und die beiden Liebenden feiern damit den Triumph ihres Willens. Aber der verbannte Romeo muß nach Mantua entweichen, und sogleich darnach fordert Graf Paris die Einlösung des ihm gegebenen Versprechens. Vergebens, daß Julie widerstrebt; und gerade zufolge ihres Widerstrebens wird die Hochzeit beschleunigt. Kein Entrinnen scheint möglich. Da nimmt die junge Frau einen Schlaftrunk, der sie für 48 Stunden einer Toten ähnlich macht. Der ferne Geliebte soll durch den Mönch, der sie traute, von dem Sachverhältnis rechtzeitig in Kenntnis gesetzt werden, damit er zugegen sei, wenn sie im Totengewölbe der Kapulets vom Scheintode erwacht, um dann mit ihr zu entfliehen. Der Ordensbruder, der den Brief überbringen soll, wird durch ein widriges Geschick daran verhindert, und Romeo erhält durch seinen Diener die falsche Nachricht von Juliens Tode. Romeo bricht nach Verona auf, um sterbend sich an Juliens Seite zu betten, und Julie erwacht, um sich über Romeos Leichnam zu töten.

Ähnlich diesem Liebesdrama ist auch der ‚Othello' Shakespeares eine Schicksalstragödie, nur daß der letzteren die erste Hälfte

vollständig fehlt. Wir sehen Othello und Desdemona erst nach der Stunde, die ihnen den Triumph ihres Willens gebracht hat. Das Stück beginnt nach ihrer Vermählung, und das ganze eigentliche Drama vorher wird auf zwei kurze Berichte zusammengedrückt. Ob der Heirat bei dem Herzog von Venedig verklagt, erzählt Othello:

Ihr Vater liebte mich, lud oft mich ein,
Erforschte fleißig meines Lebens Lauf —
Ich ging es durch vom Knabenalter an,
Bis auf den Augenblick, wo er gefragt.
So sprach ich denn von manchem Mißgeschick,
Von wuhrender Gefahr zu See und Land:
Wie ich ums Haar dem droh'nden Tod entrann,
Wie mich der stolze Feind gefangen nahm
Und mich als Sklav' verkauft, wie ich erlöst,
Wie ich mich hielt auf meiner Wanderfahrt —
All' das zu hören
War Desdemona eifrig stets geneigt.
Oft aber rief ein Hausgeschäft sie ab;
Und immer, wenn sie eilig dies vollbracht,
Kam gleich sie wieder, und mit durst'gem Ohr
Verschlang sie meine Rede. Dies bemerkend,
Ersah ich einst die günstige Stund' und gab
Ihr Anlaß, daß sie mich recht herzlich bat,
Die ganze Pilgerschaft ihr zu erzählen,
Von der sie stückweis einzelnes gehört,
Doch nur mit halbem Ohr. Ich willigt' ein;
Und oftmals hatt' ich Tränen ihr entlockt,
Wenn ich ein leidvoll Abenteu'r berichtet
Aus meiner Jugend. Als ich nun geendigt,
Gab sie zum Lohn mir eine Welt von Seufzern.
Sie schwur: in Wahrheit seltsam, wunderseltsam!
Und rührend war's, unendlich rührend war's!
Sie wünschte, daß sie's nicht gehört; doch wünschte sie,
Der Himmel hätte sie als solchen Mann
Geschaffen; und sie dankte mir und bat mich,
Wenn je ein Freund von mir sie lieben sollte,
Ich mög' ihn die Geschicht' erzählen lehren:
Das würde sie gewinnen. Auf den Wink hin
Erklärt' ich mich.

Das ist Othellos und der Desdemona Liebesdrama. Daneben läuft das widrige Geschick. Der Vater der jungen Frau deutet darauf hin:

O schnöder Dieb! Was ward aus meiner Tochter?
Du hast, verdammter Frevler, sie bezaubert:
Denn alles, was Vernunft hegt, will ich fragen —
Wenn nicht ein magisch Band sie hält gefangen —
Ob eine Jungfrau, zart und schön und glücklich,
So abhold der Vermählung, daß sie floh
Die reichen, lockigen Lieblinge des Volks,
Ob sie, ein allgemein Gespött zu werden,
Des Hauses Hut entfloh, an solches Unholds
Pechschwarze Brust, die Graun, nicht Lust erregt?
Die Welt soll richten, ob's nicht sonnenklar,
Daß du mit Höllenkunst auf sie gewirkt;
Mit Gift und Trank berückt ihr zartes Alter,
Den Sinn zu schwächen: untersuchen soll man's,
Denn glaubhaft ist's, handgreiflich dem Gedanken.

Einer der reichen, lockigen Lieblinge des Volkes aber, der die schöne Venezianerin vergeblich umworben hat, ist der Gimpel Rodrigo, und sein Freund ist Othellos lebenslustiger Fähnrich, Jago.

Rodrigo zu Jago:
Sag' mir nur nichts, denn ich verarg's dir sehr,
Daß Jago, du, der meine Börse führte,
Als wär sie dein, die Sache schon gewußt.

Jago hatte die unglückliche Liebe des jungen Dummkopfs dazu benutzt, seine eigenen ziemlich weitgehenden Ansprüche an das Leben zu befriedigen. Er hatte ihm allerlei vorgespiegelt und sich diese Vorspiegelungen teuer bezahlen lassen. Er hatte für Desdemona Gold, Diamanten und Perlen verlangt, und das Erhaltene alsbald in seine Tasche verschwinden lassen. Jetzt auf einmal zur Rechenschaft genötigt, hat er den ganz natürlichen Wunsch, sich einerseits die volle Börse seines Gläubigers zu erhalten, andererseits aber auch dafür diesem sichtliche Beweise seines guten Willens zu geben: so verfällt er, von Rodrigo und seinen Geldnöten bedrängt, auf eine Intrige, die ihm zuerst nur als eine Art Notbehelf dienen soll, der aber schließlich Othello und Desdemona zum Opfer fallen. Da dieser

Tragödie die Handlung der ersten 3 Akte völlig abgeht, und nur eine langgedehnte Intrige übrig bleibt, so ist es nicht weiter verwunderlich, wenn daraufhin der naive Leser oder Zuhörer von der Dichtung gar zu leicht einen fragwürdigen Eindruck empfängt. Es fehlt die bedeutungsvolle Vorgeschichte, die ja alles erklären, ihn vorbereiten und ihn auch stimmen würde, und er sieht sich zu plötzlich zwischen befremdliche Erscheinungen und Leiden versetzt, zu deren Verständnis er sich erst langsam einen Weg bahnen muß, um nicht in seinem Mitgefühl verwirrt und erkältet zu werden. Daher mag es denn auch gekommen sein, daß man sich die Leiden des armen Othello in einer etwas niedrigen Weise als Eifersucht erklärte.

Aber was Othello quält, ist keine Eifersucht. Wo diese auftritt, nehmen die Dinge ein völlig anderes Aussehen an — was für ein Aussehen: darüber kann uns eine zweite Heldin Grillparzers auskömmlichen Bescheid erteilen.

Die Sappho Grillparzers hat zu ihrem Inhalte die Liebschaft der bekannten Dichterin mit einem Kutscher. Die Dame war einst mit der Leier in der Hand — Er, dem Wiener Fiaker ähnlich, der heutigen Tags zum Trabrennen in den Prater fährt, mit Pferd und Wagen — nach Olympia gezogen. Er, wie ein jeder seiner Zunft, liebt die Brettel und das Weaner Lied; und die Aufmerksamkeit, mit der ihn allen anderen voraus die umjubelte Sängerin beschenkt, schmeichelt ihm, obschon er sich eingestehen muß, daß sie bereits ältlich ist — sie hinwieder hat nicht umhin gekonnt, seine starken Glieder zu bewundern: so haben sich beide gefunden. Nun möge man nicht mißverstehen! es ist weder unnatürlich, noch unwahrscheinlich, daß eine vornehme Frau, sie lebe auf Lesbos oder in Wien, die nähere Bekanntschaft eines stattlichen Fiakers suche und mache — im Gegenteil! Nur wird eine solche Dame sicherlich keinen Augenblick vergessen, was sie beide einander gegebenen Falles schuldig sind. Sie wird ihn, falls es draußen stürmt und schneit, mit liebreichen Worten zum hellen Feuer laden; wird auf das reichlichste für seines Leibes Nahrung und Notdurft sorgen, ihm zuweilen die saftigsten Bissen sogar höchsteigen zwischen die weißen Zähne

schieben, in seine Rocktasche verstohlen die schmackhaftesten Zigarren stecken — und Er, strahlend von sinnlichem Behagen, wird hinterher ganz Feuer und Flamme sein und alles tun, was er einer so entzückenden Herrin nur an den Augen absehen kann: voilà tout. Auch wird sie vielleicht, da eine sinnige Unterhaltung eines jeden Mahles reizendste Würze sein soll, ihn nach der Tageslösung oder dem Befinden seiner braunen Stute fragen, aber sie wird als ein kluges Weib — und das muß sie doch als große Dichterin sein — sich weislich hüten, ihm mit Gedanken zu kommen, die sie zu anderer Zeit vermöge Feder oder Stift zu Papier zu bringen pflegt. Es ist traurig zu sagen, daß die Sappho Grillparzers so wenig dem geschilderten Ideale entspricht, um ganz kopflos das Notwendigste zu unterlassen und gerade das für die Sachlage denkbar Gefährlichste zu tun. Kaum mit dem feschen Manne allein, entschleiert sie sich nicht körperlich, sondern geistig, und stellt sich dem nur auf Körper abgerichteten Galan als ‚höheres Wesen' vor:

Du kennst noch nicht die Unermeßlichkeit,

so beginnt sie bedeutungsvoll,

die auf und nieder wogt in dieser Brust.

Der Fiaker wird nach einem solchen Erguß einen scheuen Seitenblick auf den Busen der erhabenen Frau geworfen haben, als könnte da plötzlich eine entsetzliche Wandlung vor sich gehen, und wird zuletzt belustigt geschmunzelt haben. O möchten doch alle Dichterinnen Wiens und der übrigen Welt sich in ähnlicher Lage vor so geartetem ersten, bösen Lächeln bewahren! Dasselbe wäre das sichere Grab ihres jungen Liebesglückes. Nicht bloß in Pferd und Wagen, sondern auch in Frauenbusen kennt sich ein richtiger Fiaker so gründlich aus, daß er recht wohl weiß, wie sie alle meßbar sind: er wird also lächeln müssen. Die arme Heldin Grillparzers gewahrt nichts; sie ist so im Zuge, ihn zu bilden, ihn zu sich zu erheben, ihm von allen Seiten den Schatz zu zeigen, den er von nun an glücklich ist, sein eigen zu nennen, daß sie eine Woge ihres wunderbaren Busens nach der anderen aufrollen läßt, um endlich wie vieltönendes Meeres-

rauſchen ihn zu umfangen und ihn ſo, wie ſie meint, dauernd an ihre Tiefe zu feſſeln:

Gar ängſtlich ſteht ſich's auf der Menſchheit Höh'n,
Und ewig iſt die arme Kunſt gezwungen,
Zu betteln von des Lebens Überfluß —
Laß uns denn trachten, mein geliebter Freund,
Uns beider Kränze um die Stirn zu flechten,
Das Leben aus der Künſte Taumelkelch,
Die Kunſt zu ſchlürfen aus der Hand des Lebens —

was daraufhin geſchehen mußte, geſchieht: der Fiaker nimmt vor der faſelnden Närrin Reißaus und küßt bereits eine halbe Stunde ſpäter das hübſche Dienſtmädchen ſeiner hochgeborenen Frau. Keine Frage, es liegt Geſundheit in dieſem Kuſſe — freilich die Geſundheit eines Fiakers, dem die Ungeduld nach Gewißheit, ob auch noch andere Brüſte wie zwei Ozeane unermeßlich auseinanderfluten, ganz prächtig zu Geſichte ſteht. Die edle Herrin überraſcht ihn unverſehens bei dieſer Probe, rauft hinterher mit der Zofe und will dieſe niederſtechen, als der ſo heiß Umſtrittene, ohne ſonderliche Umſtände zu machen, für die — meßbare Bruſt Partei ergreift. Da bleibt denn freilich der verſchmähten Kutſcherbraut nichts anderes übrig, als ſich ſchleunigſt ihre Leier zu holen, um wenigſtens etwas in der Hand zu behalten, und dann verächtlichen Blickes ins Waſſer zu ſpringen. Das iſt einerſeits die gemeinſte, andererſeits die albernſte Komödie, die ſich nur erträumen läßt. Es iſt ſehr wohl denkbar, daß eine vornehme Frau — und große Dichterinnen ſind ausnahmslos dies und noch klug dazu — derart ſinnlich für einen ſtattlichen Fiaker entflammt, daß ſie ihm die Rechte eines Liebhabers auf Zeit einräumt; aber es iſt ganz undenkbar, daß ſie ſich darüber hinaus einem ſolchen Menſchen ſogar dauernd verbände, da ſie, und wäre ſie auch die Wolluſt ſelbſt, dennoch gerade als wirklich vornehme Frau für das letztere Verhältnis zuvörderſt die idealſte Übereinſtimmung im Empfindungsleben fordern müßte. Und dieſem Anſpruche vermöchte weder Phaon noch irgend ein anderer Roſſebändiger zu genügen. Fände derweil der bloße Günſtling, daß Kutſcher und Zofe ſich im ganzen doch noch näher ſtehen, ſo wird

die Dame dem Pärchen schweigend den Laufpaß geben und sich ebenso schweigsam, wenn auch nicht ohne Bitterkeit eingestehen: daß dies nun schon der zwanzigste gewesen! Aber schon am zweitnächsten Morgen würde man es im Lesbischen Fremdenblatte zu lesen bekommen, daß sich eine Herrschaft für hohes Gehalt um einen Leibjäger von höchst vorteilhaftem Äußern bemühe, und daß solche, die bei der Kavallerie gedient, den Vorzug erhalten — und der große Riß im Liebesgewebe der vielgeprüften Dulderin wäre wieder einmal gestopft. So verführe unter Umständen eine hochgeborene Lesbierin — ob genau so, ist gleichgültig, wenn sie sich nur zu helfen versteht: und daß dies der Fall, ist gewiß. Ob moralisch? ob unmoralisch? die Frage ist hier nicht zu entscheiden; ein jeder wird sie seiner Lebensanschauung gemäß beantworten — genug! daß die Angelegenheit äußerlich comme il faut erledigt wurde. Aber nicht einmal dieser kahlen Äußerlichkeit ist der ‚Tragiker' Wiens gewachsen gewesen. Um sich und anderen ein verständliches Bild von einer großen Dichterin und vornehmen Frau zu schaffen, befolgte er in unrechter Art den Rat eines Höheren und griff so niedrig ins ‚volle Menschenleben', daß er sofort eines jener gemeinen Weiber beim Schopfe hatte, die einander die Röcke vom Leibe reißen, die Kämme in den Kopf schlagen, Vitriol ins Gesicht gießen, die Messer zwischen die Rippen stoßen und was dessen noch mehr die Gerichtszeitungen allerorten zu erzählen wissen: nur schade! daß derartige Geschöpfe eines bevorzugten — Männchens halber nicht in den Tod gehen. Solche bringen sich wohl zuweilen in eifersüchtiger Wut gegenseitig um, oder — der große österreichische ‚Tragiker' wird noch unsere ganze Ehrerbietung verdienen — es springt wirklich einmal die eine oder die andere, um ja einen dauernden Schatten in die Sonne der glücklich Liebenden zu werfen, in einem Anfall verrückter Bosheit ins Wasser, findet jedoch das aufgesuchte Element naß und kalt und pudelt aus Leibeskräften wieder ans Land: es sei denn, der Fluß- oder Meeresgott zöge sie ganz wider ihren Willen in seine Tiefe. Dies ist, genau besehen, der Fall des Grillparzerschen Mädchens. Daß die Sappho von jeher faselig war, wissen wir bereits; jetzt

aber zum Schluß nimmt ihre Narrheit einen solchen Flug, daß kein menschlicher Sinn dieselbe mehr erreichen kann; so sagt sie zu Phaon:

Ich suchte dich, und habe mich gefunden —

und deshalb, weil sie seinen Unwert, ihren Wert erkennt, muß sie ins Wasser. Alle Welt wird hier ungläubig den Kopf schütteln. Und weiter:

So zahle ich die letzte Schuld des Lebens.

Die letzte Schuld — als ob es schon an sich Schuld wäre, wenn ein freies Weib einen freien Mann liebt! Gräfin Juste, die in Jamben spricht und — man so dhun! ins Hochdeutsche überträgt. Denn kann es etwas anderes sein als: man so dhun! wenn die Dame in ihrer äußersten Verzweiflung erst eilig nach Hause läuft, sich die goldene Leier in den Arm, den Lorbeerkranz in die Locken, den Purpurmantel um den hochgehenden Busen drückt, um, so verführerisch kostümiert, vor versammeltem Volke sich hochflatternden Gewandes durch die Lüfte zu schwingen? War es bei solcher Zurichtung nicht doch vielleicht mehr auf einen neuen Liebhaber abgesehen? Das tragische Leid hat weder Zeit noch Sorge mehr für derartig alberne Ausstaffierungen und pflegt das Nötige stets kurzer Hand abzumachen. Juste — Natur; höheres Wesen — Dressur. Auch diese Komödie hat Heinrich Laube eine ‚schöne Tragödie' genannt.

Es wird stets eine überaus heikle Aufgabe bleiben, den freiwilligen Tod aus unglücklicher Liebe der Gesundheit begreiflich zu machen: denn nur wenn eine solche Tat sich als im höchsten Sinne gesund erweist, ist sie tragischer Natur und wirkt dementsprechend. Am ehesten noch möchte der Schritt von seiten eines blutjungen, unerfahrenen und unschuldigen Mädchens zu verstehen sein, aber völlig unmöglich ist er bei einer alten Schachtel, die auf ebensoviel Liebhaber wie auf Jahre zurückzublicken vermag, es sei denn: diese wäre, ganz wörtlich genommen, toll. Sich einzig aus unerwiderter Liebe umzubringen, wird ausnahmslos als Krankheit erscheinen, die seitens einer Frau vielleicht noch Mitleid erweckt, die aber, sobald ein Mann in Frage steht, kaum etwas anderes als Widerwillen

gegen eine verächtliche Schwäche aufkommen läßt. Wenn große Dichter den Selbstmord mit der Liebe begründeten, so haben sie wohlweislich in den meisten Fällen den schwankenden Grund noch anderweitig zu stützen gesucht, indem sie die Furcht vor Schande, die nagende Pein eines unschuldigen Herzens, das berechtigte Grauen vor einem Leben, das schlimmer sein würde als der Tod, oder die verständliche Sehnsucht, mit dem Geliebten vereinigt zu werden, an erster Stelle betonten; und es gehört ein kläglicher Unverstand dazu, die erste Dichterin Griechenlands sterben zu lassen, indem man sie dieserhalb zu einem eifersüchtigen und verschrobenen Fischweibe erniedrigt. Denn nichts anderes ist diese Heldin Grillparzers als eine Hökerin, die Ecke der Mohrenstraße ihren Stand hat und dazu im Berliner Tageblatt die Romane der Sarah Hutzler liest. Die Eifersucht hat ausschließlich Verkehr mit der Gemeinheit: das sollte zum wenigsten ein ‚großer Tragiker' wissen, und weiß er es nicht, da seine Größe doch nicht so ganz zweifelsohne ist, so täte er wohl daran, sich zuvor bei Würdigeren darüber zu unterrichten. Wie sagt nämlich Desdemona?

Wär' mein edler Mohr
Nicht groß gesinnt und frei vom niedern
Stoff der Eifersucht —

so steht die Sache.

Die Sappho Grillparzers ist eifersüchtig: darum geht sie auch der Nebenbuhlerin zuleibe; und da sie verhindert wird, diese umzubringen, so bringt sie wenigstens auf deren Entfernung: dem Geliebten aber möchte sie kein Härchen krümmen. Den verhaßten Nebenbuhler zu vernichten, um sich den geliebten Gegenstand ungeschmälert zu gewinnen oder zu erhalten — ein solches Trachten bildet den Inhalt der Eifersucht. Diese ist immer vorhanden, wo der Schlag den Rivalen trifft; wer dagegen den Streich gegen die Treulosigkeit des Mannes oder des Weibes führt, sucht damit seine verletzte Menschenwürde wiederherzustellen. Es hat nie und nirgend Menschen gegeben, die hochgesinnt und zugleich eifersüchtig waren: wohl aber Wesen edelster Art, denen die zugefügte Schmach so auf

der Seele brannte, daß sie zu Rächern ihrer Ehre werden mußten. Den Schimpf empfindet freilich nur der Mensch, nicht das Tier. Wer sich, es sei Mann oder Weib, ehebrecherisch vergeht, erniedrigt damit in seiner Schätzung den anderen zu einem Tier, das bereits unter dem Marktpreise steht. Eine derartige Beschimpfung duldet kein Mensch. Nur die Eifersüchtigen verstehen sich mit derselben abzufinden. Da diese so wenig die Erniedrigung empfinden, daß sie vielmehr sich einzig über den Ausfall an Zärtlichkeit entrüsten und sich völlig beruhigt zeigen, sobald die Ursache der Geschäftsstockung entdeckt und beseitigt worden ist. Dafür sind die Eifersüchtigen auch alle samt und sonders bloße Tiere. In einem Menschen stirbt im Augenblicke der erfahrenen Schmach auch die Liebe. Als das Tier Jago dem Mohren mit seinen Einflüsterungen einheizt, entgegnet der letztere:

Gib mich für 'ne Ziege hin,
Vergeud' ich je die Kräfte meiner Seele
An solch' verblas'nes, windiges Vermuten
Nach deiner Schilderung. Mich macht's nicht eifersüchtig,
Wenn's heißt, mein Weib ist schön und liebt Gesellschaft,
Spricht gern und singt und spielt und tanzt vortrefflich;
Wo Tugend ist, wird sie dadurch erhöht.
Noch sollen meine eig'nen Schwächen mir
Die kleinste Furcht und Zweifel wecken:
Sie war nicht blind und wählte mich. Nein, Jago,
Seh'n will ich, eh' ich zweifle; wenn ich zweifle,
Will ich Beweis; und hab' ich den Beweis,
Dann bleibt nichts mehr als dies: mit einem Mal
Fort mit der Liebe oder Eifersucht.

Heuchlerisch hatte ihn Jago beschworen:

O bewahrt euch, Herr, vor Eifersucht!
Sie ist das Ungeheu'r mit grünem Auge,
Das selbst die Nahrung macht, von der es lebt —
Noch selig ist der Hahnrei, der sein Los
Wohl kennt und da nicht liebt, wo man ihn täuscht;
Doch welche Höllenstunden zählt der Mann,
Der liebt und zweifelt, argwöhnt und doch schwärmt.

Othello hat gar kein Verständnis für dies Geschnurre. Sie täusche ihn — und seine Liebe ist tot:

Find' ich dich verwildert, Falk,
Und sei dein Fußriem mir ums Herz geschlungen,
Los geb' ich dich, fleug' hin in alle Lüfte
Auf gutes Glück —

Und es kommt so, er löst sich von ihr: nur nimmt die Trennung einen Charakter an, wie er unter echten Menschen sonst nicht üblich ist. Und warum die düstere Art der Lösung? Etwa weil Othello ein afrikanisches Untier ist? Ganz im Gegenteil! gerade weil er Mensch, zugleich aber leider ein Neger ist. Im Hinblick auf seine Frau hatte er gelegentlich ausgerufen:

Wenn ich dich nicht liebe,
Dann kehrt das Chaos wieder —

wieso das Chaos? und warum kehrt es wieder? Weil ihm, dem schwarzen Menschen unter lauter weißen Tieren, sein Liebesbund als die Beglaubigung seiner Menschlichkeit gilt. So lange er die Desdemona liebt, weiß er sich Mensch; ist sie ihm treulos, ist auch seine Liebe dahin, und das Chaos nimmt ihn von neuem auf.

Gewiß! man bezeugte in Venedig dem Mohren Achtung und Ehrerbietung, d. h. immer nur seiner Verdienste wegen um den Staat, und weil man ihn brauchte; man schätzte ihn als kostbarstes Werkzeug der Gesamtinteressen: hätten die Venezianer seiner nicht bedurft, wäre er auch nicht mehr ihresgleichen, nicht mehr — Mensch gewesen. So gestattete man wenigstens den Schein. Man tat so, als gehörte er zu ihnen, und dachte anders. Der Eigennutz litt es nicht, daß ihm jemand öffentlich Verachtung bewies; und drang einmal ein undeutliches Gezischel bis an des Mohren Ohr, so hüllte sich dieser würdevoll in seine Ehren und Verdienste, erschien stolz und kalt nach außen hin und — litt innerlich und unaufhörlich. Wenn sich nun die lieblichste und edelste Frau Venedigs, um die sich die schönste und vornehmste Jugend der Stadt umsonst bewarb, gerade ihn zum Gemahl erwählte, so war dieser Umstand vor allen anderen geeignet, dem krankenden Selbstgefühle des Mohren inmitten

der Gesellschaft Heilung und Sicherheit zu geben. Seine äußere Haltung hatte nie einer Stütze bedurft; und sein inneres Auge hatte wohl tausendmal den stolzen Blick über die Scheide hinweggetragen, welche der Weiße grausam genug zwischen ihm und sich errichtete; auch andere gefielen sich zuweilen darin, die trennende Schranke nicht weiter zu beachten — aber sie blieb. Mit dem Augenblicke jedoch, in dem Desdemona den Mohren Gemahl nennt, bricht jene morsch zusammen, da Othellos Menschenwert damit eine Schätzung erfährt, die ihm den ersten Preis unter allen ohne Ausnahme zuerkennt. Aber was sagt die Welt dazu? Die bösartigen Tiere rotten sich in den Straßen und auf den Plätzen zusammen, um ihrem giftigen Ärger über die erfahrene Zurücksetzung zum wenigsten durch lautes Schimpfen Luft zu machen: ‚wollt ihr eure Tochter von einem Berberhengst decken lassen, wollt ihr, daß eure Nachkommen ins Joch kommen, wollt ihr Pferde zu Vettern und Rosse zu Sprossen haben?‘ In diesem Stile geht es weiter. Und die Gutmütigeren geberden sich wohl weniger frech, dafür verwundern sie sich aber höchlichst und schütteln so kläglich die Köpfe dazu, daß man sie kaum ohne Rührung betrachten kann:

— ein Mädchen — schüchtern,
So sittsam still, daß vor ihr selbst der Trieb
Errötete — sie sollte der Natur,
Der Jugend, Herkunft, allem schier zum Hohne
Das lieben, was zu seh'n ihr Furcht erregte?

Zum wenigsten müssen Zaubertränke und Höllenkünste dabei im Spiele gewesen sein! Und wie erklärt sich der seltsame Spuk? Ach! auf die einfachste, allerdings rein menschliche Weise:

Sie liebte mich um das, was ich bestanden;
Ich liebte sie, weil sie es so gerührt —

es hatten sich eben hier wie bei zwei Menschen die — Seelen gefunden. Sie sagt:

In seiner Seele sah ich sein Gesicht —

ein entzückendes Wort! das für sich ganz allein schon schwerer an ewigem Gehalte wiegt als alle Trauerspiele Grillparzers zusammen genommen.

Shakespeares Desdemona ist eines jenes wunderholden Wesen, von denen es im Volksmunde zu heißen pflegt, daß sie zu gut für diese Welt seien. Sie ist so völlig schöne Seele bei reizvollster, weiblicher Leiblichkeit, daß sie auf unsere Sinne, unser Gemüt und unsere Phantasie wie eine Erscheinung aus reineren Welten wirkt. Der Inhalt ihres Wesens ist ausschließlich Liebe und Vergebung; kein Übelwollen verschattet je den milden Glanz ihres Wirkens; jedes Wort aus ihrem Munde ist lindester, kühlender, labender Hauch; und selbst in der Stunde des grausamsten Todes ist sie nichts als Huld und Güte. Eine solche Reine atmet ihr ganzes Sinnen und Tun, daß ein vielmißbrauchtes Wort vor ihr wieder einmal zu Ehren kommt, indem das Herz dem Munde in heimlicher Schwärmerei bekennt, daß Desdemona ein wahrer Engel sei. Was kümmert einen Engel Stand, Rang oder Rasse! ob die Farbe der Haut weiß, rot, gelb oder braun, die Nase gebogen oder stumpf, die Lippe wulstig oder schmal ist! ein Engel lauscht einzig auf die Stimme der Seele, und wenn alsdann ein nahverwandter Ton die seine sucht und findet, verflüchtigt sich in der seligen Stunde des Erkennens der Trug der Hülle zu einem wesenlosen Scheine. Es sind lediglich übelberatene Geschöpfe, welche der herrlichen Frau einen Vorwurf daraus machen, daß sie gegen den Willen ihres Vaters die Ehe schloß. Kinder sind keine Sache, sind nicht Sklaven ihrer Erzeuger, über welche die letzteren eigenmächtig und rechthaberisch zu verfügen hätten. Eltern haben — eine Pflicht, und diese ist: ihre Kinder zu reifen Menschen zu erziehen und — ein Recht: den Anspruch auf Dankbarkeit, aber nicht auf Unterwürfigkeit. Zweck der Erziehung ist: das Kind allmählig fähig zu machen, über sich selbst zu bestimmen. Ist einmal diese Aufgabe erfüllt, so ist der Mensch frei: und so schätzbar und notwendig auch zu Zeiten ein Rat sein mag, jeder Zwang wäre ein Unrecht. Dem alten Brabantio ist das richtige Verhältnis zwischen Vater und erwachsenem Kinde so wenig geläufig, daß die Tochter es ihm auseinandersetzen muß:

Mein edler Vater,
Ich sehe hier zwiefach geteilte Pflicht.

Euch muß ich Leben danken und Erziehung,
Und Leben und Erziehung lehren mich
Euch ehren; ihr seid Herrscher meiner Pflicht,
Wie ich euch Tochter. Doch hier steht mein Gatte,
Und so viel Pflicht, als meine Mutter euch
Gezeigt, da sie euch vorzog ihrem Vater,
So viel muß ich auch meinem Gatten widmen
Dem Mohren, meinem Herrn.

Die Sache würde vielleicht manchen Einwurf gestatten, hätte das Mädchen gedanken- und würdelos gewählt; aber in dem ganzen Staate gab es keinen Würdigeren als den Mohren; und nur ob seiner Tüchtigkeit war auch die Wahl der Dame auf ihn gefallen. Wenn zu einem solchen Falle Tiere alsdann schlechte Glossen machen, so ist es an den Menschen, erst recht auf ihrem Willen zu bestehen und die Torheit oder gar Böswilligkeit der Gegner zu belächeln.

In seiner Seele sah ich sein Gesicht —

nun mögen die weißen Tiere die Köpfe zusammenstecken und tuscheln, so viel sie wollen: der Mohr lächelt dazu; kein Gerede, ob laut, ob leise, kann ihm fürderhin etwas anhaben — er denkt an jenes Wort und fühlt sich in seiner Menschheit ganz gesichert.

Diese Bedeutung hat für Othello die Liebe der holden Venezianerin.

Würde sie ihm je treulos, so hätte sie ihn nicht bloß getäuscht, nicht bloß beschimpft im gewöhnlichen Sinne; sie hätte ihn auch entwürdigt und die Kluft zwischen ihm und der Gesellschaft, die sie vordem zugedeckt, dadurch noch weiter denn zuvor und zugleich öffentlich schändend für ihn aufgerissen: das Chaos wäre von neuem da! An dieser empfindlichsten Stelle setzt Jago mit seiner Verläumdung ein:

Darin liegt's: wenn ich so dreist sein darf —
So viele Werbungen zurückzuweisen.
Aus ihrem Volk und Rang und ihrer Farbe,
Worauf in allem die Natur doch hinweist —
Pah! so was riecht nach krankhaftem Gelüst,
Nach Unmaß, unnatürlichen Gedanken —

Es kehrt ihr Trieb zurück zu besserm Urteil,
Vergleicht euch mit der Bildung ihres Landes
Und fühlt wohl Reue —

Solches von einem Fremden erst einmal angeregt: und Othellos letzte fröhliche Stunde ist gewesen. Der Eindruck dieser im Tone so leisen, dafür aber im Sinne ausschweifenden Unverschämtheit ist ein so furchtbarer, daß der erniedrigte Mann für den Augenblick außerstande ist, die Gegenwart eines anderen zu ertragen. ‚Verlaß mich!' stöhnt er auf, um dann in jene erschütternde Klage auszubrechen, welche die wahre Natur seines Grames bis zur letzten Falte bloßlegt:

Und nun, auf immer
Fahr' wohl des Herzens Ruh'! Fahr' wohl, mein Friede!
Fahr' wohl, du wallender Helmbusch, stolzer Krieg,
Den Ehrgeiz macht zur Tugend! O, fahr' wohl!
Fahr' wohl, mein wiehernd Roß und schmetternd Erz,
Mutschwellende Trommel, muntrer Pfeifenklang,
Du königlich Panier, und aller Glanz,
Pracht, Pomp und Rüstung des glorreichen Krieges!
Und tödlich Werkzeug du, des rauher Schlund
Des ewigen Gottes Donner widerhallt,
Fahr' wohl! Othellos Tagwerk ist getan.

So klagt kein tatkräftiger Mann, der im großen Stile wirkt und zu wirken Gelegenheit hat, sollte er auch das geliebteste Weib — wie immer — verloren haben; dagegen empfindet solcher Art der Mann, welchem der Glaube an sich abhanden gekommen ist. Der Desdemona Liebe war des Mohren beseligender Glaube: Liebe und Glaube dahin — und Othellos Tagwerk ist getan! Nicht aus Eifersucht, wie es die Erfindung aberwitziger Köpfe will, noch aus Haß: denn nirgends offenbart sich seine Liebe überschwenglicher als gerade in ihrer Todesstunde — tötet Othello seine Frau, sondern er mordet sie, weil er ein Mohr ist, d. h. nicht als halber Wilder, sondern als schwarzer Mensch unter weißen Tieren, der sich verzweifelnd fragt, ob er denn wirklich ganz außerhalb der Menschheit stehe. Denn diese peinvolle Frage, welche vordem nur die Liebe

befriedigend zu beantworten vermochte, wird schrecklicher denn je von neuem angeregt, wenn sein Weib ihm nicht die Treue hält. Ein Weißer, gleichen Charakters wie Othello, hätte den bösartigen Schuft nach einer ähnlich frechen Verdächtigung ohne weiteres an den nächsten besten Nagel gehängt, aber der unselige Mann muß sie glauben: denn indem dieser erste Hinweis von seinem Untergebenen kommt, von einem Menschen also, dessen Stellung und Vorteil es nach Menschenart mit sich gebracht hätten, dem Vorgesetzten zu schmeicheln, und nicht ihm wehe zu tun, dessen ganzes Wesen daher umsomehr nur Redlichkeit, Ergebenheit, ausgemachte Biederkeit zu atmen scheint, müssen auch jene Worte des alten Brabantio, die so lange unleserlich geblieben waren, in dem Gedächtnisse Othellos aufflammen und Bedeutung gewinnen — jene Worte:

Denn daß Natur so widersinnig irre —
Zu dir, der Grauen und nicht Liebe schafft?

Jetzt, nachdem Jago gesprochen, wird des Vaters bisher ganz farblose Vermutung für Othello zu einer so grell leuchtenden Gewißheit, daß er selbst wie geblendet und betäubt nachstammeln muß: wenn die Natur sich selber untreu! Mehr vermag er nicht, die Scham erstickt jedes weitere Wort, aber der vernichtende Gedanke, erst einmal in ihm selbst lebendig geworden, macht ihn von da ab zu einem Spielballe in des Schurken Hand. Jagos gewagte Intrige könnte von nun an ganz plump, ja so albern sein, daß selbst ein Kind sie durchschauen müßte,

Wenn die Natur sich selber untreu —

der Mohr hat den Glauben an sich verloren, er wird darum nur noch jenem vertrauen, nur noch jenem folgen: sein Los und das seines Weibes ist entschieden. Was von diesem Augenblick ab in dem Innern Othellos vorgeht, ist einzig ein erbitterter Kampf zwischen leidenschaftlichster Liebe und brennender Scham: denn er liebt die Frau, die ihn entmenscht haben soll; und das letztere muß, wenn einmal als wahr hingenommen, in Anbetracht der stolzen Natur des Mannes den endlichen Ausgang des ganzen Handels bestimmen.

Und da es die Schmach ist, die alles weitere fortan überherrscht, und die es dem edleren Gemüte kaum gestattet, sich den erfahrenen Schimpf je noch anders als in schamhafter Hast einzugestehen, so wird auch in dem Munde Othellos der seelische Schmerz fast durchweg zu gedämpfter Rede werden. Ab und zu, vornehmlich wenn ihn Jago bis aufs Blut stachelt, mag ein lauter Schrei und eine entfesselte Gebärde schnellhin an der Ordnung sein: das meiste jedoch kann sich ihm nur halblaut vom Herzen ringen. Tiere brüllen, aber die verschämte Qual des Menschen darf sich nie anders als verschleiert zeigen. Und da zugleich ein Mann dieser Art und Verhältnisse das Leid bis zu solchem Überschwange empfindet, daß er entweder vergessen oder selbst enden muß, so vermeint derselbe zuweilen das erstere noch zu können, indem er sich die Ursache seiner Schmach zum wenigsten aus den Sinnen schafft. Er selbst oder sie? Und Othello entscheidet seinem Charakter gemäß, wie es die Gerechtigkeit zu gebieten scheint:

Die Sache will's, die Sache will's, mein Herz!

Den Cassio überläßt er an Jago; die Frau zu richten, nimmt er auf sich. Sind diese beiden erst tot, sie, die einzigen schuldigen Zeugen seiner Entmenschung auf der einsamen, abgelegenen Insel, so lebt auch die Schande nicht mehr, und er hat seine Menschheit wieder — so wähnt er wenigstens. Und damit beginnt jener Kampf zwischen Liebe und Ehre, wie ihn herzzerreißender die tragische Szene nie geschaut hat, noch je schauen wird. Sollte es einmal einen wahren Menschendarsteller geben, der diesen Othello Shakespeares mit der Seele zu spielen verstünde: die Menschen im Zuschauerraum würden vor solchem Jammer wie Niobe in Tränen erstarren. Schon ein einziges Wort: ‚und dennoch, wie schade Jago! o Jago, wie schade, Jago!' mit den Lauten einer echten Seelenpein gesprochen, müßte selbst starken Herzen die letzte Fassung rauben.

Sind manchen Leuten schon die Hauptgestalten der Tragödie: Othello, Desdemona — ganz unverständlich geblieben, so hat man

vor Jago erst recht ungläubig die weisen Köpfe geschüttelt und diesen für den leibhaftigen Satan ausgegeben. Vielleicht, daß all' das nur ein wohlberechnetes Manöver ist, um die eigene Verwandtschaft mit dem saubern Patron weniger sichtbar werden zu lassen: ist derselbe doch nur ein Exemplar, wie es unter den redebegabten Tieren weite Verbreitung gefunden hat. In Wahrheit ist Jago einfacher Streber und Genüßling — also Selbstling in erhöhtem Sinne, aber nichts mehr. Dazu hat er Verstand. Und da er Streber ohne Glück ist, wie Genüßling ohne Geld, so folgt sicher wie die Nacht auf den Tag, daß er auch zugleich Ränkeschmied und Bauernfänger ist. Hätte er Stellung, oder Geld, oder wäre er dumm, würde er jenes letztere nicht zu sein brauchen und auch zum Teil nicht sein können: so aber muß er. Als Genüßling benötigt er unabläßig mehr Geld, als er hat; und da er sich nicht anders zu helfen weiß, so prellt er einen reichen Einfallspinsel darum, der sich ebenso wie viele andere einst um die liebliche Desdemona bewarb. Um seinen leeren Beutel zu füllen, muß er Rodrigo bei guter Laune erhalten: und das kann er am besten, wenn er demselben Hoffnungen auf die verlorene Geliebte macht. Als Streber haßt und verfolgt er alles, was ihm hindernd in den Weg tritt, haßt deshalb auch Othello, der ihn Cassios halber übergangen, und möchte es beiden gelegentlich einränken. Genüßling und Streber — ist er damit zugleich ausgemachter Selbstling, der herzlos nur selbstische Empfindungen kennt. Um stets eine offene Tasche bei dem venezianischen Dummkopfe zu finden, muß er irgend etwas tatsächlich zu dessen Gunsten zu unternehmen scheinen; und da das Ziel in diesem Falle immer nur die Desdemona sein darf, so ist es ersichtlich, daß der eigentliche Beweggrund seiner Handlungsweise gegen den Mohren und dessen Weib nicht ursprünglich reinweg in der Lust am Bösen, vielmehr in seinem Abhängigkeitsverhältnisse zu Rodrigo zu suchen ist. Er phantasiert sich sogar in eine erhöhte Wut gegen Othello hinein und stopft sich mit Einbildungen, nur um die Intrige am Anfang ein wenig schmackhaft zu finden. Es wäre töricht zu meinen, daß er sogleich von Anbeginn ein klares Ziel vor Augen gehabt

hätte. Zweifellos, daß sein Hauptbestreben anfangs immer nur darauf gerichtet war, irgendwie seinen Bankhalter zu beruhigen und sich diesen gefügig zu erhalten; aber als geborener Ränkeschmied erwärmt er sich allmählich für den rohen Einfall und versucht mehr aus Freude an seiner Kunst als aus Rachsucht das Spiel so plan- und wirkungsvoll wie möglich zu gestalten. Auch zum Schlusse, wo er ohne viel Besinnen einen nach dem anderen abzutun bemüht ist, handelt er wieder nur im Selbsterhaltungstriebe und nicht als Teufel. Der gute Jago hat in unserem Stücke lediglich Unglück gehabt. Hätte ihn dagegen die Sonne des Glückes wie ihren Günstling angelächelt, hätte sie ihn zu hohen Ämtern gelangen und auf Dukaten sitzen lassen, so wäre er unter Umständen in dieser Welt zu einem hochangesehenen, ja berühmten Manne geworden, dem die dankbare Menschheit ehrfurchtsvoll eherne Denkmäler setzen würde: ohne daß er jedoch deswegen je aufgehört hätte in seinem Charakter vollinhaltlich der Jago Shakespeares zu sein. Man glaubt es kaum, wie leicht es für einen gescheiten Kopf ist — was kann beifälliger klingen? wenn dieser einem Streber und Genüßling zugehört — wer denkt hierbei schon an Mord und Totschlag? jeden Augenblick ein gediegener Jagone zu werden, sobald er Geld braucht und keines hat, Beförderung sucht und Zurücksetzung erfährt. Darum sind solche aber noch keine Teufel, sondern nur Selbstlinge, für welche die Ruhe, das Glück, das Leben anderer, während sie durstig sind, gerade so viel Wert hat wie das Seidel Bier, nach dem sie verlangen und nicht bezahlen können. Haben sie es hingegen dazu, so sind sie sogar manchmal imstande, ein ganzes Fäßchen für ihre gefälligen Saufbrüder anzapfen zu lassen. Solcher Art sind die Jagonen; und dieselben würden ebenso sichtbar wie zahlreich sein, wenn nicht die zeitliche Strafe ihrer Unternehmungslust einen Riegel vorschöbe. Genau untersucht sind sie Tiere, die niemandem etwas zuleide tun, wenn sie sich vollgefressen haben: wehe dem Menschen aber, der ihnen zu nahe tritt, wenn sie hungrig sind. Einen Beleg für die traurigen Folgen der letzteren Erscheinung haben wir an dem jammervollen Geschicke des venezianischen Mohren gefunden. Auf

Antrieb Jagos ermordete Othello einen Engel an Unschuld und Huld und tötet, sobald er das Bubenstück seines Fähnrichs durchschaut, sich selbst — und das, mit Bedauern sei's gesagt! schnellhin und ohne Zeremonie. Hätte Shakespeare noch die ‚Sappho' des österreichischen Tragikers erlebt, so würde er gewußt haben, daß man sich zu solch' tragischen Feierlichkeiten immer erst standesgemäß zu kostümieren habe. Einmal die Entdeckung gemacht, würde sich nach diesem ewigen Muster Othello eiligst in eine Rüstung geworfen, sein wieherndes Roß bestiegen und würde alsdann, während das Banner flatterte, die Kanonen donnerten, die Trompeten schmetterten, einen Dolch mit diamantenem Griff sich in dem Zeitmaße eines kriegerischen Trauermarsches taktvoll in die Brust gesenkt haben. So stirbt in Wahrheit ein Held. Wir Österreicher sind doch bessere Tragiker!

In den Trauerspielen, richtiger: Komödien — Grillparzers herrscht die platteste Alltäglichkeit. Es würde gewiß falsch sein, wollte man sagen, daß die Geschöpfe seiner Kunstfertigkeit nicht wirkliche wären: sie sind dies durchaus; nur ist deren Schicksal unwirklich und unnatürlich. Die Personen in seinen Stücken sind, seelisch genommen, bloße Tiere, denen aber ein menschliches Schicksal bereitet werden soll — was sinngemäß unausführbar ist. Man wird natürlich nicht behaupten dürfen, daß solche Wesen ohne jegliche Sinnesart wären, obschon diese eben nur darin bestehen kann, daß jene einzig und unaufhörlich allen Eindrücken der Außenwelt unterliegen. Damit ist deren Dasein aber nichts anderes als eine Reihe zusammenhangloser Zustände, die sich wohl erklären, doch niemals zu einer Handlung verbinden lassen: da die letztere allein auf dem selbständigen und gebieterischen Willen des Menschen beruht. Dieser fehlt, so natürlich auch die Handlung. Aber auch nicht einmal zu einer sinnvollen Fabel bietet das Leben dieser vegetierenden Scheinmenschen irgendwelchen Grund, weil kein innerer Faden die einzelnen Ereignisse mit einander verbindet, und weil eine jede Herleitung und Folgerung unmöglich bleibt, indem alle Zustände von außenher willkürlich beeinflußt werden. Allerdings lebt eine jede einzelne Stimmung solcher Wesen in einer Begebenheit auf, aber

keine nächste ist berechenbar; die zweite wird die erste häufig genug völlig aufheben; und das Wunderlichste ist an der Tagesordnung. Solchen Geschöpfen, die sich, genau angesehen, lediglich der Sinnlichkeit verpflichtet fühlen, kann immer nur ein Schicksalslos erstehen — nämlich das der Tiere. Und es gibt wirklich Leute — sogar Professoren der Kunstphilosophie sind darunter — die gerade darin, daß solche Tiere nur so auf ein Ungefähr hin starben oder abgetan wurden, die eigentliche, ja höchste Tragik eines menschlichen Daseins begreifen.

Wenn die verstandesgemäße Kopie der äußeren Handlung — und eine solche kann unter Umständen sogar völlig gelingen — auch gleichzeitig immer die Kopie der inneren enthielte, dann freilich würde der scharfsinnigste Rechenmeister auch stets der größte Dichter sein. Aber nur das Gerippe kann nachgeahmt werden, und für den Inhalt hat ein jeder aus eigenen Mitteln einzustehen; und da die innere Form eines wirklich dichterischen Kunstwerkes unabänderlich durch die Leidenschaft bestimmt wird, so könnte auch die Nachahmung sich nur dann zu selbständigem Leben und menschlicher Würde erheben, wenn der Kopierer über seine Verstandesklügelei hinaus noch eigenste seelische Kraft zu offenbaren verstünde. Man darf zugeben, daß die Kopie des Gerippes bei Grillparzer häufig bis zum kleinsten Gliede hin stimmt — und das will ja beim Handwerk schon viel besagen — aber das blühende Leben, mit dem er sein kopiertes, großes Schicksal zu erfüllen sich bestrebt zeigt, ist nichts als gesellschaftlicher Krimskrams der niedrigsten Art. Schöne Kostüme sollen diese Niedrigkeit in etwas wenigstens heben, aber selbst die Kostüme kommen vom — Tandelmarkt.

Etwa ein halbes Jahrhundert nach Shakespeare begegnen wir in Spanien einem Stücke, dem ein gleicher Gedanke wie in ‚Othello' zugrunde liegt. Es ist dies der Arzt seiner Ehre. Es soll ein Drama, ja womöglich eine Tragödie vorstellen, ist aber weder das eine noch das andere. Die Fabel in der Dichtung Calderons ist ganz künstlich und kunstlos zugleich, die in dem englischen Stücke höchst natürlich und zugleich überaus kunstreich. Die

Empfindung in jenem durchaus romantisch, in diesem völlig naiv — dort Kultur, hier Natur. Kaum eine Zeile dort, die den Naturlaut der Empfindung aufwiese — alles kühle Betrachtung ausschließlich gesellschaftlicher Begriffe; hier offenkundigste Leidenschaft. Dort keine Spur von wirklicher Menschengestaltung; hier die eigenartigste und reichste Charakterbildung. Der Stil bei Calderon lediglich der undramatisch schildernde; bei Shakespeare der im höchsten Sinne dramatisch charakterisierende. Die Entwicklung bei jenem ärmlich und unzureichend; bei diesem reichlich und überzeugend. Der Schluß dort empörend, ja ekelhaft, hier erschütternd und tragisch. Der eine nur Romantiker — der andere ganzer Idealist. Steht man vor beiden Werken zugleich und schweift man mit den Blicken vergleichend von dem einen zum anderen hinüber, so hat man die durchaus berechtigte Empfindung, als sehe man vom Berliner Kreuzberg zum Schweizer Pilatus hinauf. Der Inhalt aber des Calderonschen Stückes ist folgender.

Der spanische Infant Don Enrique hat vor Zeiten die schöne Donna Mencia de Acunja geliebt und wurde wiedergeliebt. Der Vater der letzteren aber vermählte sie an Don Gutierre, der seinerseits schon einmal verlobt gewesen war, die Verlobung mit Donna Leonor jedoch auf Grund eines falschen Verdachtes gelöst hatte. Die Vermählung der Geliebten ist in solcher Stille und Eile vor sich gegangen, daß selbst der Prinz von der Sache nichts erfährt. Erst gelegentlich eines Besuches, den er seinem Bruder, dem Könige, in Sevilla abstatten will, stürzt er unversehens vom Pferde und wird bewußtlos in ein nahes Landhaus getragen, wo er seine geliebte Donna Mencia als die ehrbare Frau eines anderen wiederfindet. Der Prinz bekennt von neuem seine Liebe, wird aber von der jungen Frau jetzt auf das entschiedenste zurückgewiesen. Gleichwohl benutzt der Verliebte die Abwesenheit des Ehemanns zu erneuten Versuchen. Don Gutierre ist eines Ehrenhandels halber abwesend, den ihm die zu Unrecht verlassene Donna Leonor verursacht hat, und der Prinz benutzt die Gelegenheit, um sich nachts in das Haus der Geliebten zu stehlen. Umsonst! er wird neuerdings abgewiesen;

aber während beide noch miteinander sprechen, ist unvermutet der Ehemann zurückgekehrt. Da kein anderer Ausgang ist, und Donna Mencia weder sich selbst einem ungerechten Verdachte noch den Prinzen einer persönlichen Gefahr aussetzen will, verbirgt sie diesen in ihrem eigenen Gemache, heuchelt später ihrem Gatten Furcht vor einer vermummten Gestalt, die sie unvermutet in ihrem Zimmer gefunden haben will, und löscht in der Verwirrung, die darob entsteht, absichtlich das Licht, damit im Dunkel der Verborgene unbemerkt das Landhaus verlassen könne. Es gelingt. Allein Don Gutierre findet beim Nachspüren einen Dolch, den er tags darauf als den des Prinzen zu erkennen glaubt. Um die Gattin auf die Probe zu stellen, kehrt er in einer der nächsten Nächte unerwartet zurück, findet jene bei brennenden Kerzen im Garten auf einem Ruhebette schlafend, löscht eilends das Licht und beginnt zu ihr mit verstellter Stimme zu sprechen. Die überraschte Frau vermutet nichts anderes, als daß dies wieder der Prinz sei, und beschwört so den Sprecher, sie nicht weiter zu verfolgen, zu kränken und sich selbst keiner Gefahr mehr auszusetzen, denn sehr fraglich wäre es, ob es ihr zum zweiten Male gelänge, ihn durch eine List zu retten. Auf solche Weise erfährt Don Gutierre, daß seine Frau ihm zwar jüngst eine kleine Komödie vorgespielt hat, aber trotzdem eine ehrbare Frau geblieben ist: gleichwohl entschließt er sich dazu, sich für entehrt zu halten. Er sucht mit dem gefundenen Dolche des Prinzen den König auf und trägt diesem sein Anliegen vor. Der König verbirgt den Kläger hinter einen Schirm, um vor ihm als verborgenem Zeugen den soeben eintretenden Infanten zu verhören. Das Verhör wird mit merkwürdigem Ungeschick geführt. Obschon sich der Prinz die größte Mühe gibt, die angeschuldigte Frau wahrheitsgemäß zu entlasten, so kann er doch gegen die große Mühe, die sich der König gibt, ihn mißzuverstehen, nicht aufkommen. Sobald er im besten Zuge ist, jeden Verdacht bezüglich der Donna Mencia vollends zu zerstreuen, unterbricht ihn ängstlich der andere. Zuletzt bringt der König dem Infanten den gefundenen Dolch auf; dieser ergreift die Waffe und verwundet dabei, bestürzt wie er ist, den königlichen

Bruder an der Hand. Des letzteren bemächtigt sich darüber eine derartige geistige Verwirrung, daß er sich schon ermordet glaubt: und der erschrockene Prinz beschließt, sich freiwillig für immer zu verbannen. Die Kunde davon, und daß sie die eigentliche Ursache der Verbannung sei, erreicht auch Donna Mencia. Sie fühlt, daß ihr Ruf zugrunde gerichtet wäre, sobald die Flucht des Prinzen sich bewahrheitete und deren volle Begründung ruchbar werden sollte. Um solches zu verhüten, entschließt sie sich, den letzteren in einem Briefe zu ersuchen, sich nicht zu entfernen. Während sie eben erst die Worte ‚Josée, entfernt Euch nicht!' geschrieben hat, tritt unversehens Don Gutierre hinter ihren Sitz, entreißt ihr das Blatt, um es zu lesen. Der Gatte ist daraufhin so fest von der Schuld der Gattin überzeugt, daß er den Entschluß faßt, sie sofort zu töten. Damit aber seine Schande zufolge einer offenkundigen Tat nicht in das allgemeine Gerede der Leute komme, soll die Frau ganz heimlich und wie durch ein Versehen umgebracht werden. Er selbst erzählt ein paar Stunden darauf heuchlerisch dem Könige die wunderliche Geschichte.

O vernimm des schwersten Schicksals
Trauerspiel, wie auf der Bühne
Keins die Hörer noch mit Staunen,
Mitleid, Furcht, Entsetzen füllte.
Mein geliebtes Weib, Mencia,
So mit Reiz begabt wie züchtig
Und so tugendhaft wie schön —
Mag der Ruf es laut verkünden —
Sie, für deren Wert und Liebreiz
Ich mit Seel' und Leben glühte,
Sie befiel am vorigen Abend
Plötzlich eins der schwersten Übel:
Und so macht ein menschlich Leiden
Ihre Göttlichkeit zur Lüge.
Ein geschickter Arzt, an Ruf
Und an Namen hoch berühmt,
Durch unsterbliches Verdienst
Wohl des größten Lobes würdig —
Der verschrieb ihr einen Blutlaß,
Denn durch diesen dacht' er, glücklich

Die Gesundheit herzustellen,
Nach Vertreibung jenes Übels.
So geschah's: ich selber holte,
Als allein im Haus noch übrig,
Einen Wundarzt, denn ich hatte
Keine Dienerschaft zur Hilfe.
Um nach ihr zu sehn, betrat ich
Ihr Gemach in aller Frühe —
Doch hier stocket meine Zunge,
Hier wird mir der Atem kürzer,
Denn ich sah mit grausem Blute
Rings das Lager übertünchet,
Alles Bettgerät besudelt,
Und in dieser blut'gen Hülle
Lag Mencia tot. Verblutung
War es, die ihr Leben kürzte;
Ist es doch bekannt, wie leicht
Solch' ein Aderband sich lüftet —

Solches sollte die Welt glauben. Der König aber war schon kurz vorher von anderer Seite über den wahren Sachverhalt aufgeklärt worden. Der Wundarzt selbst, der den Aderlaß vorgenommen, hatte ihm berichtet, daß die Verblutung beabsichtigt und er nur gezwungen und unter Todesdrohungen seitens Don Gutierres bis zum Ende zugegen gewesen wäre. Gleichzeitig hatte der Diener des Edelmannes bezeugt, daß Donna Mencia auf einen unbegründeten Verdacht hin schuldlos gestorben sei. Als daher der König das Märchen Don Gutierres hört, sagt er zuerst zu sich selbst:

Mich zu mäß'gen, fällt mir schwer!

aber es gelingt ihm, denn soeben ist am frühen Morgen Donna Leonor, die früher Verschmähte, auf ihrem Wege zur Messe bei dem Hause Don Gutierres angelangt: und so spricht er:

Trösten müßt Ihr Euch, Gutierre,
Dies ist not; und daß genügend
Diesen traurigen Verlust
Der Gewinn austragen müsse,
Gebt der Leonor die Hand.

Der Rächer ſeiner Ehre ſträubt ſich:

Herr, ich fleh' Euch, hört' bei Seite
Die Entſchuld'gung.

König.

überflüſſig!
Welche denn?

Don Gutierre.

Wenn wiederum
Mich ſolch' Mißgeſchick bedrückt,
Daß ich nachts im Haus vermummt
Euren Bruder finden müßte?

König.

Dem Verdacht iſt nicht zu glauben.

Don Gutierre.

Wenn ich einmal hinterm Pfühle
Meines Bettes, Herr, den Dolch
Don Enriques finden müßte?

König.

Was tut's, wenn er ſelbſt verkündet,
Daß beſtändig ihre Schönheit
War ein Bollwerk, unerſchüttert
Von der Stürme mächt'gem Andrang?

Don Gutierre.

Wenn ich endlich bei der Rückkehr
In mein Haus ein Schreiben finde,
Das des Prinzen Bleiben wünſchet!

König.

Für dies alles gibt's ein Mittel.

Don Gutierre.

Mittel, das auch hier noch hälfe?

König.

Ja, Gutierre.

Don Gutierre.

Welches, Herr?

König.

Eures!

Don Gutierre.

Und das ist?

König.

Ein tücht'ger

Aderlaß.

Diese letzte Antwort überzeugt den Rächer seiner Ehre von der Zweckmäßigkeit einer neuen Verbindung — wenigstens seinerseits. ‚Gebt also Eure Hand der Donna Leonor,' mahnt der König,

Denn ich weiß es, sie ist würdig
Eurer Hand.

Don Gutierre.

Ich gebe sie.
Aber, Leonor, bespritzet
Ist sie noch mit Blut.

Und das Prachtstück von einem Weibe antwortet:

Was macht's?
Nicht erschreckt es, noch erschüttert's mich.

In einem Briefe an Heinrich von Kleist meinte Goethe, daß er sich getrauen würde, mit solchen Stücken dem deutschen Publikum ein ausbündiges Vergnügen zu bereiten. Was doch der Weimarische Dichterfürst von einem deutschen Publikum zu Zeiten für sonderbare Vorstellungen gehabt haben muß!

Wie überflüssig, ja nichtig ist nicht die Begründung in dem Calderonschen Stücke! Die ganze Verwickelung setzt sich eigentlich aus lauter possenhaften Mißverständnissen zusammen. Die Menschen hören immer nur mit halbem Ohr; sie hören allenfalls noch den Vordersatz, aber nie den Nachsatz: ja sie wollen den letzteren gar nicht hören, weil sonst das Schicksalsbräu nicht geraten möchte. So darf natürlich auch in dem entscheidenden Briefe Don Gutierre nur den Vordersatz lesen. Wie anders im ‚Othello'! Hier geht allen Täuschungen seitens Jagos die durchweg gläubig beschworene Unverträglichkeit zweier Rassen voraus; jeder Vorwurf, der gegen die Treue der Desdemona erhoben wird, weit davon entfernt, ein Übel erst zu erzeugen, enthüllt lediglich das schon lang vorhandene und nur bis dahin verborgene. Es war vollkommen genügend bei

Othello, daß man an seiner Menschenwürde ganz allgemein zweifelte; er hätte einen jeden ob solchen Übermutes gestraft. Der angebliche Zweifel seines Weibes aber war der schlechthin größte Schimpf, der ihm überhaupt zugefügt werden konnte, weil dieser so von einer Stelle in der Gesellschaft kam, die den Verhältnissen gemäß für die allerhöchste gelten mußte, und über die hinaus eine weitere Berufung ganz unmöglich erschien. Darum Othellos furchtbare seelische Erschütterung! Denn er mußte strafen, wollte er sich nicht selbst verachten, und er soll strafen, wo er überschwänglich liebt. Der Vorgang hier ist ganz innerlicher Natur; der Vorgang im ‚Arzt seiner Ehre' wesentlich die Frage: was sagt die Welt dazu. Daher auch im letzteren die feige Art des Mordes. Daß Othello den Tod der Desdemona in keinem Falle überleben wird, ist einem jeden von uns unerschütterlich gewiß; Don Gutierre dagegen hat schon ein paar Stunden darauf die zweite Frau bei der Hand, und er brächte auch die dritte um, wenn sich dazu die Gelegenheit fände — immer unter der Frage: was sagt die Welt dazu? Ein halbes Jahrhundert nach Shakespeare geschrieben, mutet uns der ‚Arzt seiner Ehre' gleichwohl an, als wäre er mindestens schon 3000 Jahre alt — der ‚Othello' hingegen, als hätte uns ihn erst der allerletzte Tag geschenkt.

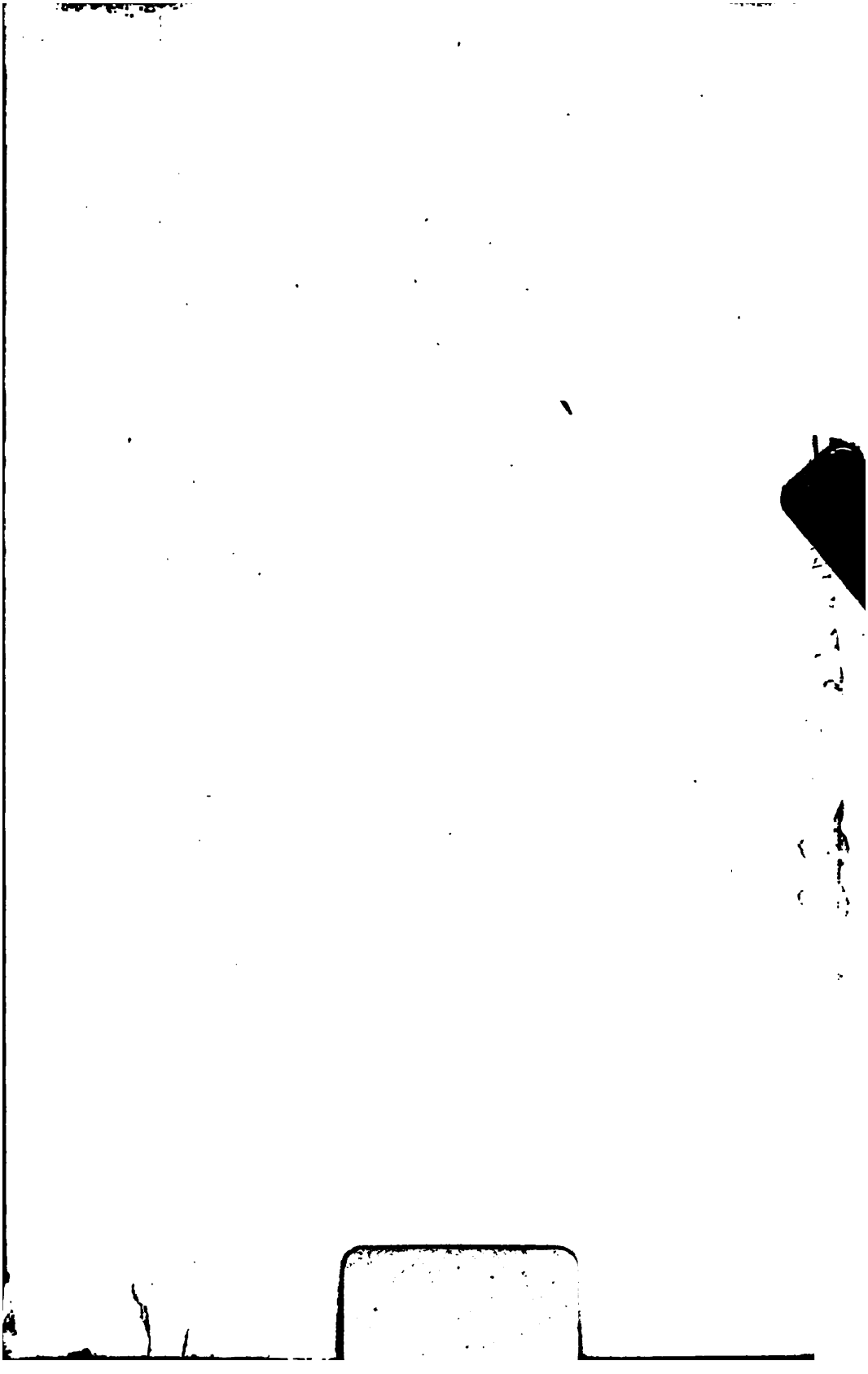
Das ist der stolze Sieg der ewigen Natur.

Berichtigungen.

Seite	195	Zeile	8	lies richter für lichter.
Seite	218	Zeile	3	„ ſchlechter für ſchlecher.
Seite	222	Zeile	6	„ for ſtatt für.
Seite	„	Zeile	12	„ Lauf!' für Lauf!
Seite	„	Zeile	28	„ recht! für recht!'
Seite	224	Zeile	16	„ ſchrieben' für ſchrieben.
Seite	„	Zeile	22	„ Schlegel für erſterem.
Seite	234	Zeile	12	„ ſie für es.
Seite	285	Zeile	11	„ rührender für ruhrender.

Buchdruckerei der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung in Kempten.

Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.



12466.95
Shakespeareprobleme.
Widener Library
003354443
3 2044 086 731 999